~~Paed. 82~~ ~~im~~
Doederlein
Paed. Th.
1060 (3.

<36613396200016

<36613396200016

Bayer. Staatsbibliothek

Oeffentliche Reden

mit einem Anhange

pädagogischer und philologischer Beiträge

von

D. Ludwig Döderlein.

[3.]

Frankfurt am Main und Erlangen.
Verlag von Heyder & Zimmer.
1860.

211 – D1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Universitäts-Buchdruckerei von Junge & Sohn in Erlangen.

An

Karl Göttling,

Geheimenhofrath und Professor in Jena,

als ein Denkmal

unserer sechzigjährigen Freundschaft.

Vorwort.

Den zwei Bänden meiner in den Jahren 1843 und 1847 herausgegebenen „Reden und Aufsäze“ folgt hier unter etwas geändertem Titel eine dritte Sammlung.

Die Reden selbst, welche ihre Entstehung sämtlich meinem Amtsberuf als akademischer und als Gymnasiallehrer verdanken, bedürfen keiner besondern Bevorwortung; eher vielleicht der Anhang.

Derselbe enthält fast lauter Schulmeistereien und ist fast lediglich für humanistische Schulmänner berechnet. Wie ich von jeher die nun über vierzig Jahre von mir bekleidete *γυμνασιαρχία* für meinen Hauptlebensberuf hielt, ohne darüber die mir zugewiesene akademische Thätigkeit zu vernachlässigen oder für die Förderung der mir zugänglichen Zweige

des Alterthumsstudiums ganz unthätig zu bleiben, so möchte ich meine vieljährigen Gymnasialerfahrungen für jüngere Lehrer möglichst fruchtbar machen.

Sollte ich mir einen Beurtheiler dieser Mittheilungen wünschen, so wäre es ein praktischer Schulmann, und zwar von gereifterem Alter. Denn einem ganz jugendlichen würde ichs nicht verargen, wenn ihm vieles trivial und kaum des Druckes werth schiene. Ist es doch manchem Leser von Ciceros *officia*, mich selbst nicht ausgeschlossen, so ergangen, dass wir als Jünglinge und junge Männer Bemerkungen des humanen und erfahrenen Alten, besonders über Lebensklugheit, obgleich sie auf seinen gleichfalls zwanzigjährigen Sohn berechnet waren, doch für völlig selbstverständlich und kindisch und desshalb für langweilig erklärten, später aber, selbst noch im vierzigsten und fünfzigsten Lebensjahre uns bekennen mussten, das praktisch Brauchbare darin nicht verstanden zu haben, und uns manches Fehlers erinnerten, der aus Unkenntniss oder Missachtung seiner Winke begangen worden.

Eben so wird der rein wissenschaftliche Philolog meinen didaktischen Uebungen — denn das sind nicht die in dem also überschriebenen Aufsaz allein — keinen

besonderen Geschmack abgewinnen können, da sie auf Werth hauptsächlich in Hinsicht auf ihre Form Anspruch machen. Ich glaube mir nämlich in einem fünfundvierzigjährigen Lehramt und durch beständige Uebung in der socratischen Mäeutik die Gabe der Popularität in der Darstellung erworben zu haben, ohne deren Wirksamkeit durch eigentliche Breite abzuschwächen und ihrer gleichzeitigen Anregungskraft Abbruch zu thun. Denn der Lernende fühlt für eine Belehrung nur dann aufrichtige Dankbarkeit, wenn er durch die Belehrung sich zugleich angeregt und in geistige Selbstthätigkeit versezt sieht. Dieses Pfund, welches ich zu besizen wähne, wollte ich mittelst solcher didaktischer Uebungen wuchern lassen. Aus diesem Grunde habe ich mehrere Programme und Aufsäze, die einen rein wissenschaftlichen Zweck verfolgen und nur der zunftmässigen Philologie angehören, z. B. über Dittographieen und Wortversezungen im Text des Tacitus, in Zimmermanns Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1840 Nr. 39 u. 40, und *Indicem vocabulorum quorundam Teutonicorum cum Graecis Latinisque congruentium,* Universitätsprogramme vom Jahr 1851 und 1852, so wie ein zu der zwölften Festrede gehöriges lateinisches Festgedicht von dieser Sammlung

ausgeschlossen. Dagegen hoffe ich, dass sich ziemlich alles, was ich aufgenommen, im allgemein bildenden Gymnasialunterricht theils ethisch, theils ästhetisch, theils zur Uebung des Verstandes und Urtheils mittelbar oder unmittelbar verwerthen lasse.

Erlangen, den 6. April 1860.

Döderlein.

IX

Inhalt.

I. Reden.

Seite

I. Ueber die wahre Jugendlichkeit. Schulrede, gehalten am 27. August 1847 1

II. Ueber den Verein der Kraft und der Liebe. Schulrede, gehalten am 29. August 1848 13

III. Ueber Göthes Bedeutung für den Gymnasialunterricht. Schulrede, gehalten am 28. August 1849 an Göthes hundertjährigem Geburtstag 28

IV. Ueber die Pflege des Gemüths auf Gelehrtenschulen. Schulrede, gehalten am 27. August 1850 42

V. Ueber den Werth des äusseren Anstandes. Schulrede, gehalten am 27. August 1851 58

VI. Lob des Schulpedantismus. Schulrede, gehalten am 8. August 1855 71

VII. Wann herrscht ein guter Geist auf einem Gymnasium? Schulrede, gehalten am 8. August 1854 87

VIII. Ueber den Turnerspruch: frisch, frei, fröhlich, fromm. Schulrede, gehalten am 8. August 1856 103

IX. Ueber die Bildung zum Mann und zum Menschen. Schulrede, gehalten am 6. August 1858 119

X. Ueber die Blasirtheit. Schulrede, gehalten am 6. Aug. 1859 132

XI. Ueber das Verhältniss der Philologie zu unserer Zeit. Eröffnungsworte bei der zwölften Philologenversammlung, gesprochen am 27. September 1851 144

XII. Ueber die Pflege ächt deutscher Gesinnung. Festrede, bei Anwesenheit Sr. Maj. des Königs Maximilian II., gehalten am 26. Julius 1855 158

Seite

XIII. Festrede an Friedrich Schiller's hundertjährigem Geburtstag, gehalten am 10. Novbr. 1859 171
XIV. Worte am Grabe von W. D. J. Koch, gesprochen am 17. November 1849 194
XV. Worte am Grabe von C. Fr. Canstatt, gesprochen am 13. März 1850 204
XVI. Worte am Grabe von G. Fleischmann, gesprochen am 25. August 1850 214
XVII. Worte am Grabe von E. A. von Schaden, gesprochen am 15. Julius 1852 223
XVIII. Worte am Grabe von R. H. A. Kohlrausch, gesprochen am 12. März 1858 231
XIX. Gedächtnissrede für K. Fr. von Nägelsbach, gehalten am 21. Mai 1859 239

II. Anhang.

I. Didaktische Erfahrungen und Uebungen 261
II. Schema zu Vorlesungen über philolog. Encyklopädie 295
III. Pädagogisch - didaktische Aphorismen 297
IV. Verschiedene Stilübungen 305
1) Uebersezung der Leichenrede des Thucydides.
2) Uebersezung von Schillers Wallenstein IV, 10.
3) Griechische Verse.
4) Lateinische Verse.
5) Fabula Aesopica.
6) Wer ist der schwarze Ritter in Schillers Jungfrau?
7) Radetzkys Schnurrbart.
V. Sprachliches, Logisches, Rhetorisches 325
VI. Zu Homer 351
VII. Zu Sophocles 373
VIII. Zu Horatius 385
IX. Zu Tacitus 427
X. Miscellen 437

1

I. *)

Hochverehrte Versammlung!

In ruhigem Gange hat das Schuljahr, dessen Abschluss wir heute in gewohnter Weise feiern, sein Ziel erreicht, ohne wesentliche Aenderung der Lehrmethode, ohne bedeutende Störung der Schulzucht, und die Anstalt selbst ist noch unberührt geblieben von den bedeutungsvollen Ereignissen, welche vor wenig Monaten das geistige Angesicht unseres bayerischen Vaterlandes änderten. Allein es kann nicht fehlen, dass der Umschwung der Dinge auch auf das Schulwesen umgestaltend einwirken wird, und wenn die allgemeine Sage nicht täuscht, so darf das gesamte Studienwesen, auf Universitäten wie auf Gymnasien, einer neuen Einrichtung entgegensehen. Und wollen wir uns Glück wünschen, nichts übereilt zu sehen, und der Weisheit unseres Königs und seiner erleuchteten Rathgeber vertrauen zu dürfen, dass kein Grundstein des Gebäudes, in dem wir bisher gern gewohnt und nicht ohne Segen gearbeitet haben, herausgenommen, keine Hauptmauer verrückt werde, dass das Ganze ausgebaut werde nicht nach den Wünschen der vorübergehenden Beschauer, sondern nach dem Rathe der sachkundigen Baumeister. Wem wäre nicht bewusst,

*) Schulrede, gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am 27. August 1847.

wie viele Stimmen eine radicale Umgestaltung der Jugenderziehung fordern, und wie sicher sie ihrer Sache zu sein glauben? Ihnen gegenüber hat unsere Regierung mehr als manche andere ihre feste Haltung behauptet und stillschweigend ihren Anspruch auf die tiefere Kunsteinsicht geltend gemacht. Und wenn sie so den Grundbau, der nichts weniger als morsch ist, schont und schüzt, und aussen und innen einzelne Theile einreisst und neu aufbaut, andere verrückt und anders ausschmückt, und wenn dabei auch manche behagliche Gewohnheit gestört, manche neue Arbeit zugemuthet, mancher faule Fleck aufgedeckt wird, so werden wir das dankbar erkennen und uns vor der Gefahr hüten, dass Selbstzufriedenheit uns zur Unzufriedenheit verleite.

Bei diesem allgemein gehaltenen Wunsche für die nächste Zukunft unseres Schulwesens lassen Sie mich stehn bleiben. Denn einzelnes zu verfolgen wäre aus mehr als Einem Grunde hier und heute ein unzeitiges Bemühn. Jeder neue Schulplan, der da erscheinen mag, kann doch nichts anderes sein als eine neue Form; die Lehrer und die Lernenden sind es, die diese Form erst beleben müssen; darf ich ein Gleichniss gebrauchen, so sind sie der Wein, die Schulverfassung ist nur das Weingefäss. Der schlechte Wein in das schönste Gefäss umgegossen gewinnt nichts an Werth, so wie der edle Wein in dem gemeinsten Napfe seinen Wohlgeschmack behauptet.

Indess sind unsere von oben erhaltenen Vorschriften auch reich an Winken, nicht blos durch welche Mittel, sondern auch in welchem Geiste wir unsere Schüler erziehen sollen. Unter diesen ist eine dem reichen Gemüth unseres Königs unmittelbar entströmt. Wie der königliche Sänger einst dichtete,

> Wie? Gymnasium nennen die jezigen Menschen die Stätte,
> Wo die Jugend versizt, ach, wo der Körper verdirbt!

so werden auch in nüchternen Verordnungen die Schulen und Lehrer, welche solcher Ermahnung bedürfen, vielfach ermahnt, der Jugendlichkeit der ihnen anvertrauten Jugend keinen Eintrag zu thun.

Wohl mag schon mancher träge Schüler jene königlichen Worte missbraucht haben, um sich mit seiner Arbeitsscheu zu trösten; denn wo ist ein geistreicher Spruch, der jedem Missbrauch entgangen wäre?

Um so zweckmässiger wird es erscheinen, wenn ich hier im Namen der mir anvertrauten Anstalt nicht blos die allgemeine Versicherung gebe, von unserem eifrigen Bestreben, die uns anvertraute Jugend jugendlich zu erhalten, sondern auch die Frage ins Auge fasse, worin sich die wahre, ächte, lobens- und liebenswürdige Jugendlichkeit zeigt und durch welche Mittel sie gepflegt wird.

Was ist also der natürliche Character der Jugend überhaupt, der Character, in dem sich Kind und Knabe und Jüngling begegnen, und nur dem Grade nach sich von einander unterscheiden? Sie steht der Natur noch näher als das reife Alter, und hat das Recht ihr näher zu stehn. Das ganze menschliche Leben von der Wiege bis zum Grab ist, wenn es seine wahre Aufgabe erkennt, ein beständiger Kampf der Vernunft mit der Natur, und sogar mit einer doppelten Natur; mit der Aussenwelt, die der menschliche Geist seinen Zwecken dienstbar macht, und mit seiner eigenen inneren Natur, die ihn vielfach in seinem höheren Streben hindert.

Dieser Kampf wächst mit dem Leben selbst. Nur das Wiegenkind, der Säugling, ist völlig von ihm freigesprochen, aber kaum erwacht der erste Funke seiner schlummernden Vernunft, so ergeht an ihn die Forderung, dem Triebe seiner Natur Gewalt anzuthun, zu lassen, was sie will, und zu thun, was sie nicht will.

Allein es ist eine gewaltige Macht, diese Natur, die jeden Fussbreit ihres Gebiets vertheidigt, daher die Nachsicht, wenn der gebotene Kampf nur unvollkommen gelingt; und es ist eine edle Feindin, diese Natur, daher die Aufgabe, keinen Vertilgungskrieg gegen sie zu führen, sondern sie nur zu bändigen und aus einer kräftigen Gegnerin zu einer hülfreichen Freundin zu machen.

So ist's naturgemäss, wenn der Knabe und Jüngling noch vielfach unter der Herrschaft dieser Natur steht. Ihr Grundzug ist die rohe ungebändigte Kraft, die an sich die Grundbedingung alles Grossen und Herrlichen ist, aber erst durch ihre weise Mässigung ihre Vollendung erhält.

Aus dieser Quelle strömen die Fehler, die wir der Jugend lieber und leichter verzeihen als dem reifen Alter, der Leichtsinn, der den Ernst des Lebens gern vergisst, die Unbesonnenheit, die der Eingebung des Augenblicks folgt, der Uebermuth, der die inwohnende Kraft gern überströmen lässt, der Jähzorn, der das aufgeregte Gefühl nicht zu bemeistern vermag.

Gegen alle diese Fehler muss die Erziehung mit Worten eifern und mit Werken kämpfen, aber sie geht mit Freude in diesen Kampf und darf sich nicht Glück wünschen, wenn sie nichts der Art zu bekämpfen findet. Eine jugendliche Seele, welche zu allen diesen Fehlern sich nicht einmal versucht fühlt, ist entweder eine Engelsnatur oder eine Unnatur.

Es ist ein wohlthätiger Kampf mit der übersprudelnden Kraft, aber ein hoffnungsloser mit der urzahmen Schwäche. Wie der tüchtige Reiter lieber ein schnaubendes Ross im Zügel hält, als einem frommen Ross die Sporen gibt, so wird auch der Erzieher, wenn er die Wahl hat, lieber eine Rotte wildausschlagender Knaben führen, die er zur Besonnenheit ermahnen und nöthigen

muss, als eine Schaar allzu zahmer Naturen, die er treiben muss.

Sind diess Fehler, zu denen der Naturzustand die Jugend verleitet, so gehn andererseits aus eben diesem Zustand Vorzüge hervor, welche die eigentliche Lichtseite des jugendlichen Characters bilden, und deren Mangel der Jugend schwerer nachgesehen wird als dem Mannesalter.

Es ist diess erstens die Offenheit. Ich darf nicht erst bemerken, dass sie kein ausschliessender Besiz der Jugend sein soll; aber die späteren Jahre machen die Lebensklugheit zur Pflicht, welche unbeschadet des Gewissens und der Ehre den Mann nöthigt, den Verhältnissen sich anzuschmiegen. Das Geschäftsleben verpflichtet zu Geheimnissen, ja es gibt selbst einen Lebensberuf hohen Ranges, welcher der Unwahrheit und des Truges nicht glaubt entbehren zu können, und jeder, dem die Fürsorge für eine grössere oder kleinere Gesellschaft obliegt, jeder, der eine Gemeinschaft zu vertreten hat, bedarf der Vorsicht und der Rücksicht, bedarf des leisen Auftretens und der weisen Beschränkung seines Freimuths. Die Jugend ist von diesen Fesseln frei. Gibt es überhaupt erlaubte Nothlügen, für die Jugend gibt es sicher k e i n e. Der wahre Jugendsinn versteht sich auf Unwahrheit, Verstellung, Lug und Trug so wenig als die Natur selbst, und gibt diesen Sinn durch ein offenes, freies Auge kund, das jedem andern Auge gern begegnet und fest in jedem andern Auge ruhen kann. Diess soll und vermag allerdings auch der reife Mann, aber aus dem offenen Blick des Knaben und Jünglings soll nicht blos ein gutes Gewissen sprechen, das die Lüge besiegt, sondern die Unschuld selbst, welche die Lüge gar nicht kennt.

Ein zweites Kennzeichen der Jugend ist die Begeisterung, eine edle Leidenschaft. Beneidenswerther Mensch, wen ein jugendlicher Enthusiasmus durch sein ganzes

Leben begleitet, wer nicht blos mit Wärme, sondern mit Gluth seine Lebenszwecke verfolgt, ohne dass sein Blut durch die Jahre ruhiger, sein Gemüth durch die Welterfahrung kälter wird!

Diess ist ein seltenes Glück, und ein Glück mehr für ihn selbst als für die Welt. Denn in grosser Mehrzahl lässt der Mensch sein Blut durch die Macht der Jahre beruhigen, sein Gemüth durch Erfahrungen erkälten, seine Herzensinteressen durch gleichmässige Vertheilung auf Mancherlei ins Gleichgewicht sezen, und bleibt so vor manchem beseligenden Irrthum, dem der Enthusiast sich hingibt, gesichert und befreit. Aber beklagenswerth ist der Mensch, der in keinem Abschnitt seines Lebens mit Geist und Herz geschwärmt hat, nie einer Gewalt der Begeisterung unterthan war, die sein ganzes Selbst in Beschlag nahm und sein Wesen mit einer Liebesgluth durchzuckte, über der er sich selbst vergass. Und wie reich ist die Welt an Gegenständen, für die man schwärmen kann! Sei es das Reich der Töne oder der Farben, sei es eine Wissenschaft oder eine Schöpfung der Dichtkunst, sei es ein Held der Geschichte, dessen Grossthaten uns hinreissen, oder ein Lehrer, an dessen Mund und Auge wir mit Ohr und Auge hangen, oder ein Freund, mit dem wir uns zu Einem Wesen vereinigt wünschen. Der Jugend bieten sich diese Gegenstände am willigsten dar, die Jugend kann sie am leichtesten ergreifen und festhalten, der Jugend steht Einseitigkeit in ihrem Thun und Fühlen wohl an. Darum verlangen wir von einem Jüngling, in welchem wir wahre Jugendlichkeit erkennen sollen, dass er nicht sein Herz und seine Liebe mit abgemessener Unparteilichkeit an alles gleichmässig vertheile, sondern mit parteilicher, ja selbst blinder Vorliebe eines oder einiges ergreife, dafür erglühe, darin ganz lebe und aufgehe.

Ganz verschieden von dieser Begeisterung und Schwärmerei und von jener Offenheit und Freimüthigkeit ist eine dritte Eigenschaft, die zum Wesen der Jugendlichkeit gehört. Jene beiden sind Ausflüsse des Kraftgefühles und sind eine Folge der Freiheit, deren sich die Jugend in ihrer Nähe am Naturzustand und in ihrer Entfernung von den Schranken des Geschäftslebens erfreut. Soll der Verein dieser schönen Eigenschaften nicht in Uebermuth ausarten, so muss in dem freimüthigen und begeisterten Jüngling noch ein Gefühl rege sein, durch welches er sich selbst beschränkt und demüthigt; das Gefühl, dass er nur ein Werdendes ist, und die Anerkennung, dass das Werdende dem Fertigen nachstehe, wie die unreife Frucht weniger gilt als die gereifte. Die Bescheidenheit ist es, die Krone der Jünglingstugenden, wie die Kraft und das innere Feuer ihre Grundlage ist. Durch nichts erniedrigt sich der Mensch mehr als wenn er nichts höheres anerkennen mag, dem er Ehrfurcht schulde, als sich selbst; er beweist dadurch, wie niedrig seine Ideale stehn, und jeder ist mehr nach dem zu messen, wonach er strebt, als nach dem, was er schon errungen hat. Freilich sagt unser Dichterfürst in heiterer Laune, dass nur die Lumpe bescheiden seien, und mancher Jüngling mag sich diess Wort zu Herzen genommen haben, das gewiss nicht zur Jugend gesprochen ist.

Ich verzichte billig darauf, das Bild eines Knaben oder Jünglings, in dem sich der jugendliche Sinn rein und liebenswürdig auspräge, bis ins einzelne auszumalen; noch weniger darf ich Züge hinzuthun, die nur allgemeine Tugenden sind. Aber denken Sie einen Jüngling mit einem offenen, ehrlichen, unschuldigen Auge, das keinem Blicke scheu ausweicht, lassen Sie aus demselben Auge ein lebendiges Gefühl sprechen und ein Gemüth hervorblizen, das leicht in Feuer und Flamme

ausschlägt; und lassen Sie dieses natürliche Feuer in allen Lagen, wo es die Sittlichkeit gebietet, in gemessenen Schranken bleiben und sich selbst dämpfen und bekämpfen, so werden Sie keinen Grundzug jugendlichen Wesens vermissen.

Wir hören oft die Klage, dass die heutige Jugend der Jugendlichkeit mehr und häufiger ermangele als die der früheren Geschlechter; dass die Offenheit, Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit seltener erscheine; dass sie, aller Begeisterung unzugänglich, an Gleichgültigkeit, auch wohl an Altklugheit leide; dass sie die Bescheidenheit verlernt habe und sich dem reifen Alter gleich stelle, mehr als sonst. Ob die Anklage eine gerechte ist? Ich weiss es nicht. Ich weiss nur, dass sie seit Jahrhunderten jedes jüngere Geschlecht von dem älteren getroffen hat. In keinem Fall kann eine Vergleichung viel fruchten, denn da nie eine Jugend ganz so war, wie sie sein sollte, so bleibt in allen Fällen die Aufgabe, das, was im Keim vorhanden ist, zu pflegen und das, was ganz fehlt, zu pflanzen.

Also, wenn unsere Jugend keinesfalls schon jugendlich genug ist, was geschieht und was kann geschehen, um ihr zu ihrem eigenen, wie zum allgemeinen Heil das zu verschaffen, was ihr abgeht?

Lassen Sie uns nicht verkennen, vielmehr offen gestehen, dass das Beste hier die Natur selbst thun muss. Sie ist's, welche die Temperamente vertheilt, an deren Umgestaltung alle Kunst der Erziehung zu Schanden wird. Ein heiteres Gemüth mit seinem Leichtsinn, ein heftiges mit seinem Ungestüm macht es dem Jüngling leicht, sich jugendlich zu gebaren. Wem die Natur einen ruhigen und bedächtigen Sinn gab oder wen sie mit einem

ernsten, sinnigen, nach innen und nach oben gekehrten Herzen segnete, der überspringt leicht die eigentliche Jugend und erringt früh oder überfrüh die Vorzüge des reifen Alters. Allein die Weisheit des Schöpfers hat zum Heile der Menschheit in den meisten Naturen die Temperamente wunderbar gemischt und scheinbar widerstreitendes geeiniget, so dass die, welche ohne ihre Schuld schon als Jünglinge wie Männer oder gar wie Greise erscheinen, zu den Seltenheiten zählen.

Lassen Sie mich zuerst einige Anstalten und Grundsäze nennen, welche der Schule zur Förderung der Jugendlichkeit anzuwenden gestattet sind.

Die Wiedergeburt des Turnwesens erregte die schönsten Erwartungen, als es vor einem Menschenalter in einem Zeitpunkt, wo ganz Deutschland von den edelsten Gefühlen beseelt und von schwärmerischen Hoffnungen gehoben war, die verweichlichte, an Tanz und Theater, an Thee und an Zuckerwerk gewöhnte Jugend in seine strenge Zucht nahm. Ja, es war eine kräftige, gewandte, lebendige Schaar, die sich auf den damaligen Turnpläzen unter begeisterten Führern und Lehrern tummelte. Aber bald schloss eine mächtige Hand diese Schulen, und als sie wieder geöffnet wurden — die Begeisterung war vorüber, der Reiz der Neuheit war verschwunden, das Turnwesen mit seinen überströmenden Gefühlen und Ideen schrumpfte zu nüzlichen Leibesübungen zusammen! Aber auch sie an sich haben ihr Gutes; denn ein starker und gewandter Leib ist nicht blos nüzlich zum Handeln nach aussen; er wirkt nach dem innigen Verhältniss, welches zwischen der herrschenden Seele und dem dienenden Körper besteht, auch auf den Geist selbst zurück und gibt ihm Selbstvertrauen und Sicherheit. Möge aber dieser Theil unseres Unterrichtes noch tiefer in das Leben unserer Schüler eingreifen; mögen diese auch ausserhalb des Turn-

plazes durch ihre äussere Haltung, welche Anstand mit Kraft vereinige, und besonders durch einen raschen, jugendlichen Gang sich als Jünger der Turnkunst ausweisen — und dabei sich fern halten von allem, was von neuem den Fortbestand dieser Kunst bedroht.

In wiefern der eigentliche, der geistige Unterricht die Jugendlichkeit fördere, das kann ich nach dem Zweck dieses Vortrags nur kurz andeuten. Unter den Lehrgegenständen selbst, die uns vorgeschrieben, ist keiner, der ihr Eintrag thäte. Mögen manche derselben trocken scheinen! das ist kein Verdammungsurtheil; der trockene Lehrstoff schadet dem Jugendsinn so wenig als das trokkene Brot, wogegen eben das, was der Jugend oft die willkommenste Speise ist und ihrem Geschmacke schmeichelt, mit Sparsamkeit und Vorsicht gegeben sein will, wie Zuckerwerk und geistiges Getränke. Würde ein neuer Schulplan den Wünschen des grossen Publicums gemäss die bisher ausgeschlossene Naturkunde in den Kreis der Schule einführen, so würde das unstreitig auch seine gute Seite haben, nur hüte man sich, seine Erwartungen von dem Erfolg für das, was wir hier besprechen, zu hoch zu spannen. So poetisch die Natur an sich ist, so schwer erscheint die Aufgabe, sie in ihrer Poesie und Jugendfrische zu erhalten, nachdem sie in die vier Wände der Schulstube hineingeführt ist. Und wenn „in ihr Inneres kein erschaffener Geist dringt", so liegt, falls der Unterricht nicht in die Hand eines Meisters kömmt, die Gefahr nahe, dass jene „äussere Schale", die man dem Knaben allein vorweisen kann, für ihn entweder zum angenehmen Spielwerkzeug herabsinke oder ihm noch saftloser erscheine, als die trockene Schale des Sprachstudiums.

Die Form und Methode alles Unterrichts kann auf zwei sehr verschiedene Arten den Jugendsinn niederdrücken; anerkannter Weise, wenn sie in einem todten

Mechanismus aufgeht und das Gedächtniss des Schülers ausschliesslich beschäftigt und belastet, ohne seine selbstthätige Geisteskraft gleichmässig in Anspruch zu nehmen; aber das andere Extrem, alle Erkenntniss des Schülers durch seinen denkenden und prüfenden Verstand gehen zu lassen und ihm allen Glauben an das Wort des Lehrers zu ersparen, das Losungswort einer pädagogischen Weisheit, die sich bereits überlebt hat, diess andere Extrem führt noch viel weiter von der Natur ab; jener Mechanismus schadet durch Zeitverlust und Aufschub der geistigen Reife; diese Aufklärungssucht aber zerstört den ganzen Organismus der Entwickelung. Wir begegnen hier einem Uebel, das tief in unserer Zeit liegt, und dem der Einzelne bei besserer Einsicht doch umsonst den Krieg erklärt; der einseitigen Vorliebe für mittelbare Erkenntniss, auf Kosten des Gefühls und, was mit diesem auf das engste zusammenhängt, des Schönheitssinnes. Doch lassen Sie mich der weiteren Betrachtung entsagen und die Hoffnung aussprechen, dass die begonnene Erkenntniss dieser Krankheit auch den Weg zu ihrer weiteren Heilung bahnen werde.

Auch unsere Schulzucht würde sich von Schuld frei wissen, wenn jugendlicher Geist wirklich zu vermissen wäre. Nicht eine strenge Ordnung ist es, die diesen Geist erstickt, sondern eine unfreie Behandlung und ein System der Furcht und des Schreckens, gepaart mit einem unedlen Missbrauch des jugendlichen Ehrtriebes. Es ist unsäglich, in welchem Grade ein solcher Missgriff, zu welchem manche Schuleinrichtung allerdings den unweisen Lehrer verleiten kann, durch unzeitige Nährung des gemeinen Ehrgeizes das harmlose Jugendleben vergiftet, und statt des reinen Strebens nach Wahrheit und Sittlichkeit den Neid, die Selbstsucht, den Dünkel in das jugendliche Herz pflanzt.

Allein die Schule kann wenig wirken, wenn das Haus und das Familienleben ihr nicht entgegenkömmt, nicht vorarbeitet, nicht mitarbeitet. Erlauben Sie mir, meine Worte mit einem Phantasie- und Traumgebilde von einer schönen Zukunft zu schliessen. Wir leben in einer Zeit, die mehr, als je geschah, Vereine zu stiften liebt, die durch Vereine schon viel gefördert hat, die ohne Vereine nichts Grosses erreichen zu können glaubt. Auch die Schule könnte mit der Familie einen Verein und Bund schliessen und durch wechselseitige Verständigung auf Ein Ziel hinwirken. Beide werden sich gestehen, wo der Hauptsiz des Uebels verborgen liegt, wenn es der heutigen Jugend mehr, als ehedem der Fall war, an Lebensfrische und manchen Eigenschaften, die aus ihr hervorgehn, wirklich gebricht. Es ist der allzufrühe Antheil an den Vorrechten und Bedürfnissen des reiferen Alters, den wir der Jugend einräumen, den wir der Jugend selbst aufdringen; es ist ein Abfall von der Natur, welche jedem Lebensalter seine besonderen Freuden zuwies; es ist eine unweise Kindesliebe, welche den Aufschub künstlicher Lebensgenüsse für einen Raub an dem Jugendleben hält. Sie fühlen alle, was ich meine, verehrteste Anwesende, ich brauche keine Einzelnheit zu nennen. Wenn nun ein solcher Bund geschlossen würde, zwischen Eltern und Lehrern, zwischen Schule und Familie, nach gemeinsamen Plan, durch einmüthiges Gewähren und Versagen, durch harmonische Ermahnung und Belehrung unsere Jugend, unsere Kinder, unsere Zöglinge in die Arme der Natur zurückzuführen, dann wäre ein Heilmittel gefunden gegen vieles, woran jezt noch das Jugendleben krankt, dann feierten wir eine goldene Zeit.

II.*)

Hochverehrte Versammlung!

Während in unserem Vaterland und in viel weiteren Kreisen Unruhen, Stürme, Umwälzungen sich drängten und in Jahresfrist Europa und seine Zustände bis zur Unkenntlichkeit umgestalteten, ist durch einen besonderen Segen unsere Stadt wie wenig andere von allen Leiden, welche eine Wiedergeburt begleiten, verschont geblieben, ohne von dem Mitgenuss der Wohlthaten und Freuden einer solchen Wiedergeburt ausgeschlossen zu sein. Der Schwarm der politischen Leidenschaften hat wohl auch an unsere Thore geklopft, er fand aber keinen Einlass, an ihrer Stelle hat aber jene wohlthätige Aufregung, wie ein starker Blüthenduft unaufhaltsam durch die Luft schwebend, ihren Plaz in den Gemüthern unserer Mitbürger eingenommen, um ohne Sturm und ohne Geräusch zu dem erstrebten Ziele zu gelangen.

Dasselbe war das Schicksal auch unserer Schule, von deren äusserer und innerer Haltung während des heute abschliessenden Jahres Sie Rechenschaft von mir erwarten. Es war uns leicht gemacht, unser gewohntes Stillleben fortzusezen, und hätten wir nicht einen unserer hoffnungsvollsten Schüler zum Grabe geleitet, so wüsste

*) Schulrede, gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am 29. August 1848.

ich kein Ereigniss zu nennen, das wir im Laufe dieses Jahres zu beklagen hätten; keine Störung des Unterrichtes durch Krankheit oder Wechsel der Lehrer, keine Gefährdung der Schulzucht durch Ungesezlichkeit oder gar Unsittlichkeit, vielmehr fortwährend williger Gehorsam bei den Schülern, aufrichtige Eintracht im Innern der Anstalt und nach aussen, und, wenn nicht alle Zeichen trügen, auch allgemeines Vertrauen.

Soll aber diess rühmende Zeugniss, welches ich uns selbst auszustellen wage, Glauben finden, so darf ich auch von einem Mangel nicht schweigen. Was man eigentlichen Schulfleiss nennt, jene Sammlung des Geistes und Gemüthes für die Beschäftigungen, welche das Gymnasium bietet und fordert, das war im Laufe dieses Jahres zu vermissen, und nicht am wenigsten bei den Gereiftesten. Mit der Entschuldigung werden Sie, Verehrteste, selbst mir entgegenkommen. Es wäre unmöglich, dem Jünglingsalter Aug und Ohr und Herz gegen die grossartigen Erscheinungen unserer Tage zu verschliessen, und ist dies unmöglich, so wäre es für den Jüngling selbst unnatürlich, wenn er diesen Ereignissen nur eine ruhige Theilnahme des Verstandes etwa wie einem interessanten Schauspiel oder Lehrvortrag widmete, im übrigen aber seinen gemessenen vorgezeichneten Gang nach wie vor fortsezte. Haben unsere der Universität entgegenreifenden Schüler der Zeitgeschichte, die keine Aufgabe des Schulunterrichtes war, allzuviel Zeit und Theilnahme zugewendet, so haben sie nur des G u t e n zu viel gethan. Aber das Maasshalten in allem ist überhaupt bei der Jugend nicht ein vielversprechendes Vorzeichen künftiger Tüchtigkeit, und jeder Lehrer, dem die Hoffnungen seines Lehrlings mehr gelten als die Gemächlichkeit seines Lehrgeschäfts, wird sich der überschäumenden Gemüther mehr erfreuen als der kalt-

besonnenen Geister. Und wer ist unter uns Männern, frage ich, den die lezten acht Monate nicht von dem stillen Dienst der Wissenschaften abgezogen und, wenn dieser Dienst sein Beruf war, nicht zerstreut hätten? Dass aber die Früchte des Schulunterrichts von der fremdartigen Aufregung keineswegs auch vernichtet worden, das haben die Ergebnisse der Endprüfungen bewiesen. Eine solche Vernichtung wäre jedoch zu fürchten gewesen, wenn wir jener politischen Aufregung auch im Kreis unserer Anstalt uns bemächtigt, wenn wir sie belobt, gepflegt, gefördert hätten. Nein, wir überliessen sie ihr selbst, wir liessen sie wild wachsen, und würden erst eingegriffen haben, wenn jene Theilnahme an den Ereignissen des Tages gedroht hätte, als wucherndes Unkraut um sich zu greifen und die besten Säfte des Bodens an sich zu ziehen oder gar mit ihren Wurzeln benachbarte Mauern zu unterwühlen. Und noch mehr widerstrebt es unsern Grundsäzen, unsere Schüler thätig an den Bewegungen der Zeit Antheil nehmen zu lassen, durch Unterstüzung der Sicherheitswachen oder ähnliche Dienste, deren Leistung sie verführt hätte, sich jezt schon als öffentliche Personen zu fühlen.

Ja, wenn ein Nothruf ertönte, wenn ein Feind vor den Thoren stünde oder in den Strassen sich erhöbe, dann hiesse es: helfe wer da kann! dann würden, wie in allen Nöthen, nur die Arme gezählt, nicht Alter und Stand gewogen. Allein bis das geschieht, was Gott verhüte! hat die Schule einen anderen Beruf als in das öffentliche Leben einzugreifen, und darf nicht die erst werdenden Staatsbürger mit den schon gewordenen, fertigen auf gleiche Stufe stellen.

Die Schule hat in unserer Zeit, wie diese sich seit Jahren still vorbereitet und seit Monaten öffentlich gestaltet hat als eine anerkannte Revolution, eine besondere Auf-

gabe überkommen, die ich eine erhabene zu nennen kein Bedenken trage: sie ist jezt die einzige ungestörte Zufluchtstätte für die Künste und für die Tugenden des Friedens.

Erlauben Sie mir, bei diesem Gedanken eine kurze Zeit zu verweilen. Unser theures Vaterland war im vorigen Jahrhundert und früher in Frieden versunken; ja, versunken, ungeachtet seine Fürsten mit ihrer Soldatesca, die um alles nicht den Namen Bürger tragen mochte, Kriege führten, die den Fürsten oder Feldherrn einen Namen in der Weltgeschichte sicherten, während die Gesamtheit der Bürger nur die Lasten dieser Kriege theilte, ohne für deren Zwecke sich erwärmen oder an den Gütern der errungenen Siege Antheil nehmen zu können. Es waren Eroberungskriege um Land, Macht und Ruhm, nirgend ein Volkskrieg für theure Ueberzeugungen des Geistes und Herzens. Die Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht, das galt als ein Hauptgrundsaz der öffentlichen Moral. Im weitesten Sinn gedeutet, sollte der Bürger auch die Waffe des Rechts nicht führen gegen seinen Landesherrn, und wer es dennoch wagte, von dessen Schicksalen erzählen heute noch die Kerker manches deutschen Gaues. Nur der Federkrieg der Wissenschaft war gestattet, bis an die Gränze, wo er auf das wirkliche öffentliche Leben Einfluss zu gewinnen drohte. Das war der einzige Tummelplaz der männlichen Selbständigkeit für jeden, der seine Kraft nicht im blinden Dienste seines Fürsten übte.

Das bürgerliche Leben, vom lauten Markt in das stille Haus zurückgedrängt und eingeengt, trug unstreitig das Gepräge einer Gemüthlichkeit mit dem Schmuck des Fleisses, der Geistesbildung, der Gottesfurcht, und sicher hat die Mehrzahl, die friedfertige Mittelmässigkeit, keinen Mangel empfunden. Zugleich war es dasselbe Zeitalter,

das unsere unsterblichen Geister, einen Lessing, Kant, Göthe hervorbrachte und gross zog. Und doch — mit welchen Gefühlen blicken wir jezt auf jene Jahre der Unfreiheit zurück, in welchen ungestraft deutsche Fürsten ihre Landeskinder an fremde Völker verhandeln durften, um in fremden Welttheilen auf die Schlachtbank geführt zu werden. Wie in Roms Geschichte fiel die Blüthe der deutschen Literatur zusammen mit der politischen Erniedrigung der Nation.

Der grosse Umschwung der Dinge in Frankreich brachte auch Deutschland zum Bewusstsein des Mangels, der es mitten in seiner behaglichen Ruhe drückte, des Mangels an innerer bürgerlicher Freiheit, der Grundbedingung eines gesunden Lebens. Aber diess Gut wird keinem Volk im Traume beschert, wird nicht leichten Kaufs erworben, und die Lethargie verlangt, wie jede chronische Krankheit, lange Zeit, und überdiess schmerzhafte Curen, um geheilt zu werden.

Deutschland hat sie empfunden und bestanden, diese harten Curen; sie waren unentbehrlich, wenn die Sehnsucht nach einem gesunderen Zustand sich nicht auf einzelne edle Seelen beschränken, wenn sie in das Bewusstsein des ganzen Volks übergehen sollte.

Wenn wir bis heute sonst auch noch nichts errungen hätten und jedenfalls noch unendlich viel zu erringen haben, diess Eine wenigstens ist errungen, und das ist viel. Denn der Besiz vollkommener Freiheit ohne warme Liebe zur Freiheit ist ein schlechterer Zustand als Knechtschaft, gepaart mit thatkräftiger Sehnsucht nach Befreiung, so gewiss als rühriger Erwerbfleiss ein höheres Gut ist als ererbter Reichthum.

Auf welchem Weg Deutschland dieses Gut einer freieren Gestaltung in seinem Innern und gegen das Ausland zu verfolgen habe, das predigen Staatsmänner und Phi-

losophen um die Wette. Der Deutsche muss nicht blos denken und fühlen wollen, er muss allüberall auch handeln lernen. „Ihr freut euch, so predigen sie, das Volk der Denker zu heissen, das gestehn euch die andern Völker zu und lachen darob, weil ihr bei dem Mittel stehen bleibt und den Zweck vergesst; denn das Denken ist nur der Anfang des Handelns."

Wir haben uns in den Zeiten der Erniedrigung damit getröstet, dass das Reich der Deutschen nicht von dieser Welt sei, dass wir den andern Völkern die irdischen Güter der Macht und des Weltruhms gönnen wollen und uns mit den Himmelsgütern begnügen, mit Wissenschaft und Kunst und Religion. Jezt aber fühlen wir um so lebhafter, wie diese heroische Entsagung nur eine Selbsttäuschung war, und in welch anderem Lichte sie erscheint, wenn wir sie in die Ausdrucksweise der geistreichen Französin übersezen, dass England auf dem Meere, Frankreich auf dem Lande und Deutschland — in den blauen Lüften herrsche. Ja, Verehrteste, Träumen ist oft ein schöner Zustand, aber ein Träumer sein, ist nie ein Lobspruch.

In unserem Volksleben bei Vornehm und Gering sehen wir dieses behagliche, gemüthliche Seelenleben seit einer Reihe von Jahren mehr und mehr in den Hintergrund treten und einer gleichen Unterschäzung ausgesezt, wie es ehedem durch Ueberschäzung gehegt wurde. Und doch bildet gerade dieses die Grundlage des germanischen und besonders des deutschen Stammcharakters. Sein Naturell aber soll kein einzelner und kein Volk unterdrücken, sondern nur veredeln und ins Gleichgewicht sezen.

So lassen Sie mich nach dieser Abschweifung wieder zu meinem Zweck zurückkehren.

Im öffentlichen Leben wird noch Jahre lang die-

ses innere Seelenleben, welches Jahrhunderte hindurch in Deutschland die Herrschaft führte und durch sein Uebergewicht, seine Anmassungen Schaden brachte, über Gebühr hintangesezt werden, indem das bisher unterdrückte praktische Leben Rache nimmt und sich allein geltend macht. Eine neue Einseitigkeit kömmt an die Reihe, und das muss so sein, wenn das versäumte nachgeholt und das Gleichgewicht hergestellt werden soll. Alle Jeremiaden über drohende Barbarei werden nichts fruchten und vom weltgeschichtlichen Standpunkt aus selbst keine Berechtigung haben. Es ist eine Kriegszeit, welche fortdauert, wenn auch jedes Schwert wieder in seiner Scheide stecken wird; da müssen die Musen, wenn auch nicht schweigen, doch sich bescheiden. Aber alle Thätigkeit hat Ruhe zu ihrem lezten Zweck, aller Krieg den Frieden. Ist einst der Kampf unserer Tage durchgekämpft, früher oder später, mit den Waffen des Wortes oder des Schwertes, dann fühlt das deutsche Herz wieder das Bedürfniss nach jenem stilleren Gemüthsleben, das Gott und Menschen wohlgefällig ist.

Die Elemente dieses inneren Lebens, sagte ich schon vorhin, kann in dieser Zwischenzeit allein die Schule in ihrer Reinheit bewahren, weil ihr die Pflicht, die Gegenwart gestalten zu helfen, am fernsten liegt.

Darf ich diess noch ins einzelne verfolgen, so sind es theils geistige, theils sittliche Ideen, welche in Lehranstalten, wie die unsere ist, im Gegensaz des öffentlichen Lebens gleichsam für eine vollkommenere Zukunft gepflegt sein wollen; denn selbst die Hochschulen stehen, wie wenigstens die Erfahrung zeigt, dem praktischen Leben zu nahe, um jenen Beruf in gleichem Grade erfüllen zu können.

Vergleichen wir das Heute mit dem Anfang unse-

res Jahrhunderts, so sehen wir das Interesse der Deutschen für die Wissenschaft als solche erkaltet. Welch Leben und Drängen damals in den Hörsälen deutscher Hochschulen, wo ein Meister seines Faches auf dem Katheder stand! welche Erwartung und Spannung auch in weiteren Kreisen, wenn ein neues Schriftwerk eines solchen Meisters in Aussicht stand! Eine reiche Bibliothek war der Schmuck eines Hauses, welches auf Bildung Anspruch machte, gelehrte Gespräche die Würze der Unterhaltung. An dem allen will die heutige Welt nur noch den Schulmeister, nicht mehr wie sonst den Gebildeten erkennen. Denn was der Dichter sagt:

> Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
> Und grün des Lebens goldner Baum,

wird als Glaubenssaz wiederholt, und niemand denkt daran, dass es Worte des Mephistopheles sind! und die Lehre:

> Glaube dem Leben, es lehrt besser als Redner und Buch

hat folgsame Jünger genug gefunden. Kein Wissen mehr ist hoch geschäzt, das nicht dem Leben dient.

Diese Stimmung und Verstimmung ist freilich durch eine extreme Schäzung des Wissens hervorgerufen, und das Ausland lässt es nicht fehlen, unsere Freude an todter Buchgelehrsamkeit zu verhöhnen. Und wenn, wie so mancher Sprecher des Tages will, unser neues Leben sich völlig von den Wurzeln der Vergangenheit losreissen soll, so wird alles geschichtliche Wissen künftig nur als ein Luxusartikel des Müssigganges gelten.

Und doch ist das Wissen ein Gut an sich, die Wissenschaft an sich eine hohe, himmlische Göttin und als solche verehrt von allen Völkern, die sich der Barbarei entwanden, und für so lange, bis sie in die Barbarei zurücksinken.

Von diesem Standpunkt allein kann die Wissenschaft

auf der Gelehrtenschule behandelt werden; dass sie ohne Rücksicht auf ihre Brauchbarkeit im Leben eine würdige Beschäftigung des edleren Geistes sei, indem er sie erwirbt, und ein wahrer Schmuck, wenn er sie besizt, das kann dem unreifen Knaben und Jüngling in unserer Zeit vielleicht mit weniger Mühe und besserem Erfolge begreiflich gemacht werden als dem gereifteren, aber durch die Bedürfnisse des Vaterlandes befangenen Lehrling.

Nicht viel anders ist die Stellung der schönen Kunst zu der Gegenwart. Neben den frazenhaften, überlauten Ausbrüchen der Begeisterung für einen Liszt und eine Elsler finden jene Künste, die dem vernünftigen Geiste näher stehen als Musik und Tanz, ich meine die redenden Künste und vor allem die Dichtkunst, eine laue Aufnahme, wenn sie als unabhängige Würdenträger der Schönheitsidee auftreten. Wollen sie wirken, ja, dann müssen sie in den Dienst der praktischen Zeitideen treten. Nur die Tendenzpoesie wirkt jezt im grossen, wie als Tischlied, so auf der Bühne. Und doch hört die Poesie auf, wirkliche Poesie zu sein, sobald sie eine Tendenz verfolgt, und wirken will, und dem Vogel unähnlich wird, der auf dem Baume singt, ohne zu fragen, für wen. Und während der höchste Beruf des Dichters ist, die Leidenschaft zu beruhigen und zu veredeln, soll und will der Dichter dieser Farbe die Leidenschaft a u f r e g e n.

Deuten Sie diess nicht als nuzlose Klage oder thörichte Anklage des Zeitgeistes. Diese Stimmung ist nothwendig, durch die Umstände geboten, mithin berechtigt und sogar löblich; denn wer kämpft, hat keine Zeit, dem schönen Vogelsang zu lauschen, der ihn umtönt.

Aber zu beklagen würde es sein, wenn diese Stimmung mehr als eine zeitliche wäre, und derGlaube, dass die Künste dem irdischen Leben zu dienen berufen

seien, sich auch für die Zukunft in den Gemüthern festsezte.

Die Schule kann ihren Zöglingen zumuthen, das Schöne als Schönes ins Auge zu fassen; sie versäumen nichts, wenn sie ihm ganz sich hingeben.

Auch manche sittliche Idee drohte aus dem Leben zu schwinden, zur Vergeltung, dass sie sich überhoben zu haben schien.

Welch bedeutende Macht übte bisher die Pflicht der Pietät und der Glaube an fremde Autorität! Wie das nicht entartete Kind durch einen Trieb der Natur seine Eltern ehrt und scheut als die Stellvertreter der göttlichen Weisheit und Allmacht, so fühlte auch der deutsche Mann ein ähnliches Herzensbedürfniss, und befriedigte es nach seinem Austritt aus der väterlichen Gewalt durch die Fürstenliebe. Er nannte seinen Fürsten Landesvater, und kaum wird die Geschichte eines gebildeten Volkes so reich an Beispielen von Anhänglichkeit an seine Fürsten und willenlosem Gehorsam gegen ihren Willen sein als die deutsche. Und in kleineren Kreisen wiederholte sich dasselbe Beispiel im kleinen; wo ein Bauer seinen Gutsherrn oder Richter oder Pfarrer lieben konnte, da geschah es mit ganzem Herzen, überschwänglich. Aber keine Pietät und kein Glaube ist möglich ohne Vorurtheil und ohne Verzichtleistung auf einen Theil der eigenen Selbständigkeit. Ist beides in vielen Verhältnissen von dem deutschen Gemüth im Leben übertrieben worden und in falsche Demuth oder hündische Unterwürfigkeit oder geistlose Nachbeterei ausgeartet, so konnte der Gegenstoss nicht ausbleiben. Die französische Umwälzung stellte von ihrem Beginne an den Kampf gegen alles, was Vorurtheil und Autorität heisst, an die Spize ihres Strebens. Man weiss, welche Opfer dort diesem Grundsaz fielen. Auch diesseits des

Rheines macht sich die Selbständigkeit immer mehr geltend auf Kosten der Pietät, und nichts Heiliges gibt es, was von diesem Drang nicht wenigstens bedroht würde, und keinen Stand wird es bald mehr geben, welcher nicht von diesem Geist durchdrungen, kein Wechselverhältniss, welches nicht durch ihn selbst rechtlich umgestaltet würde — ausser der Schule. Die Emancipation des weiblichen Geschlechts und dessen Gleichstellung mit dem Mann ist ein unnatürlicher Gedanke, aber doch ein denkbarer; die Emancipation des Lehrlings aber ist noch mehr, das ist ein Ungedanke, der einen Widerspruch mit sich selbst enthält.

In der Schule, im Schulunterricht, in der Schulerziehung lässt sich kein Wirken und Gedeihen ohne jene geistige Unterordnung und blinde Hingebung des Schülers an den Lehrer denken. Im alltäglichen Leben geht immer das Wissen dem Glauben voran; ob im Gebiet der Religion die gleiche Ordnung herrschen solle oder ob da umgekehrt das Wissen seinen Weg durch den Glauben nehmen soll, das mag eine Streitfrage sein; aber in der Schule ist es gewiss und anerkannt, dass der Knabe glauben muss, um zum Wissen zu gelangen.

Und wieviel Tugenden gehen wie liebliche Kinder aus dem Schoosse dieser Pietät hervor! Zunächst die Bescheidenheit. Der reifste und höchstgestellte Mann, welcher der Achtung zugleich und der Liebe werth sein will, kann sie nicht entbehren, denn auch er hat noch Ideale über sich, zu denen er hinaufblicken muss, aber der wahre Stolz, das heisst das Bewusstsein seiner Würde, die Festigkeit und Entschiedenheit in Wort und Handlung, wird den Grundzug seines Wesens bilden, durch Bescheidenheit nur gemildert und verschönert. Bei der Jugend ist es naturgemäss umgekehrt: Die Bescheidenheit und das Gefühl der Unreife muss vorherrschen, aber

mit der sichtbaren Anlage zu jener Entschiedenheit, zu welcher der Charakter sich ausbilden soll. Ein Knabe von entschiedenem, scharf ausgeprägtem, gleichsam fertigem Charakter wird leicht seine Umgebung beherrschen, wird grosse Erwartungen für die Zukunft von sich erregen — aber er wird sie selten erfüllen, denn, weil er so früh fertig war, wird und kann er sich nicht fortbilden, und aller geistige Stillstand ist seiner Wirkung nach ein Rückgang und führt zur Fäulniss.

In den Kämpfen unserer Tage, an welchen die Jugend regen und thätigen Antheil nimmt, zählt die Bescheidenheit als eine sehr untergeordnete Tugend, bei den meisten wohl gar als Schwäche oder Furcht, und — gestehn wir es offen, der Deutsche hatte bisher in der Bescheidenheit nnd Demuth des Guten allzu viel gethan, und sie im Aeussern nur zu oft in Blödigkeit, im Handeln nur zu oft in Unentschiedenheit ausarten lassen. Das jüngere Geschlecht ist dem der früheren Zeit hierin gewiss voran, und wir wollen es selbst und die ganze Zeit darum glücklich preisen; denn der Muth ist zwar keineswegs die höchste, aber gewiss die erste Tugend des Mannes, nicht die Spize, aber die Grundlage aller Männlichkeit; nur ist zu sorgen, dass auch der Keim der Bescheidenheit sorgsam gepflegt werde, damit sie früh als gleichberechtigte Tugend erkannt werde und fort und fort anerkannt bleibe. Und auch das ist eine Aufgabe, welche die Schule lösen kann und soll.

Ich fühle, dass ich mit meinem Vortrag eine Saite angeschlagen habe, die allzu lange fortklingt. Der Stoff, der noch vor mir liegt, ist unermesslich; erlauben Sie mir, das, was ich noch unberührt liess, in ein allgemeines Wort zusammenzufassen.

Es gibt eine Reihe Tugenden, die aus der K r a f t, und eine andere Reihe, die aus der L i e b e hervorgehn.

Erst ihre Vereinigung unterscheidet den wahren Menschen von dem Barbaren. Je nach dem Stand und Bedarf der Dinge fordert die Zeit bald die einen bald die andern, um die Zeitideen zur Wirklichkeit zu bringen, und gibt ihnen den Vorzug, oft mit einseitiger, ungerechter Hintansezung der anderen. In der Zeit eines Kampfes, wie die unserige ist, bedarf es jener Tugenden der Kraft; und es kann nicht fehlen, dass auch die rohe Kraft wie im wilden Krieg sich geltend macht. Die sanfteren Tugenden der Liebe flüchten sich in unscheinbare Asyle, um da geschirmt und gerettet seiner Zeit auch ihre Rechte, ihr Ansehen, ihre Macht wieder in Anspruch zu nehmen.

Ob die Familie ihnen ein solches Asyl bietet, das hängt von dem Sinn ihrer Mitglieder ab. Der Schule aber, welche immer nur eine Zukunft im Auge hat, ist der herrliche Beruf gegeben, jene heiligen Güter in ihrem Schoosse ohne Anfechtung zu pflegen.

An die Abiturienten.

Indem ich im Begriff stehe, Sie, unsere lieben Schüler, aus Ihrem langjährigen Verband mit unserer Lehranstalt zu entlassen, bezeuge ich vor dieser geehrten Versammlung mit inniger Freude, dass Sie von jeher Ihren Lehrern lieb und theuer waren, dass Sie besonders mir ein Jahr ungetrübter Amtswirksamkeit bereitet haben und dass ich mit meinen Amtsgenossen Sie ohne Besorgnisse in ein freieres, ungebundeneres Leben übertreten sehe. Ohne besondere Besorgniss sollte ich besser sagen; denn Sicherheit ist nie an ihrem Plaz, ist oft Frevel und Versündigung, und wer steht, der sehe zu, dass er nicht falle.

Darum nehmen Sie noch ein Wort der Ermahnung aus meinem Munde mit auf Ihre Reise. Ich will Sie nicht warnen vor dem Schaden der gemeinen Laster; das würde Sie schmerzen; ich will Sie auch nicht vor jener Gemeinheit der Gesinnung warnen, die mehr der Verachtung als der Strafe anheimfällt.

Aber näher liegen dem akademischen Bürger zwei andere Abwege.

Hüten Sie sich vor der Rohheit. Sie schleicht sich wie manche Fehler oft unter wohlklingendem Namen in unverdorbene Herzen ein, bald als Natürlichkeit, welche die willkürlichen Geseze des gesellschaftlichen Zusammenlebens nicht kennen wolle, bald als jugendliche Kraft, welche den Muth habe, Sazungen der Sitte, die nicht von der eigentlichen Sittlichkeit gegeben sind, mit Verachtung des fremden Missfallens zu übertreten. Sie haben alle das Glück, aus gebildeten Familien zu stammen, das wird Ihnen die Befolgung meines Rathes und meiner Bitte erleichtern.

Hüten Sie Sich vor der Gewöhnlichkeit. Ich verlange nicht, dass Sie etwas ausserordentliches erstreben sollen. Ich kann es ohne Beschämung für Sie aussprechen, dass sich bisher bei keinem von Ihnen aussergewöhnliche Gaben bemerklich gemacht haben. Aber in jenem scherzhaften Spruch, dass ein Soldat, der nicht auf den General hinarbeitet, nicht einmal ein tüchtiger Korporal werde, liegt ein tiefer Sinn. Es gibt zwischen dem Höchsten und dem Niedrigsten eine grosse Reihe von Stufen. Nicht auf die höchste Anspruch machen, ist Bescheidenheit, aber freiwillig auf der unteren stehen bleiben, ist Mangel an Edelsinn. (Folgt die Entlassung).

III.*)

Hochverehrte Versammlung!

Während an allen Gränzen unseres deutschen Vaterlandes der Krieg mit all seinen Schrecken tobte und selbst einen Theil unserer engern Heimath unsanft genug berührte, durften wir im Herzen Deutschlands uns einer ungestörten Ruhe erfreuen und wir Lehrer an höhern und niedern Lehranstalten unbeirrt unser Friedenswerk fortsetzen. Wohl hat es an Wetterleuchten und an Gewitterschwüle auch bei uns nicht gefehlt, eine wohlthätige Mahnung, dass derselbe Gott, der diese Zeichen sendet, auch einen strengeren Donnerkeil in Bereitschaft hält, auf dass sich niemand sicher wähne. Was die nächste Zeit von ihren Drohungen verwirklichen wird, vermag kein Sterblicher zu errathen.

Aber wenn ernste oder trübe Betrachtungen unserer Gegenwart und nächsten Zukunft sich mit Zudringlichkeit in jedes harmlose Gespräch, in jedes heitere Fest einmischen und allerdings hiezu berechtigt sind — heute ist nicht die Zeit, hier ist nicht der Ort zu solchen Betrachtungen. Der heutige Tag ist ein Tag freudiger und dankbarer Erinnerung, und jedes deutsche Herz wendet sich von den Hoffnungen und Befürchtungen unserer Zu-

*) Schulrede, gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am 28. August 1849, an Göthes hundertjährigem Geburtstag.

kunft weg zu einem Blick in unsere Vergangenheit, die von vielen Leiden heimgesucht, durch viele selbstverschuldete Mängel entstellt, von vielen thatkräftigen Männern als eine todte Zeit der Knechtschaft und der Kirchhofsruhe verachtet und gescholten, doch ein Heldengeschlecht gebar, das in den höhern Regionen des Geistes eben so grosse Eroberungen machte, als die Nation gleichzeitig in dem Reich der Wirklichkeit an festem Land und Boden verlor. Ist diess kein Ruhm, so ist es doch ein Trost.

Was uns heute so mächtig auf die Vergangenheit hinweise, darf ich Ihnen, hochverehrte Anwesende, nicht erst nennen. So weit in deutscher Zunge gesprochen und gesungen wird, und wohl vielfach auch ausser Deutschlands Gränzen gedenkt so manches Herz, dass heut vor hundert Jahren in Frankfurt ein unscheinbares Senfkorn aufging, das zu einem mächtigen Baum erwuchs, unter dessen wohlthätigen Schatten sich ein ganzes Volk aus dem Gewirre des alltäglichen Lebens flüchten kann, an dessen Stamm der edlere Sinn emporklimmen kann, um reinere Himmelsluft zu athmen und in seinen höchsten Zweigen sich wiegend der göttlichen Schönheit ins Angesicht zu schauen.

Ein günstiger Zufall führt unser anspruchsloses Schulfest mit diesem bedeutungsvollen Tag, mit der hundertjährigen Geburtstagsfeier unseres grossen Wolfgang Göthe zusammen.

Wenn ich seinem Namen diese Augenblicke widme, die mir zu Ihnen zu sprechen vergönnt ist, so darf ich das nicht eine Gelegenheit nennen, die mir jenes Zusammentreffen bietet, sondern eine Nothwendigkeit, die es mir auferlegt. Denn wenn das Kleine neben dem Grossen nicht verschwinden soll, so muss es sich mit ihm verbünden und ein bescheidenes Glied des Grossen werden.

Und wenn diese beschränkte Feier auch das einzige äussere Zeichen der verdienten Theilnahme wäre, die unsere Stadt dem bedeutenden Tag zuwendete, so würden wohl die Residenzen mit ihrem lauten Jubel, mit ihren reichen Zweckessen, mit ihren grossartigen Festanstalten über uns lächeln; über jenen Kraftaufwand aber lächelt noch mitleidiger Göthes verklärter Geist, wie er schon im Leben that als er schrieb: „Unsere Zeit ist „eigentlich enkomiastisch. Sie will etwas vorstellen, in„dem sie das Vergangene feiert; daher Monumente, Feste, „die säcularen Lobreden und das ewige Ergo bibamus, „weil es einmal tüchtige Menschen gegeben hat."

Erwarten Sie desshalb keine Lobrede aus meinem Munde zu Göthes Gedächtniss; ich kenne das Maass meiner Kräfte zu gut, um das zu unternehmen, was nur einer tieferen Einsicht gelingen kann, als deren ich mir bewusst bin. Aber Sie werden mir Ihr Gehör nicht versagen, wenn ich andeutend bekenne, wie ich mir Göthes Bedeutsamkeit für den Bildungsgang eines Gymnasiasten vorstelle, und in welchem Sinn ich, hoffentlich in stillem Einverständniss mit meinen Amtsgenossen, diese grosse Erscheinung samt ihren Werken für die mir anvertraute Jugend fruchtbar mache.

Zwar hat Göthe bei seinen Hervorbringungen niemals die Schule vor Augen gehabt; ja er hat sogar ein würdiges Ansinnen, das unsere Staatsregierung vor vierzig Jahren an ihn zum Frommen der Jugendbildung stellte, zwar nicht schnöde zurückgewiesen, aber doch ohne Folge gelassen. Aber troz dem allen ist er ein Schulmeister, so gewiss als er ein Meister ist. Denn jeder Meister bildet um sich eine Schule, sei sie eine sichtbare oder eine unsichtbare, die er durch das Gewicht seines Worts und durch das Ansehn seines Beispiels beherrscht; und nur mit um so grösserer Wirkung, je we-

niger er schulmeistert, das heisst, das Belehren, das Bessern, das Wirken überhaupt sich zum Geschäft macht.

Sie sind mit mir einverstanden, Verehrteste, dass eine Unterrichtsanstalt, wie die unserige ist, ihre Aufgabe nicht löst, wenn sie ihrem Namen gemäss blos unterrichtet, anstatt den ganzen Menschen zu bilden, am Geist wie am Herzen. Besonders aber hat es ein Gymnasium zur Aufgabe, neben dem Wahren und Guten auch die Idee des Schönen zu pflegen. Alles Wissen, die Frucht des Lernens, bleibt ein todtes Gut, des Besizes kaum werth, wenn es nicht mehr oder weniger, mittelbar oder unmittelbar auf die Schärfung des Verstandes, auf die Bildung des Geschmackes, auf die Veredlung des Gemüthes einwirkt. Der Sinn für das Schöne und, wenn nicht die Fähigkeit Schönes selbst zu schaffen oder kunstgerecht zu beurtheilen, doch mindestens eine aufrichtige Liebe zu dem Schönen, das ist es, was den Gebildeten von dem Ungebildeten unterscheidet. Der Rohheit des Vandalen, und mehr noch der Gemeinheit mitten in der Bildung, ist es eigen, das Schöne zu hassen, zu verfolgen, ja zu zerstören; der klügste und erfahrenste Mann kann gleichgültig gegen das Schöne sein, ohne an Brauchbarkeit und Tüchtigkeit in seinem nächsten Beruf einzubüssen; der bravste, edelste Mann kann diese Gleichgültigkeit theilen, ohne an seiner Ehre, ja selbst ohne an Gottgefälligkeit Schaden zu leiden; nur auf das, was die Welt gebildet nennt, muss jeder Verzicht leisten, den keine Schönheit weder im Reich der Natur noch der Kunst rührt. Die Gymnasien aber erziehen für die gebildeten Stände, und müssen neben den ernsten Wissenschaften auch den schönen Künsten huldigen, und vor allen denen, welche dem denkenden Geist am nächsten verwandt sind, jenen redenden Künsten, die wir als Beredsamkeit und Dichtkunst unterscheiden.

Ich scheine mich von meinem Ziele zu entfernen, aber Sie entschuldigen dieses Vorwort, das meinen folgenden Worten als nothwendige Unterlage dient.

Die schöne Literatur ist die Hauptnahrung unserer Zöglinge und wird es bleiben, bis — was Gott verhüte — die Barbarei siegt und das Schöne ächtet und nur das handgreiflich Nüzliche adelt und bestehn lässt. Noch liegt kein Jahrhundert zwischen heute und zwischen jener Zeit, in welcher auf unsern deutschen Gymnasien nichts für schön und geschmackbildend galt, was nicht der griechischen und römischen Literatur angehörte. Und damals nicht mit Unrecht. Denn wie die altklassischen Werke ihre Schönheit unverkümmert behaupten, troz aller Konkurrenz neuerer Schönheiten, so besass unsere vaterländische Literatur in damaliger Zeit wenig oder nichts, was der alten den Rang streitig machen konnte, und was das ältere Deutschland in seiner Heldenzeit an grossartigen Dichtungen hervorgebracht hatte, was unsere Zeit neu entdeckt hat und nun bewundert, das ruhte damals ungeahnt im Grabe der Vergessenheit. Das ist nun anders. Wir besizen eine schöne Literatur, die eher an Ueberfluss als an Armuth leidet, so dass ein geistreicher „Meiner" den Wunsch aussprechen durfte, die deutsche Nation möchte sich wenigstens ein halb Jahrhundert lang des Dichtens enthalten — ich denke, damit die Schöpferkraft ausruhn und neue Kräfte sammeln, die Lesewelt indess der Verdauung pflegen könne!

In Wahrheit kann nun gewiss des Schönen nicht zu viel ins Dasein treten, aber für den Freund des Schönen bringt jene Menge die Wahl, und die Wahl bringt die Qual — und oft genug auch den Missgriff. Das Lesen hat schon nicht viel weniger Schaden gebracht als Nuzen.

Für die Jugend, welche wir hier im Auge haben,

bedarf es eines Leitsternes; aber beklagenswerth ist sie, wenn ihr eine Leitung noth thut, ihn zu finden, oder eine Nöthigung, ihm zu folgen. Wahr ist es leider, dass unser Vaterland keinen gemeinsamen Dichter besizt, der überall, am Rhein wie an der Oder, an der Elbe wie an der Donau, ohne Unterschied der Mundart wie des Standes, für den Gelehrten wie für den Arbeitsmann, im Pallast wie in der Hütte, für Jung und Alt ein vertrauter Freund und ein heilig gehaltener Name wäre, wie es Homer den Griechen war und Tasso oder Shakespeare dem Italiener und Engländer noch ist. Aber der weite Kreis der Gebildeten und der Halbgebildeten hat sich doch theils mit selbständiger Einsicht, theils mit nachsprechender Gläubigkeit über die Namen Schiller und Göthe geeinigt. Sie sind, wie Sonne und Mond, die Fürsten unseres poetischen Himmels, neben denen noch Sterne erster Grösse herrlich, aber doch nicht in gleicher Herrscherpracht glänzen.

Vielleicht hat die neueste Zeit Vereine gebildet, welche, ohne einen Staatsverrath zu begehen, diese Fürsten nicht mehr anerkennen, jüngere Namen auf den Thron erheben; in dem Kreise aber, in dem ich mich hier sehe, haben jene alten Namen noch die alte Geltung; und wär' es nicht der Fall, so würde ich mich ohne Schamerröthen als Anhänger einer alten und veralteten Schule bekennen.

Wenn ich nun in meinem Wirkungskreise mit meinen Mitarbeitern diesen Heroen huldige und auch unsere Schüler auf ihre Verehrung, ihren Genuss, ihr Verständniss hinweise, welchem von beiden Dichterfürsten gebührt der Vorrang vor dem andern? Diese oft aufgeworfene Frage, mit welcher mich bisweilen selbst Schüler behelligen, lässt sich nicht besser als mit Göthes eigenen Worten erledigen. „Wunderliches Volk, die Deutschen!

sagt er; sollten Gott danken, zwei solche Kerle zu besizen, wie Schiller und ich bin; statt dessen wetteifern sie nur, abwechselnd den einen zu Ehren des andern herabzusezen!'"

Werd' ich noch weiter von dem Frager gedrängt, welchen von beiden ich ihm vor dem andern anempfehle, dann weise ich den Knaben ausschliesslich, den Jüngling vorzugsweise auf Schiller hin. Sein Verständniss ist das leichtere. Er dichtet in glühender Begeisterung, die das jugendliche Gemüth allein gelten lässt, und in kühner, volltönender, ergreifender Bildersprache, also in einer Form, die, an sich vollberechtigt, naturgemäss der jugendlichen Phantasie als die wahre, höchste Form der Dichtkunst erscheint. Hat diess etwa Einseitigkeit des Geschmacks zur Folge, nun, in Gottes Namen! Was schadet der Jugend die Einseitigkeit! Man könnte sogar sagen: um so besser! Alle Begeisterung ist einseitig, und etwas besseres als Begeisterung lässt sich dem Jugendalter nicht wünschen.

Was mancher an Schiller gemäkelt hat, dass er ein philosophischer Dichter, dass er mehr Philosoph als Dichter, auch wohl gar, dass er Philosoph und kein Dichter sei, das darf uns am wenigsten irren. Wenn seine Richtung keine ungemischt dichterische ist, so weht in ihr überall ein ritterlicher Hochsinn und Edelsinn, ganz verschieden von jener spiessbürgerlichen Rechtschaffenheit — der untersten Stufe der Sittlichkeit, auf welcher sich eine nüchterne Dichterschule vor ihm so behaglich breit machte.

Mag man Schillers berühmte drei Worte des Glaubens immerhin eine gereimte Dogmatik schelten, ihr Inhalt ist ein sittlich reiner, ihre Wirkung auf das jugendliche Gemüth ist eine sittlich erhabene.

Aber wo bleibt nun Göthe? Ich will sein Verhält-

niss zur Schule in ein kurzes Wort fassen. Während Schiller von einem Knaben halb, von einem Jüngling ganz gefasst und begriffen werden kann, so steht Göthe allzuhoch auch für den begabten Jüngling. Schiller gleicht einem tiefen Strom, dessen Wasser krystallhell genug ist, um mit gutem Auge auch seinen untersten Grund erkennen zu lassen; Göthe dagegen ist ein stiller See von unergründlicher Tiefe; seine einzelnen Wasserschichten sind so hell, wie jene des Flusses, aber ihre Gesamtheit und Massenhaftigkeit hindert den Blick auf den Grund.

Soll Göthe darum der Jugend verschlossen werden? Allerdings, wenn der Mensch von dem Unbegreiflichen, Unergründlichen überhaupt gleich von vorn herein die Augen abwenden soll. Aber das soll er wahrhaftig nicht.

Meine Ansicht ist folgende: ein Jüngling, zu dessen Geist und Gemüth Schillers' Dichtungen sich keinen Weg bahnen können, verräth sich dadurch, um mich mild auszudrücken, als eine prosaische Natur; wer aber in seinem sechzehnten Lebensjahr bereits für Göthes Tasso oder Faust aufrichtig schwärmt, innerlich von diesen tiefsten Dichtungen ergriffen und von ihnen begeistert ist, in dem glaube ich entweder ein seltenes, ausgezeichnetes — oder ein forcirtes, allzuschnell reifendes Talent zu sehn. Im ersten Fall, den ich noch nicht erlebt, würd' ich mich aufrichtig freuen, im zweiten mit Missbehagen und einem ängstlichen Blick einer solchen Abweichung von der naturgemässen Entwickelung folgen. Aber wenn mir der begabte, hoffnungsvolle, gesunde Jüngling bekennt, dass ihn Schillers Tell entzücke, dass ihm Göthes Iphigenia gefalle, dass ihn Göthes Tasso langweile, dass er Göthes Faust nicht verstehe, dann ist mir wohl; ich erkenne Natur in seinem Wesen, Wahrhaftigkeit in seinen Worten.

Diess der allgemeine Standpunkt. Von diesem aus hat Göthe nicht, wie Schiller, die Gabe den Jüngling zu begeistern; dieser kann nicht für Göthe, wie für Schiller schwärmen. Doch besizen wir Gottlob manche Gabe aus Göthes Hand, die auch für das Jünglingsalter nicht blos zugänglich ist, sondern auch erfreuend, belehrend, bildend einwirkt. Sein Göz von Berlichingen, jenes Kind der göthischen Jugendkraft und zugleich der Urahne jener hundert und aber hundert Ritterschauspiele, die auf ihn folgten, übt noch seine alte Anziehungskraft auf Jung und Alt doppelt, weil er deutsche Geschichte mit deutschen Characteren enthält. Auch ohne dieses Reizmittel wirkt des niederländischen Egmont poetische Gestalt, während Clavigo wie Eugenie nach Inhalt und Behandlung dem jugendlichen Gemüth ferner liegen. Herman und Dorothea bedarf kaum der Empfehlung. Aber die Zeit, wo Werthers Leiden der Jugend bald das Herz entzückten, bald den Kopf verrückten, liegt hinter uns; vieles von dem, was vor fünfzig Jahren als Ausdruck der tiefsten Gefühle dahin riss, stösst jezt das thatkräftigere aber nüchterne Geschlecht als unmännliche Empfindsamkeit ab. Wilhelm Meisters Lehrjahre können den begabten fesseln und belehren; wer im siebzehnten Jahr sie lesen will, den hindere ich nicht; vielleicht mahne ich ihn ab, durch verfrühten halben Genuss dieses unübertroffenen Meisterwerks sich den späteren Vollgenuss zu verderben, wenn er jezt, wo er das Werk nur halb begreifen kann, ihm den Reiz der Neuheit abstreift. Aber Dichtung und Wahrheit zu lesen und wieder zu lesen, dazu soll kein deutscher Jüngling erst der Ermunterung bedürfen.

Soll ich die Aufzählung weiter verfolgen? mein Zweck ist erreicht. Doch kann ich nicht umhin, eine eigenthümliche, vielleicht paradoxe Ansicht zu bekennen, die

ich niemand, auch meinen Mitlehrern nicht, aufdränge, die ich aber eben so wenig mir rauben lasse. Ich verschmähe es nämlich, ein deutsches Kunstwerk im Schulunterricht zu erklären, selbst ein solches, welches der Erklärung auf ähnliche Weise, wie ein griechischer Dichter bedarf. Und meine Gründe? den einen sollte ich mich fast schämen offen zu bekennen, aber es sei! Ich traue mir zu wenig Geschick zu, es recht zu können, nämlich so, dass die Erklärung nicht blos eine mühelose Unterhaltung, sondern auch eine Geistesanstrengung für den Schüler werde.

Um so mehr rühm' ich mich des zweiten Grundes. Ich will die Bekanntschaft mit der vaterländischen Literatur der Freiheit unserer Schüler überlassen, will meinen Unterricht auf das beschränken, was der Mehrzahl entgegengebracht und oft aufgedrungen sein will; in allem aber, Gutem oder Unschädlichem, wornach der Lehrling aus eigenem Trieb und instinctmässig greift oder greifen soll, da enthalt' ich mich gern der Einwirkung und lasse den freien Genius walten. Dieses gute Zutrauen in die Neigung der Schüler und diesen Verzicht auf ihre Bevormundung nenne ich einen Theil meiner Liberalität.

Ich kehre noch einen Augenblick zu Göthe zurück.

Ist Göthe für den Schüler noch nicht in gleichem Grade ein Gegenstand des Genusses und des Verständnisses, wie für den reifen Mann, so kann und muss er doch — und nur um so mehr — ein Gegenstand der Verehrung sein. Jener hört den Namen Göthe von niemand anders als mit Bewunderung nennen. Wo nicht alles aus den Fugen gerückt ist, wo noch ein Rest von Demuth und Glauben geblieben, da wird der Jüngling ein Vorurtheil für Göthe fassen; und je weniger er alle seine Schöpfungen recht zu schäzen vermag und je mehr er sich dieser seiner Unreife bewusst ist, um so höher wird er

ihren Schöpfer selbst schäzen — wie der fromme Mensch vor Gottes unbegreiflichen Wegen sich nur mit doppelter Ehrfurcht beugt.

Der Lehrer darf seinem heranreifenden Schüler keck versprechen, dass Göthe immer grösser werde, je länger er im Lauf seines Lebens ihn betrachte, dass er sich ihm immer freundlicher aufschliesse und mittheile, je mehr er mit ehrfurchtsvoller Zudringlichkeit ihm nahe. Er darf ihm auch andeuten, wieviel er sein ganzes Leben hindurch von Göthe lernen könne aus seinen Lehren, an seinem Beispiel. Denn wenn es des Menschen höchste Aufgabe hienieden ist, in den beiden Welten, in denen er als ein Sterblicher mit dem Beruf zur Unsterblichkeit zugleich lebt, seinen Plaz gleich würdig auszufüllen, das Ideal nicht über der Wirklichkeit zu vergessen, und doch über den Idealen den festen Boden der Wirklichkeit nicht zu verlassen, diese Aufgabe hat Göthe gelöst wie wenige. Durch die Versöhnung dieses Zwiespaltes ward ihm das Glück nach allen Seiten hin Eigenschaften in sich zur Harmonie zu einen, die bei dem gewöhnlichen Menschen sich einander ausschliessen. Der fruchtbare Dichter war daneben ein hochgestellter Staatsbeamter von grosser Thätigkeit und praktischer Einsicht; und während das Genie so oft die beengende Unvollkommenheit seiner Umgebung und Lage nicht zu ertragen vermag, mit der Welt bricht und sich unglücklich fühlt, wusste Göthe auch die irdischen Verhältnisse richtig zu würdigen, zur rechten Zeit sich ihnen unterzuordnen, zur rechten Zeit sie zu beherrschen. Ein ausserordentlicher Geist zeigt sich oft (wozu sein Name ihn zu berechtigen scheint) als einen Feind der Ordnung, als sei sie eine Tugend nur gewöhnlicher Geister; Göthe war unbeschadet seines hohen Geistesfluges ein Muster der Ordnungsliebe in seiner Erscheinung, in seinen Gewöhnungen. Ein reicher

Geist ist oft sich selbst genug; er glaubt sich berufen, nur selbst zu schaffen, zu geben, zu lehren, und verschmäht es, Belehrung von aussen anzunehmen; Göthe bewies sein ganzes Leben hindurch eine nicht blos geregelte, nein, eine eiserne Arbeitskraft; er nahm so gern als er gab, und je reicher sein Geist von Natur war, um so eifriger strebte er ihn durch eigene Anstrengung und Belehrung von aussen noch reicher zu machen. Wo wäre ein Ende zu finden, wollte ich Göthes grosse Eigenschaften aufzählen! Oder soll ich zugleich seinen Vertheidiger machen und ihn gegen den Vorwurf der Kälte, der Selbstsucht, des Stolzes, des Mangels an Vaterlandsliebe und an Freiheitssinn in Schuz nehmen? Wir wollen uns allerdings vor Vergötterung hüten; wo viel Licht ist, ist naturgemäss auch viel Schatten, aber vor allem bedenken wir, dass dieser Geist nicht gemessen sein will, wie ein anderer. Fassen wir jedoch sein ganzes Wesen in Ein Wort, so besteht es in der grossartigsten Harmonie der Seele, und deren Frucht war jene hohe Kunst des Maasshaltens, die er mit den edelsten Dichtern und Weltweisen des griechischen Alterthumes theilte, wie er ihr Schüler war. Eine erhabene Ruhe athmet in jedem seiner Worte und Werke, die nämliche Ruhe, die einst auf seiner Jupiterähnlichen Stirne thronte. Diese Ruhe hält den Jüngling, dessen Natur und Element die Leidenschaftlichkeit ist, in einer ehrerbietigen Entfernung, bis er als reifer Mann mit jedem zuwachsenden Lebensjahre erkennen lernt, dass sie das Höchste sei, wie im Reiche der Kunst, so im Gebiet der Sittlichkeit.

An die Abiturienten.

Eine Aufgabe ist mir noch übrig, diejenigen unserer Schüler, welche die Laufbahn durch unser Gymnasium vollendet haben, nun an die Schwelle, die unsere Anstalt von der höheren Anstalt trennt, hin zu führen, und ihnen den Schlüssel zu überantworten, der die verschlossene Thüre öffnen soll. Treten Sie hervor.

So herzlich der Glückwunsch ist, mit dem ich Sie im Namen Ihrer Lehrer und Mitschüler dem Ziel Ihres Strebens zuführe, so schmerzlich ist mir diess Geschäft, weil es wenigstens das äussere Band löst, welches mich sieben Jahre freundlich und ein achtes Jahr enger und ich darf sagen, vertraulich mit Ihnen verbunden hat. Ich fand in diesem lezten Jahr, als Sie mich Ihren Hauptlehrer nannten, reichliche Gelegenheit, Saiten in Ihnen anzuschlagen, welche wiederklangen und mir Ihr Inneres eröffneten. Da fand ich neben manchem, was die bessernde Hand des Lehrers und Erziehers forderte, vor allem das, was schon allein dem Lehrer Muth und Freudigkeit gibt, ein redliches, aufrichtiges Streben und, wenn ich mich nicht täusche, wenn Sie mich nicht täuschten, verbunden mit persönlicher Anhänglichkeit. Darauf leg' ich ein grosses Gewicht und grossen Werth, nicht blos um meinetwillen. Aller Unterricht bezweckt zunächst bloss L i c h t; aber ist diess Licht zugleich von W ä r m e begleitet, wird er von dem G e i s t empfangen, ohne dass das G e m ü t h unthätig dabei schlummert, dann verdoppelt sich seine Wirkung und wird zu einem Gewinn, den der g a n z e Mensch theilt. Nach diesem freundlichen Rückblick lassen Sie mich auch vorwärts blicken nach Ihrer nächsten Zukunft hin. Der strengen Aufsicht des

Lehrers sind Sie von jezt an ledig. Eine Freiheit, die selbst manchem einsichtsvollen und wohlwollenden Beobachter oft sogar eine ungemessene scheint, ist das Lebensprinzip unserer Universitäten, und so viele Opfer sie auch schon gekostet hat, wir wünschen ihren Fortbestand. Möge keiner von Ihnen die Zahl dieser Opfer vermehren! Was könnt' ich Ihnen alles sagen als Ermahnung, als Warnung, als Belehrung, als Rath, als Bitte, dass Sie in dem neuen Leben Ihres irdischen Wohls, Ihrer Ehre, Ihres Seelenheils eingedenk sein möchten! Statt dessen lassen Sie mich alles in Ein Wort zusammendrängen und mit einem Wort desselben Weisen aussprechen, den wir zum König unseres heutigen Festes erkoren. Gedenken Sie im Genuss Ihres neuen unbewachten Lebens an seinen goldenen Spruch: Nichts gibt uns wahre Freiheit, was uns nicht die Herrschaft über uns selbst gibt. (Folgt die Entlassung.)

IV. *)

Hochverehrte Versammlung!

Die Berichterstattung und Rechenschaft über das zurückgelegte Schuljahr, mit welcher ich unser Jugendfest alljährlich eröffnen zu müssen glaube, darf sich auf wenig Worte beschränken, so geregelt und ungestört ist es verflossen. Zwar blieb der Beginn nicht frei von empfindlichen Störungen, nicht blos durch die Krankheit mehrerer Lehrer, sondern ein höherer, höchst ehrenvoller Ruf und Beruf entzog einen unserer Amtsgenossen auf Jahresfrist unserem Kreis und seiner gewohnten Thätigkeit. Doch zeigte sich der Anstalt das Glück auch in diesen Störungen freundlich; die aufopfernde Bereitwilligkeit älterer Lehrer, und ein wohlthätiger Zufluss jüngerer Lehrkräfte liess die Lücken weniger empfinden, als wir Anfangs fürchten mussten.

Als eine besondere Gnade dürfen wir's rühmen und wollen uns hüten sie als unser Verdienst zu preisen, dass die Bewegung der Zeit keinen so fühlbaren nachtheiligen Einfluss auf unsere Anstalt geübt hat, wie von manchen anderen Seiten her ohne Verschuldung der Lehrer beklagt wird. Zwar mag der Fleiss uud das Interesse auch unserer Schüler für das, was die Schule zunächst zur

*) Schulrede, gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am 27. August 1850.

Aufgabe hat, in dieser Zeit der politischen Aufregung gelitten haben; allein die entgegengesezte Erscheinung würde ein Wunder sein, und kein Wunder, das wir unbedingt willkommen heissen dürften; denn wie es sträflicher Vorwiz ist, wenn die unreife Jugend sich mit Rath oder That in die Weltbegebenheiten eindrängt, so würde ein Jüngling, der die grossen Ereignisse der Gegenwart gleichgültig an seinem Gemüth vorüberziehn liesse, hoffnungslosen Stumpfsinn verrathen. Der Grundsaz, dem wir Lehrer in dieser nicht unverfänglichen Frage einmüthig folgten, war der, die innere Theilnahme unserer Schüler nicht zu hemmen, aber auch nicht zu fördern. Die Schule hat vor allem jenes Gute zu pflanzen uud zu pflegen, was nicht von selbst wächst und gedeiht; sie hat ihren Zöglingen unendlich viel anzubieten, wornach keiner derselben aus eignem Antrieb fragt und begehrt; sie hat unendlich viel aufzudringen, was dem unreifen Verstand unnüz erscheint und der natürlichen Neigung widerstrebt; da bleibt ihr keine Zeit übrig, auch das zu wecken, was auch wild wächst und, sich selbst überlassen, vielleicht besser gedeiht, als unter ängstlicher Pflege, die nur allzuleicht den Schulstaub auch dahin trägt, wo er nicht blos lästig, sondern auch schädlich ist. Kurz, wir fördern die Theilnahme unserer Zöglinge an den Zeitfragen höchstens durch einzelne Winke, die um so grössere Aufmerksamkeit finden, je seltener sie sich machen, und wir beschränken sie nur durch die allgemeinste Ueberwachung.

Denn weitergehende Zumuthungen, dem Zeitgeist zu huldigen, unsere Unterrichtsweise den Forderungen der lauten Menge anzubequemen, weisen wir bei jedem Anlass mit Entschiedenheit zurück. Welchen Ruhm würden wir in manchem Kreise mit unserer Erziehungskunst ernten, wenn unsere Schüler als zungenfertige Redner

das Gymnasium verliessen, als Redner, die unvorbereitet vor jeder Gesellschaft in ungehemmten Redefluss ihre entschiedene Ansicht über die wichtigsten Fragen entwickeln könnten, voll Selbstvertrauen, unbeirrt durch die Gegenwart reifer Männer, die über die gleichen Fragen schon dreissig Jahre länger nachgedacht.

Verehrte Anwesende! Wir entlassen auch heute unseres Wissens keinen Schüler mit dieser Kunst ausgerüstet, und wenn einer dennoch diese Kunst bewiese, so wäre das nicht unser Verdienst. Aber wenn sie einen Theil dieser Kunst allmählich in dem Maass, als sie dem reiferen Mannesalter nahe kommen, sich zu eigen machen und Entschiedenheit mit Bescheidenheit vereinigen lernen, dann möchten wir das gern als die spätreifende Frucht eines früh gelegten Saatkorns betrachten.

Und dennoch lassen wir uns bei unserem Unterricht, bei unserer Schulerziehung durch den Zeitgeist leiten. Wer soll das nicht? und wer kann das anders? Aber fast alles im Gebiet des Unterrichts ist zugleich eine Zeitfrage und eine Streitfrage. Die öffentliche Stimme hat mit Ungestüm verlangt, dass die Gegenstände des Schulunterrichts hier mit den Naturwissenschaften vermehrt, dort von den Uebungen des Lateinschreibens befreit werden. Ob diess Einfälle des launischen oder Forderungen des vernünftigen Zeitgeistes sind, darüber dürfen wir Lehrer wohl unsere eigene Ueberzeugung hegen und verfechten, aber sie in's Leben einzuführen, das liegt ausserhalb unserer Macht und unseres Berufes. Wir folgen treu und gehorsam dem Alten, bis eine höhere Hand das Neue anordnet. Allein es gibt auch ein Etwas im Zeitgeist, dessen Berücksichtigung sich durch kein Rescript anordnen lässt, wenn die Anordnung nicht zur Lächerlichkeit werden will, und das doch dem denkenden Lehrer unter seinen höchsten Pflichten zählt.

Der Zeitgeist pflegt jederzeit derjenigen Idee zu huldigen, die bisher über die Maassen in den Hintergrund gedrängt und vernachlässigt schien. In der Rohheit befangen strebt er zur Bildung, und dann im Besiz der Bildung fühlt er sich allgemach der Natur entfremdet, sehnt sich nach dem Naturzustande zurück. So ist von zwei gleichberechtigten, aber sich widerstrebenden Ideen, die das Leben der Menschheit bewegend erhalten, stets abwechselnd die eine das Schooskind des Zeitgeistes, die andere gleichzeitig sein Stiefkind, abwechselnd die Ruhe und die Bewegung, die Ordnung und die Freiheit, die allgemeine Gleichheit und die Herrschaft der Besten, die Einheit des Glaubens und die Unbeschränktheit der Vernunft. Der Zeitgeist sucht einseitig stets nur in der einen Idee das Heil, während der ewige Geist der Menschheit die Eintracht, den Frieden, das Gleichgewicht zwischen den gleichberechtigten Himmelskindern hergestellt wissen will. Eben darum muss die höchste Staatskunst es mit dem unterdrückten, misskannten Stiefkind halten, und nicht mit dem Schooskind des Zeitgeistes, weil dieses schon unter dem Schuz der öffentlichen Meinung steht. Auch die Schule, die ein Glied der Staatsregierung ist und es troz aller Unterschäzung und Hintansezung bleibt, auch sie kann und soll diese Staatskunst in ihrem kleinen Kreise üben.

Gestatten Sie mir, verehrteste Anwesende, dass ich eine dieser Ideen, die ein früherer Zeitgeist im Uebermaass gepflegt und gehätschelt hat, und die der heutige über die Maassen zu verachten und zu drücken droht, namhaft mache, und unter den Schuz der Schulen stelle, am liebsten aller Schulen, am dringlichsten der gelehrten Schulen, zunächst derjenigen Schulanstalt, auf die mir selbst einiger Einfluss vergönnt ist — ich meine die Gemüthlichkeit; und ich bezeichne als die Aufgabe, die ich mir heute gestellt, die Darlegung un-

serer gegenwärtigen Lehrerpflicht, der Pflege des Gemüths ein besonderes Augenmerk zuzuwenden.

Soll ich zulezt auf die Frage antworten, was die Schule nach dieser Richtung hin thun kann, so werden Sie mir zuvor einige Worte erlauben, was ich hier unter Gemüth verstehe und aus welchen Gründen mir seine Pflege nothwendiger als sonst erscheint.

Es ist ein Wort von schönem Klang und schönem Sinn, das Wort Gemüth. Jedem wird es wohl dabei, wer es hört, wer es denkt; doch mehr als Ein Grund muss mich abhalten, das schöne Wort hier wissenschaftlich zu zergliedern und so zu ergründen. Nur naheliegendem Missverständniss will ich begegnen. Wenn der Mensch aus Leib, Seele und Geist besteht, so hat er Leib und Seele mit dem Thier und nur den Geist mit Gott gemein. Dem Geiste weist die allgemeine Vorstellung seinen Siz im Kopfe an, wo er denkt und erkennt, der Seele den ihrigen im Herzen, wo sie fühlt und wünscht, wo sie beschliesst und will. Wenn sie das leztere thut, wenn sie kräftig will und zum Handeln treibt, dann führt sie den Namen Muth, und stark, eisern, felsenfest zu sein ist dann ihr Ruhm. Gibt sie sich leidend dem natürlichen Eindruck hin, dann nennt sie sich Gemüth, und ist dann eben so zart und so weich, so empfindlich und empfänglich, mit einem Wort, so weiblich, wie der Muth selbständig, fest und männlich ist. Der Mensch kann es auf Erden nicht weiter bringen, als einen starken Muth und ein weiches Gemüth unter der Herrschaft eines hellen Geistes zu besizen. Und welche dieser Kräfte macht den Menschen erst zu dem, was wir Mensch nennen? Der grosse Geist kann die Höhen des Himmels und die Tiefen der Erde ermessen; der unbesiegbare Held kann Welttheile erobern und beherrschen, beide können uns zur Bewunderung hin-

reissen — und doch Unmenschen sein. Erst das Gemüth, das auf dem Thron oder in der Hütte, mit einem hohen oder mit einem einfältigen Geist gepaart, im Getümmel des öffentlichen Lebens oder in stiller Zurückgezogenheit sich entfaltet, erst das wohlgeartete Gemüth gibt den Ehrentitel eines wahren Menschen.

Wie es sich offenbare, dieses Gemüth, fragen Sie? Immer und nur in der Liebe, oder, was fast dasselbe ist, in dem Vergessen seiner selbst. Hingebung ist das Wesen aller Gemüthlichkeit, Selbstsucht ihr unbedingter Tod. Richtet sich das Gemüth mit dieser Hingebung nach unten, dann erscheint es als Mitleid und Erbarmen, gibt es sich an den Gleichgestellten hin, sei es ein mitfühlender Mitmensch oder sei es die todtgeglaubte, ewig lebendige Natur, dann entsteht Freundschaft, Liebe, Begeisterung; oder wendet es seinen Blick nach oben, und lässt das Herz warm schlagen für den erhabenern Menschen, für erkannte Ideale, für Gott selbst, dann fühlt es Bewunderung, Ehrfurcht, Andacht. Wer des Mitleids, wer der Liebe, wer der Ehrfurcht fähig ist, der besizt Gemüth; der Gemüth- und Herzlose kann alle Güter dieser Welt besizen und geniessen, nur diese nicht.

Ist auf diese Weise das Gemüth die Bedingung der wahren Menschlichkeit, so wird es wohl überall einer besondern Pflege werth sein und bedürfen, doppelt jedoch in der Bildung der deutschen Jugend. Aber in der Natur der deutschen, ja überhaupt der germanischen Völker bildet die Gemüthlichkeit von Uralters her einen Grundzug. Ja, freilich! ja, bis zum Uebermaass! meinen die fremden Völker; denn in sein Gemüthsleben versenkt, von seinen Gefühlen beherrscht und missleitet versäume der Deutsche das wichtigere, die That, die sich durch kluge Berechnung auch nach aussen geltend macht, sich selbst Freiheit und Recht, seinem Vaterlande Macht und Ruhm

zu schaffen und zu sichern vermöchte. Dass der Tadel des Uebermaasses uns nicht mit Unrecht trifft, gibt auch der begeisterte Freund des Vaterlandes zu und ermahnt sein Volk, die Gemüthswärme mit der Thatkraft in's Gleichgewicht zu sezen, aber sobald er zu dem Glauben übertritt, dass Verstand ohne Gemüth wünschenswerther sei, als Gemüth ohne Verstand, dann schwört er das Deutschthum ab, nicht blos das Christenthum. Ist es Zufall, dass der Franzose in seiner weltbeherrschenden Sprache kein Wort besizt, um das zu erschöpfen, was der Deutsche unter Gemüth versteht? Ist es nicht Thatsache, dass der Auswanderer, wenn er sein deutsches Herz mit nach Amerika nimmt und dort in der neuen Welt alles findet, was ihm die alte Welt nicht gewährte, Freiheit, Erwerb, Heimathsliebe, vielleicht auch Gerechtigkeit, Freundlichkeit, Edelmuth, dennoch ein Etwas vermisst, wofür er nach dem rechten Namen sucht, bis er ihn findet: die deutsche Gemüthlichkeit?

Die neuen Ereignisse im Vaterland waren dem Gemüthsleben nichts weniger als günstig. Gewiss haben sie, von ihren weiteren Folgen abgesehn, erkräftigend gewirkt, haben manchen Träumenden wohlthätig aufgerüttelt und schlafende Kräfte für das thätige Leben geweckt und gewonnen. Aber die Aufregung ist politischer Natur, und das eigentliche Gemüth kömmt in der Politik nicht zum Worte. Wie so das? Die Begeisterung für Deutschlands Einheit und Ehre, die Wünsche und Bestrebungen für die Freiheit, für das Wohl des Volks, sollen die nicht in dem Gemüth wurzeln und dem Gemüth entsprossen? Gewiss! aber wenn es einmal die Verwirklichung gilt und nicht mehr blos den frommen Wunsch, dann reisst sich das Werk von dem Gemüth los und verfällt der Leitung von zwei ihm sehr unähnlichen Kräften, die sich nur in ihrem Gegensaz zu dem Gemüth begegnen, der wilden

Leidenschaft und der kalten Berechnung, da steigt der helle Geist und die kühne That im Preis, und das warme Gemüth verliert seinen Werth und darf von Glück sagen, wenn es nicht gehöhnt und geächtet wird. Liebe heisst da Weichlichkeit, und Ehrfurcht gilt als Sclavensinn, und die Freundschaft schrumpft zur Parteigenossenschaft zusammen. Die vermeintlich gute Sache steht da über allem, der Mensch als Mensch gilt nichts. Das ist die Doctrin aller Revolutionen, und selbst edle Geister zwingt sie, ihr bis auf irgend einen Grad zu huldigen.

Ist demnach das Recht des Gemüths und sein Beruf, das menschliche Leben zu veredeln, zu verschönern und zu vermenschlichen, durch die Zeitstimmung und selbst durch die edelsten Bestrebungen der Zeit gefährdet, was kann dann geschehn und was kann besonders die Schule thun, um diesem Uebel zu steuern?

Nicht die Schule hat sie zu ihrer Hauptaufgabe, diese Pflege und Ausbildung des Gemüths. Sie fällt vor allem dem Familienleben anheim. Wenn das Kind von der Wiege an aufopfernde Liebe von Vater und Mutter empfangen und genossen, sich selbst in kindlicher Ehrfurcht gegen Vater und Mutter geübt, im Verkehr mit den Geschwistern sich gewöhnt hat, nicht immer an sich zuerst zu denken, wenn es in der Gattenliebe seiner Eltern ein Vorbild sieht, wie man die fremde Freude zur eigenen Freude umschaffen kann, dann bedarf es wenig mehr. Aber möchte doch die Erscheinung seltener sein, dass ein Knabe in die Schule eintritt, ohne den Glauben an eine uneigennüzige, reine Liebe gelernt zu haben, und ohne alle Ahnung, in welchem Maasse die geheime Selbstsucht hässlich sei, wie an sich, so auch in den Augen der Edlergesinnten in seiner neuen Umgebung!

Nächst der Familienerziehung fällt der Kirche die öffentliche Pflege des Herzens und Gemüthes zu. In

welchem Grade diess ihr schönster Beruf ist und wie das Evangelium ihr den Weg zeigt und die Mittel gibt, ihn zu erfüllen, das wissen wir alle; wie die Hindernisse zu beseitigen, die sich der vollen Erfüllung in den Weg stellen, und wie der Wirkungskreis des Geistlichen, als des berufenen Seelsorgers, zu erweitern und sein Einfluss auf die Gemüther der Jugend mehr zu steigern sei, das sind Fragen, an denen ich billig vorübergehe.

Die Schule hat zunächst den Kopf und Geist ihrer Pflegbefohlenen auszubilden durch Unterricht, und mancher Lehrer spricht blos und ausschliesslich zu dem Kopf seines Schülers, als sei das der Mensch. Allein der Schöpfer hat ja den Menschen nicht aus Kopf und Herz zusammengesezt, hat nicht zwei verschiedene Dinge, Geist und Seele, künstlich vereinigt; nein, er hat den Menschen als ein Ganzes geschaffen. Daher berührt ja der blose Unterricht selbst ohne des Lehrers Willen und Zuthun zugleich auch das Gemüth, wenn auch nur dadurch, dass er, ganz ohne Betheiligung des Herzens, und nur für den Verstand oder das Gedächtniss gegeben, das Gemüth eine Lücke fühlen lässt. Was die Lehrer im allgemeinen hier thun können und sollen, das hat vor dreihundert Jahren ein deutscher Schulmann mit dem glücklichsten Humor in eine Frage eingekleidet: warum ist *amo* die erste und *doceo* die zweite Conjugation? Antwort: weil der Lehrer seine Schüler zuvor l i e b e n soll, eh' er anfängt sie zu b e l e h r e n. Er soll seine Liebe aber auch o f f e n b a r e n mit Weisheit; besizt er diese Weisheit, so erscheint seine Liebe in der Art und der Miene, mit der er tadelt, zürnt und straft, noch mehr als in den Worten des Lobes und den Handlungen der Nachsicht, so wie der Christ Gottes Liebe in seinen Prüfungen noch leichter erkennt, als in seinen Segnungen. Was in einem deutschen Nachbarland ehedem als Hausregel galt: man darf

seine Kinder nicht merken lassen, wie lieb man sie habe, das klingt unserer reifen Zeit wie ein harter Spruch, er enthält aber eine tiefe Wahrheit; die unsichtbare und sich verbergende und dennoch fühlbare Liebe geht am meisten zum Herzen. Und wer Liebe säet, der erntet Liebe, wenn er nicht auf ganz dürren, steinigen Boden säet. Und selbst wenn die Liebe beharrlich an kalte herzlose Naturen scheinbar verschwendet wird — kein Mensch verdient, dass man an ihm verzweifle; das unempfindlichste Herz besteht nur aus Eis und nicht aus Stahl; und ist der menschliche Liebesodem nicht warm genug, das Eis zu schmelzen, so vermag es ein göttlicher Hauch, selbst ohne ein Wunder. Aber was der höchste Triumph eines Lehrers, wie eines Vaters ist, wenn in seinen Schülern, seinen Kindern der stille Wunsch lebt, und sich durch Mienen, Worte oder Handlungen ausspricht: ein solcher Mann möchte auch ich werden! diesen Triumph erringt nicht die Macht des Geistes und der Lehrgabe, sondern die stille Macht des Gemüthes und der Liebe. Alle Uebung aber in der Bewunderung und Liebe hilft das Gemüth veredeln.

Der allgemeinen Betrachtung lassen Sie mich eine Einzelnheit anfügen.

Sie kennen unser System der Location — ein nothwendiges Uebel; nothwendig, weil der Staat den hoffnungsvollsten Theil der studirenden Jugend früh kennen zu lernen das Bedürfniss hat und diesen zugleich durch eine Auszeichnung belohnt sehn will; aber ein Uebel, weil der Schüler durch das Streben nach äusserer Auszeichnung leichter zum Ehrgeiz verführt, als zur Ehrliebe angespornt wird. Daran knüpft sich eine zweite Gefahr. Keiner kann den höhern Ehrenplaz einnehmen, ohne seine Mitschüler davon auszuschliessen oder gar zu verdrängen. Bleiben sie beim Wetteifer stehn, dann gut!

geht aber der Wetteifer in Eifersucht über, dann ist das harmlose gemüthvolle Zusammenleben und -streben gestört und der Boden aller Jugendfreundschaft und -liebe unterwühlt. Denn aller Ehrgeiz kann wohl mit Kraft und Muth gepaart sein, kann grosses erreichen und hervorbringen, aber aus dem Gemüth stammt er nicht, und wirkt nur erkältend, oft vergiftend auf das Gemüth zurück.

Was vermögen wir nun gegen diese gesezliche Einrichtung? wir beseitigen nach Kräften ihre Nachtseite, indem wir selbst auf den Rangplaz keinen übermässigen Werth legen und auch die Eltern bitten, den Werth oder Unwerth ihrer Söhne nicht ausschliesslich nach dem Rangplaz, den sie erworben, abmessen zu wollen. Vielleicht würde das entgegengesezte Verfahren den Lerneifer steigern; allein wir scheuen nichts ängstlicher, als des Wissens Gut mit der Gemüthsunschuld zu bezahlen, und unsere Schüler die Welt gewinnen und dabei Schaden an ihrer Seele nehmen zu lassen.

Und was kann der Unterricht dem Gemüth gewähren? Mancher Lehrgegenstand als solcher gar nichts. Die Sprach- und Denklehre, die Zahlen- und Grössenlehre sind ihrer Natur nach aller Gemüthsanregungen bar und ledig; jeder Versuch, sie ihrer natürlichen Trockenheit zu entkleiden, würde ein lächerliches Zerrbild schaffen. Um so näher steht die Religionslehre dem Gemüth; nur verlange man von ihr, insoferne sie ein Zweig des Schulunterrichts ist, nicht mehr als sie verspricht; der Lehrstuhl soll keine Kanzel sein; nicht fromme Gefühle soll sie auf dem nächsten Wege wecken, sondern religiöse Erkenntnisse oft auf Umwegen geben.

Auch von der Geschichte erwartet man oft allzuviel für das Gemüth. Die Unthaten, die sie aufbewahrt, halten den wohlthuenden Handlungen, von denen sie erzählt,

reichlich das Gleichgewicht, sie gibt nicht weniger Zeugniss von der ungöttlichen Natur des Menschengeschlechts als von seinem göttlichen Funken und Beruf. Die Vorbereitung zu ihrem Verständniss verlangt eine trockene, oft geistlose Thätigkeit, und der erhabenste Gedanke der Weltgeschichte, das Walten des Weltgeistes in ihr zu begreifen, er ist zu hoch und unfassbar für den jugendlichen Geist. Gleichwohl liegt es in der Hand des weisen Lehrers, aus dem Gewühl und Gewirr der Thatsachen die sittlichen Helden der Geschichte hervortreten zu lassen, die als grosse Geister, als grosse Männer, besonders aber als grosse Menschen vor den Geist geführt, auch das Gemüth erwärmen.

Doch wie der Schönheitssinn zwar nicht im Gemüth, aber neben dem Gemüth, im Gefühl, seinen Siz hat, mithin der Gemüthlichkeit verschwistert ist, so kann auch die Beschäftigung mit der Dichtkunst und Beredsamkeit ihren Einfluss auf das Gemüth nicht verfehlen.

Was man mit einem altmodischen Ausdruck das Studium der alten Sprachen nennt, umfasst vielmehr das Verständniss der altklassischen Musterwerke. Weil sie ohne Leidenschaft, ohne Anspruch auf augenblicklichen Effect geschrieben sind, scheinen sie dem Uneingeweihten gemüthlos. Ein solcher fällt das rasche Urtheil: die Alten sind kalt wie der Marmor ihrer Statuen. Ein tiefer blickender Kenner dagegen meinte, Homer's Gedichte seien aus einem tiefen Gemüth hervorgegangen, das selbst einen Baum nicht könne ohne Mitgefühl absterben sehn, und das Grosse in ihm sei eben die Seelenruhe, welche die tiefen Gefühle des Gemüths nicht auf der Oberfläche der Empfindsamkeit auftauchen lasse, weil sie da erbleichen, ähnlich wie der Fisch aus der Meerestiefe das Licht, die Luft, die Gluth des Tages nicht verträgt. Doch es ist wahr, die Jugend entbehrt der vollen Empfänglichkeit für diese

Tiefe, weiss sie nicht zu begreifen, nicht zu würdigen. Thut nichts! was langsam wirkt, ist darum nicht wirkungslos. Leichter finden freilich die Werke der neueren Literatur ihren Weg zum jugendlichen Gemüth, und an ihrer Spize die heimathlichen. Und möchte es den Schulen gelingen, höheren und niederen, unsere vaterländischen Meister dem Herzen und Gemüth der Jugend nahe, recht nahe zu bringen, so dass sie allmählich nicht mehr blos ein Naschwerk der müssigen Lesewelt, sondern das geistige Eigenthum der Nation werden, dass auch das weltlich Schöne so von Mund zu Mund gehe und das Gemüth für die Schönheit so vorbereite und empfänglich mache, wie die Bibelsprüche das Herz zur Sittlichkeit und Frömmigkeit und der reiche Schaz der deutschen Sprüchwörter den Verstand zur Lebensklugheit anleiten. Denn alle Achtung vor der Herrlichkeit der Tonkunst und der bildenden Künste — aber die Dichtkunst ist es doch allein, welche zugleich im Bunde mit der Vernunft zu dem Gemüth spricht und zugleich veredelt, indem sie erfreut.

Auf diesen Hauptwegen, zugleich aber auf vielen Nebenpfaden, deren nähere Bezeichnung mir die Zeit verbietet, suchen wir auch auf das Gemüth unserer Zöglinge einzuwirken, im festen Vertrauen, dass alle uns diess einst danken, wenn auch mancher, jezt vom Strudel ergriffen, die männliche Gesinnungstüchtigkeit durch jede weichere Gemüthsstimmung gefährdet glaubt und sein inneres Wesen unter die ausschliessliche Herrschaft der Unabhängigkeit, des Freiheitssinnes, der Derbheit, der unbeugsamen Willens- und Thatkraft stellt. Er irrt. Auch die kräftigen Tugenden finden bei uns Achtung, Nahrung, Förderung und, wenn sie auszuarten drohen, nachsichtige Behandlung; der Gemeinheit und dem Sclavensinn treten wir entschiedener entgegen, als den Ausbrüchen jugendlichen Uebermuthes und missleiteten Freiheitssinnes.

Aber die starken Tugenden des Vorwärtsstrebens, der Freiheitsliebe und des Muthes allein, ohne den Schmuck der milden Tugenden, der Hingebung, der Liebe, der Ehrfurcht, der Demuth, führen zur Rohheit, die Rohheit führt zur Barbarei. Nur wo das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes sich und Mildes paarten, da gibt es einen guten Klang.

An die Abiturienten.

So sind Sie, meine lieben Schüler, jezt meine jungen Freunde, am ersehnten Ziele angelangt; Sie haben Ihre Schullaufbahn beendigt, ich kann wohl in Ihrem Sinn auch sagen, Sie haben Ihre Schulzeit überstanden. Warum nicht? ist doch diess Gefühl kein unnatürliches. Und wenn Ihre Lehrer auch wünschen müssen und hoffen dürfen, dass das Gefühl überstandener Plage nicht das einzige sei, mit welchem Sie von uns scheiden, so ist doch keiner unbillig genug, Ihnen ein Gefühl zu verargen, dessen er sich selbst aus seiner eigenen Jugendzeit bewusst ist. Das Leben selbst ist ja kein Zweck an sich, wie viel weniger ein einzelner Lebensabschnitt. So hat Ihr achtjähriger Aufenthalt auf der Schule den Weiterstrebenden in seinem Streben aufgehalten, aber zugleich auch gefördert. Die Ungeduld wächst, je näher man dem Ziel ist. Die Ermüdung von der langen Reise macht sich am meisten fühlbar, wenn man die ersehnte Herberge bereits vor Augen sieht. Mögen Sie mit inniger Freude und mit lautem Jubel über die Gränze ziehn, nur nicht ohne sich beim Abschied noch freundlich nach Ihren bis-

herigen Wirthen umzusehn! nach allen, deren Pflegezeit auch schon weiter hinter Ihnen liegt! Ich bin der lezte, ich habe Sie bis an die Gränze geführt. Ohne mir eines grösseren Verdienstes um Ihre Förderung bewusst zu sein, als Ihre früheren Lehrer, hatte ich doch die schwerste Aufgabe zu lösen, ich hatte Ihre lezte Ungeduld zu beschwichtigen. Je näher ich nach einunddreissigjähriger Amtsführung dem Ende meiner Wirksamkeit stehe, um so sehnlicher muss ich wünschen, in einem guten Andenken fortzuleben. Ich glaube das Ihnen gegenüber, lassen Sie mir diesen Glauben, bestätigen Sie ihn. Ich geb' es gerne zu, ein anderer Lehrer hätte Ihnen mehr sein können, als ich, dessen Beruf und Zeit nicht der Schule allein angehörte. Doch werden Sie nicht klagen, ohne Frucht und Gewinn meinen Unterricht genossen zu haben. Ich betrachtete Ihr leztes Schuljahr als die unmittelbarste Vorbereitung auf die Zeit des freien academischen Studiums, und mass darnach meine Behandlung ab. Nach dem Vorbild der Natur, welche keine Sprünge, sondern nur Uebergänge liebt, trachtete auch ich, Ihnen den jähen Sprung aus dem Schulzwang in die academische Freiheit zu ersparen, ihn in einen leisen Uebergang zu verwandeln, durch eine ausgedehntere Freiheit, die ich Ihrem Leben und Studium gönnte. Ob Ihre wissenschaftliche Ausbildung durch diese Freiheit mehr gewonnen hat, als sie durch fortgesezten strengeren Schulzwang gewonnen haben würde, das kann Ihr Bewusstsein noch besser beurtheilen, als meine Erfahrung; aber selbst im Verneinungsfall bereue ich nichts. Ich habe mich gewöhnt, in meinem Schüler nicht blos den Lehrling, sondern den ganzen Menschen in's Auge zu fassen. Das Wissen ist ein hohes Gut, aber nicht das einzige. Der Besiz umfassender Kenntnisse mit dem Gefühl der Sättigung, des Ueberdrusses, hat weit weniger

Werth, als ein mässiger Besiz mit dauerndem herzlichen Verlangen nach weiterem Erwerb. Dieses Verlangen, die innere Freudigkeit, suchte ich vor allem bei Ihnen zu wecken, wo sie schlummerte, zu steigern, wo ich sie vorfand, und vor allem Ihnen die Arbeit nicht zu verleiden. Dass diess keineswegs auf Kosten des Ernstes geschehe, dass die Arbeit dennoch Arbeit bleibe und nicht in Unterhaltung ausarte, war mein Bestreben, und ich hatte die Freude, auch bei Ihnen Freude an solcher Geistesarbeit wahrzunehmen. Möge Sie das nie gereuen, aber von Ihnen auch nur als der leichte Anfang und die erste Anregung zu gesteigerten Anstrengungen betrachtet werden! (Folgt die Entlassung.)

V.*)

Hochverehrte Versammlung!

Es klang mir wie süsse Musik ins Ohr, als ich vor kurzem von achtbaren und gebildeten Männern, die unsere Schüler auf einer eintägigen Wanderung beobachten konnten, ihr gesittetes Betragen rühmen hörte. Freilich um den sittlichen Werth oder Unwerth unserer Schüler allseitig und nach dem höchsten Maasstab zu loben, wird etwas mehr verlangt als ein Spaziergang zu Tage kommen lässt; denn wir verlangen vor allem als das beste eine sittliche Gesinnung, erst dann Gesezlichkeit und Gehorsam gegen die Schulordnung, und endlich die Uebung des Anstands und der Höflichkeit. Jene Sittlichkeit, die in der Tiefe des Herzens wohnt, sieht und ermisst nur der Eine Herzenskundige, wir Lehrer können sie nur wünschen und pflegen; die Gesezlichkeit müssen wir, können wir zum Theil erzwingen; aber Anstand und Höflichkeit eben so streng zu verlangen, liegt nicht im Bereich unserer Macht. Denn hat nicht das natürliche Gefühl und eine feinere Erziehung bereits der Schule vorgearbeitet,

*) Schulrede, gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am 27. August 1851.

so bleibt oft der sittlichste, wohlmeinendste, gehorsamste Schüler bei dem besten Willen in dieser weltlichen Tugend zurück. Und doch ist auch diese Seite der Jugendbildung ein Theil unserer Aufgabe, die wir freilich mit den Eltern theilen, und zwar so, dass, wo sie nicht gelöst wird, auf den Eltern und der Familie die Schuld in weit höherem Grade ruht, als auf den Lehrern und auf der Schule.

Wer in unseren Tagen der Jugend den Werth und die Nothwendigkeit des äussern Anstands und der Höflichkeit an das Herz legt, geräth leicht in die Gefahr, der Prediger in der Wüste zu werden und tauben Ohren zu predigen. Wenn ich diese Erscheinung mit wenig Worten begründe, so will ich sie nur erklären und dadurch eben diese Jugend nicht sowohl anklagen als vielmehr entschuldigen.

Was wir Anstand und Höflichkeit nennen, hat zu allen Zeiten bei allen gesitteten Völkern in Ehren gestanden und vor allem zum Schmuck der Jugend gehört. Jedes unverdorbene, unverbildete Volk hat hierin seine besondern Begriffe und Sitten und hält sie heilig. So auch die Deutschen bis zu der Zeit, in welcher sie sich zu blindgläubigen Zöglingen der französischen Bildung erniedrigten und seit Ludwig dem vierzehnten ihre altherkömmlichen Anstandsregeln gegen die fremden, erst erlernten eintauschten. Diese Unnatur rächte sich. Vieles, was den leichten, gewandten Franzosen wohl kleidete, wurde, wenn der ernste, bedächtige Deutsche es sich aneignete, zum Zerrbild.

Dass wir die lästigen und lächerlichen Moden und Cärimonien, wie sie uns aus Frankreich zugekommen, so lange beibehielten, war das geringere Uebel gegen ein grösseres. Nämlich dieser entlehnte Zwang war national geworden durch seine Ausdehnung, und dennoch

erkannte das fortlebende Nationalgefühl instinctmässig ihn nicht als ächtnational an. Wenn die volksthümlichen Anstandsregeln bei andern Völkern einen wohlthätigen Eindruck machen, als etwas Schönes, so fühlte der Deutsche in den fremden Gesezen nur das Lästige des Zwanges. So entstand vielfach eine Abneigung und Verachtung gegen das, was nun einmal doch Sitte war und was der Anstand forderte, und sie stieg noch höher, je lebendiger das löbliche Bedürfniss sich gestaltete, von Frankreichs Sitten unabhängig zu werden, besonders seit den Befreiungskriegen. Man missachtete die dem deutschen Wesen fremde, eingedrungene Anstandslehre, und besass doch keine eigenthümliche, vaterländische mehr, um dieser sich unterthan zu machen. So ging die Achtung vor den Forderungen des Anstands überhaupt und das Ansehn der Sitte und Schicklichkeit allmählich zu Grunde.

Dieses allgemeine Uebel, an dem die ganze Nation leidet, schlug besonders tiefe Wurzel bei der Jugend. So sehr das Gesez der Sittlichkeit sie zur Bescheidenheit und zum Gehorsam anweist, so treibt sie die Natur, sich gegen alle Beschränkung ihrer Freiheit zu wehren. Wollen wir, die wir einst gleichfalls jung waren, der Jugend zürnen, wenn sie oft das für Pedantismus hält, was in Wahrheit nur Ordnung ist?

Es liegt im Wesen des Anstands, dass er dem Menschen zumuthet, sich selbst Gewalt anzuthun, im Wesen der Höflichkeit, auch ein Opfer an der eigenen Bequemlichkeit zu bringen. Wie leicht sieht sich nun das unreife Alter, in welchem die Natur lauter spricht als die Vernunft, verleitet, also bei sich zu philosophiren: „Wenn „das Herz nur gut ist, wozu dann noch den äusseren „Zwang, den man Schicklichkeit nennt? Wenn ich nur „niemand unrecht thue, wozu dann noch die Höflichkeit,

„die niemandem nüzt? Wem schadet es, wenn ich auch „in Gegenwart anderer so size, wie's mir am bequemsten „ist? Wem hilft es, wenn ich mein Haupt vor ihm ent- „blöse? Unsere natürliche Freiheit, zu der sich der „Mensch geschaffen fühlt, ist ohnehin durch so manches „beschränkt, wovon jeder die Nothwendigkeit einsieht „und nicht läugnen kann; wozu also diese nothwendigen „Beschränkungen noch häufen durch entbehrliche, die nur „einer zufälligen Laune ihre Entstehung und einem ver- „alteten Herkommen ihren Bestand verdanken? Muss „ich aber gleichwohl gegen eigne Neigung und Ueberzeu- „gung dem Gebot des Anstands und der Höflichkeit mich „fügen, so hab' ich das Recht und den Willen, die Folgsam- „keit auf ihr geringstes Maass zu beschränken, vor nie- „mand aufzustehn, als wer mich dazu zwingen kann, nie- „mand zu grüssen, als wem ich gehorchen muss. Ich „will nicht jedermanns Diener scheinen, will jenem Trieb „folgen, den des Dichters Wort in dem Mann anerkennt „und nur den Frauen abspricht: denn „„nach Freiheit „strebt der Mann, das Weib nach Sitte.""

Mit solchen Gründen beschwichtigt sich nicht blos der rohe, sondern oft auch der denkende und wohlgesinnte Jüngling, wenn er von den Forderungen des Anstands sich loszusagen Lust hat.

Bei manchem wirkt auch noch das Beispiel und der Vorgang reiferer, gebildeter Männer, die im richtigen Gefühl, dass unser geselliges Leben durch steife, verknöcherte Förmlichkeiten vielfach entstellt gewesen und noch entstellt sei, das Auferstehungsfest der Befreiung damit feiern, dass sie alle Formen über Bord werfen. Ich will nicht erwähnen, dass gerade der genialste Mensch oft die Forderungen der Sitte nicht kennt, oft sie vergisst, oft sie kennt aber nicht anerkennt, ja was am leichtesten zur Nachahmung verführt, dass bei dem

Genie der Verstoss gegen die übliche Form oft nicht als Mangel an Lebensart, sondern als wohlanständige Eigenthümlichkeit seines ganzen Wesens erscheint. Aber auch das schöne Meteor unseres Parlaments gab ein lautes Signal dazu, indem die Vertreter der neuen Zeit ihren hochklingenden Titulaturen entsagten, ihren Reden die zeitraubenden Phrasen der Bescheidenheit, der Anerkennungen, der Danksagungen freiwillig oder gezwungen abschnitten und die leeren Formen nicht als gleichberechtigt mit der ernsten drängenden Sache gelten liessen. Dank diesen Weisen, und manches davon ist bereits fühlbar in das gebildete Leben des Volkes übergegangen, manches wird, nachdem das Eis gebrochen, noch später übergehen. Aber für die Unweisen galt diess Beispiel zugleich als Einladung und Aufruf zur Formlosigkeit, zur Ungebundenheit, zur Rohheit.

Und nicht blos in Deutschland, selbst in dem Mutter- und Musterland der feinen Sitte, in Frankreich selbst, lässt sich eine Abnahme des strengen Anstands und der Höflichkeit wahrnehmen. Kein Wunder! denn wie die Höflichkeit vom Hof ihren Namen führt, so steht und fällt sie mit dem Hof und mit der Klasse, die diesem am nächsten steht, und an ihre Stelle tritt der Trieb zu jener natürlichen Ungenirtheit, welche eine edle und eine unedle Tochter hat, die Freiheit und die Selbstsucht.

Dieser Ungenirtheit hat der Süden Deutschlands von jeher treulicher gehuldigt als der Norden. Wir sehn in ihr die Trägerin eines gemüthlichen, traulichen Lebens und pflegen wohl gar die nordischen Brüder zu beklagen, wenn sie dieses Gut ihrer Vorliebe für feinere Sitte wirklich oder scheinbar zum Opfer bringen.

Bei diesen Versuchungen, den äussern Anstand als eine leere Aeusserlichkeit anzusehen, die so oft nicht blos der

Behaglichkeit, sondern auch höhern Gütern Abbruch thue, der Natürlichkeit, der Herzlichkeit, der Aufrichtigkeit, dem Freiheitsgefühl, — bei so vielen Versuchungen darf sich niemand wundern, wenn jene strengen Sitten, zu welchen wir älteren Männer sorgsam erzogen wurden, seltener werden bei der Jugend, weil ihr das, was man ehemals als Schmuck ansah, jezt nur eine Fessel scheint. Um so nöthiger ist es aber, bei jedem Anlass der Jugend den innern Werth des Anstands vor die Seele zu führen.

Erlauben Sie mir, verehrteste Anwesende, hier zusammenzufassen und in Ihrer Gegenwart vor unsern Zöglingen zu wiederholen, was ich vereinzelt diese oft und gern vernehmen liess.

Was hier am nächsten liegt, die eigentliche Nüzlichkeit der Kunst, sich anständig zu benehmen, lassen Sie mich übergehn. Es ist gewiss eben so wahr als allbekannt, Anstand und Höflichkeit machen beliebt, ihre Vernachlässigung gibt Anstoss, der theils im geselligen, theils im ernsteren Geschäftsleben Nachtheil bringt. Der Rücksichtslose ist in keinem Kreise, wo Sitte gilt und Rohheit verpönt ist, gern gesehen, und in amtlicher Stellung und Thätigkeit sichert Anstand die Achtung, fördert Höflichkeit die Liebe. Noch weniger will ich erwähnen und als gewichtigen Beweggrund hervorheben, dass einflussreiche Männer — was nur zu oft der Fall ist — den Menschen blos nach seinem äussern Benehmen beurtheilen und innere Mängel des Geistes und des Herzens weit leichter verzeihen, als Unkenntniss oder Vernachlässigung der Convenienz. Durch solche Weltklugheit müsste ich fürchten meine Aufgabe in den Staub zu ziehen, eben so, als wenn ich von der Wissenschaft und Kunst rühmen würde, dass sie zum Broterwerb führe.

Von einem höheren Standpunkt betrachtet, als von dem der gemeinen Nüzlichkeit für das irdische Fortkommen des Einzelnen, können wir dem Anstand einen dreifachen Werth beilegen: in sofern er schön an sich ist, und den Menschen veredelt, und sich selbst der Staatsgesellschaft unentbehrlich macht; er hat, wenn Sie mir hier die Kathedersprache erlauben wollen, einen ästhetischen, einen moralischen und einen politischen Werth.

Es ist vor allem ein Irrthum, die Geseze des Anstands für ein Werk der Laune oder des Zufalls zu halten. Was wirklich auf solchem Wege entstanden ist, das hat allerdings wenig Anspruch auf Beachtung. Der wahre Anstand aber steht in dem freundlichsten Einverständniss mit der Natur, und der Natur gemäss leben ist ein uralter Spruch der Weltweisen. Freilich glaubt auch der Wüstling diesen Spruch zu befolgen, wenn er seinem Naturtrieb gehorcht; aber er meint nur seine thierische Natur, die ihm der Hauptbestandtheil seines Wesens scheint; der Weisere dagegen hält den göttlichen Funken für die wesentlichere Hälfte seines Selbst und nennt das Unnatur für den Menschen, was für das Thier allerdings Natur ist.

So ist auch der Anstand ein Abbild der Natur, aber der veredelten Natur, und eine Frucht der Bezähmung jener thierischen Hälfte, ja, selbst die unscheinbarste Anstandsregel hat ihre Begründung in der Natürlichkeit und in einem, wenn auch dunkeln, Schönheitsgefühl. Wenn der Anstand eine gerade, straffe Haltung des Körpers fordert, so folgt er nur dem Wink der Natur und bildet nur jenen Beruf folgerecht aus, den sie dem Menschen als solchem durch seinen Körperbau angewiesen hat. Der Hund oder der Tanzbär kann es dem Menschen wohl nachthun im aufrechten Gang, aber kann diesen Gang nie und nimmermehr mit Anstand paaren; er

ist und bleibt, troz aller Kunst, doch unnatürlich und unschön. Der Mensch soll stolz, das heisst, seiner Würde sich bewusst sein, soll diese Würde selbst wahren und gegen andere vertheidigen, frei von dem Laster des Hochmuths, der die Würde anderer unterschäzt, und von der Schwäche der Eitelkeit, welche die eigenen Vorzüge selbstsüchtig zur Schau trägt. Nun, eben dieser edle Stolz soll den Menschen stets mahnen, das zu sein, wozu ihn die Natur geschaffen, und das, was er ist und sein soll, auch zu scheinen. Denn das auch scheinen zu wollen, was man wirklich ist, zählt weder als Eitelkeit noch als Hochmuth; dagegen Widerspruch und Unnatur ist es, etwas anderes zu scheinen, als was man ist.

Fühlt sich nun der Mensch als das Meisterstück der Natur und als das Ebenbild Gottes, so muss er auch die Pflicht anerkennen, dies durch seine äussere Erscheinung zu bethätigen, durch Haltung und Bewegung und Handlungsweise, die seiner Menschenwürde entspricht; er versündigt sich, wenn er das Unschöne auf der Welt vermehrt, ähnlich wie wenn er das sittlich Böse fördern wollte. Und Dank der wohlthätigen, versöhnenden Weltordnung! selbst der Mensch, dessen Aeusseres die Natur stiefmütterlich ausgestattet oder gar missbildet hat, — von innen heraus, vernünftig, willenskräftig, schöpferisch kann er den Mangel verbessern, vergessen machen, ja zu einer neuen Art geistiger Schönheit umgestalten, durch den Anstand. Darum wollen wir in Ehren halten, was der Dichter singt:

Doch schönres find' ich nicht, so lang' ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele.

Auch die eigene Sittlichkeit gewinnt durch die Uebung im Anstand. Ich meine hiemit nicht, was abermals gar zu nahe liegt, dass die Sittlichkeit mit der guten Sitte

ebenso seelenverwandt wie namensverwandt ist. Man kann allerdings vielleicht sittlich gut und doch nicht gutgesittet sein; aber meistens gehen beide Tugenden Hand in Hand. Und wenn der Anstand eine Pflicht ist, so ist deren Erfüllung ohnehin eine Tugend. Aber wie gesagt, nicht diese Wahrheit ist's, auf die ich hindeutete, wenn ich den Anstand ein Förderungsmittel der Sittlichkeit nannte.

Aller Anstand und alle Höflichkeit fordert irgend einen Grad von Selbstverläugnung, und wer einmal in Ungewissheit ist, ob die gute Sitte ein Thun oder ein Unterlassen, ob sie dieses oder ein anderes Benehmen fordere, der geht in der Regel am sichersten, wenn er das thut, was ihm selbst das schwerere, das unbequemere ist, kurz, das Gegentheil von dem, was der alte Adam in ihm selbst ihm anräth. Je mehr aber der Mensch sich selbst Gewalt anthut, um so mehr gewinnt er an Kraft; durch ermüdende Turnübungen an Leibesstärke, durch angestrengtes Denken an Geistesstärke, durch unerbittliche Bändigung des eigenen Gelüstens an Seelenstärke, der Grundbedingung aller Sittlichkeit.

Und diesen Gewinn für die eigene Seele bekömmt er gleichsam umsonst in den Kauf, wenn er zugleich Höflichkeit übt; denn jede Höflichkeit ist ein kleines Liebeswerk. Wie die christliche Sittenlehre jeden zu den Mördern zählt, der seinen Nächsten ärgert, so verlangt das Gesez der höchsten Menschenliebe, ihn auf jede erlaubte Weise nicht blos zu retten, zu fördern, sondern auch zu erfreuen. Wenn die Gerechtigkeit sich hütet, dem Nächsten irgend an Leib und Gut zu schaden, so meidet es die Höflichkeit, seinem Schönheitssinn und seinem Zartgefühl wehe zu thun, gleich als stünde auch diese Rücksichtslosigkeit mit einer Rechtsverlezung auf gleicher Stufe. Und wie klein ist das Opfer für das eigene

Behagen und Gelüsten, wenn es gilt, durch freiwilliges Entgegenkommen dem Nebenmenschen ein unangenehmes Gefühl zu ersparen oder ein angenehmes zu erregen!

Endlich lassen Sie uns noch ein inhaltsschweres Wort Göthes ins Auge fassen: „Es gibt zwei friedliche Gewalten, das Recht und die Schicklichkeit." Also im Kriegszustand gibt es nur Eine waltende Gewalt, eben die Gewalt, die Faust, das Schwert, die Kanonen. Im Frieden herrscht das Recht. Aber welch ein Leben, wenn in einem Volke nichts als das Recht herrschte und das Ganze zusammenhielte! Alle Achtung vor dem Recht, denn es dient als Grundbau, und seine Diener, die Geseze, als Grundsteine, auf denen das Staatsgebäude und das Volksleben ruht und emporsteigt; ja es genügt auch zu einem sichern Leben, so gut wie ein Keller oder eine Höhle, aber zu einem schönen Leben gehört doch mehr als das Recht.

Dem Recht zur Seite steht die Gnade und die Liebe, neben dem Gesez waltet die Sitte, die Schicklichkeit, bisweilen im Widerspruch mit dem Gesez und noch mächtiger als dieses, und zum Nachtheil des grossen Ganzen, weit öfter jedoch in Eintracht mit dem Gesez und wohlthätig, oft die Lücken der Gesezgebung ergänzend. Die Herrschaft der guten Sitte macht das Verbot entbehrlich; Geseze wuchern am üppigsten auf, wo die gute Sitte erstorben ist oder zu ersterben beginnt.

Darum hält jedes edle, freie Volk seine Sitten so heilig, als seine Geseze; ja noch heiliger, denn es lässt die Verlezung des geschriebenen Gesezes durch die Strafe abbüssen, aber wer für sich die Sitte und Schicklichkeit verachtet, dem wird mit schweigender Verachtung vergolten, die den edlen Menschen tiefer schmerzt, als die empfindlichste Strafe. O, möchte bei uns die Sitte ihre alte Macht wieder gewinnen, und ihre drückende Nach-

folgerin, die Polizeigewalt, in ihre natürlichen Gränzen zurückdrängen! Wie viel Handlungen verbietet die Schicklichkeit, welche die Justiz und die Polizei zu hindern weder Macht noch Neigung hat! Denken wir uns den unermesslichen Gewinn, wenn über solche Handlungen, über ihr Thun und Unterlassen, die öffentliche Stimme mit sittlicher Entrüstung ein strenges Richteramt üben möchte! Zu diesem gewinnreichen Tausch gibt es aber nur Ein Mittel: wie der Einzelne gezwungen ist, sich dem Gesez zu unterwerfen, auch wenn er es für entbehrlich, für zweckwidrig, für ungerecht hält, so muss er auch den Forderungen des Anstands und der Höflichkeit freiwilligen Gehorsam leisten; gleichviel ob sie ihm bequem sind und vernünftig scheinen oder das Gegentheil. Diese Forderungen sind allerdings wandelbar, aber sie allmählich umwandeln zum Besseren, das ist Sache der Zeit und der Geschichte, deren Leitung und Vertretung naturgemäss in der Hand des reifen Alters liegt. Auf diesem Weg ist die Unnatur der Reifröcke, des Haarpuders, des Titelunfugs allmählich verschwunden, und wo vor dreissig Jahren noch Frack und Hut unerlässlich schien, da findet jezt die leichtere, bequemere Kleidung Zutritt, ohne den Anstand zu verlezen. Aber will die Jugend sich dieses Geschäfts bemächtigen und die Sitte, die Anstandsregeln reformiren, da geschieht es gegen die Natur und wird zur Ueberstürzung, zum Umsturz.

Lassen Sie mich das Alles in ein kurzes Wort zusammenfassen.

Wenn der Verein von Männerstolz und Menschenliebe den wahren Mann und Menschen bildet, wohlan! der Anstand ist ein Ausdruck jenes Stolzes, die Höflichkeit eine Aeusserung dieser Liebe. Mit dem Anstand ehrt dieser Mann sich selbst, durch die Höflichkeit er-

kennt er an, dass er jedem Menschen, den er auch nicht als einen Freund mit Herzlichkeit umfasst, doch als seines Gleichen Achtung und Liebe schuldet.

Mit diesen Andeutungen wollte ich dem immer wachsenden Wahn der Jugend, wo nicht gar des ganzen jüngeren Geschlechts entgegentreten, dem Wahn, dass Anstand und Höflichkeit ein untergeordnetes unwesentliches Element des Lebens und gleichsam eine freie Kunst sei, mithin ein Vorzug heisse, wo sie sich finde, aber kein Mangel, wo sie fehle, und dass eben dieser Vorzug oft in Widerspruch gerathe mit dem edeln Selbstgefühl und Freiheitssinn. Diesen Irrwahn nach Kräften thätig zu bekämpfen, gibt mir mein Amt Gelegenheit, durch Achtsamkeit auf seine Ausbrüche und durch Warnung vor seinen Folgen, wie ich hoffe, auch durch eigenes Beispiel. Selbst diese Worte bleiben vielleicht nicht ohne alle Frucht, wenn sie den reiferen unserer Schüler Gesichtspunkte eröffnen, die sie als höhere, allgemeinere, bedeutsamere anerkennen müssen. Denn so wenig solche Worte bei der Häufigkeit und dem Missbrauch, der die öffentlichen Reden um ihren Einfluss gebracht hat, auf eine wirkliche Ueberredung oder auf einen bleibenden Eindruck zählen dürfen — manches Wort trifft doch manchmal seinen Mann, manches ausgeworfene Samenkorn findet doch manchmal seinen Boden, verschwindet für den Augenblick, für Jahre, für ganze Lebensabschnitte, aber erhält sich wunderbar unter dem Boden, wacht später wieder auf, spriesst empor und gedeiht im Sonnenlicht des Lebens, und trägt noch ungehoffte Früchte. Und wäre selbst diese Hoffnung eitel und trügerisch, so will ich diese Stunde doch in sofern keine verlorene nennen, als ich Zeugniss gab von dem, was ich im Einklang mit meinen Amtsgenossen denke uud thue, und als ich im festen Glauben, dass Sie, verehrteste Anwe-

sende, Väter und Mütter, unsere Ansicht von dem hohen Werth des Anstands und der Höflichkeit in vollstem Maasse theilen, Sie einladen darf, unsere Thätigkeit für Erwerbung und Erhaltung und Ausbildung dieser Tugenden nicht blos durch Ihr Vorbild und Beispiel, sondern auch durch Aufsicht und Zuspruch in Gemeinschaft mit uns Lehrern fördern zu wollen.

VI.*)

Hochverehrte Versammlung!

Als ich vor sechs und dreissig Jahren zum Rector des hiesigen Gymnasiums berufen wurde, fand ich die Anstalt, ohne Jemandes Schuld, blos in Folge unzureichender Mittel, in einem trostlosen Zustand. Um von seinen fast schauerlichen Räumlichkeiten zu schweigen, bestand es seit sieben Jahren ohne eigentliche feste Leitung; der älteste Lehrer waltete zugleich als Rectoratsverweser; dieser selbst gehörte nicht ausschliesslich dem Gymnasium an, er diente zur Ergänzung seines Gehaltes zugleich als Secretär bei der Universitäts-Bibliothek und verabreichte dort die verlangten Bücher. Der übrige Unterricht an der aus vier Klassen bestehenden Anstalt war unter einige Stadtgeistliche, einige vacirende Candidaten, einige dürftige Studirende vertheilt, welche von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat wechselten. Gleichwohl zählte die Anstalt mehr Schüler als jezt, gegen hundert und fünfzig Zöglinge. Denn viele anderwärts Entlassene suchten hier eine lezte Zufluchtsstätte, und mancher Lehrer, der mit seiner Einnahme auf das eingehende Schulgeld angewiesen war, sah sich auch zur Nachsicht angewiesen.

*) Schulrede, gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am 8. August 1855.

Dieser nachsichtigen Behandlung entsprach die herrschende Zucht — oder Zuchtlosigkeit, die allerdings nicht als Unsittlichkeit, aber desto mehr als Zwanglosigkeit ans Licht trat. Der Schüler besuchte die Lehrstunden nach Belieben, oder sezte den Besuch wochenlang aus, weil er den Eltern zum Stecken der Kartoffeln unentbehrlich war. Dass Eltern, die einer Schule ihre Kinder übergeben, zugleich einen Theil ihres Rechts über ihre Kinder an diese Schule abtreten, das war ein Grundsaz, den weder die Schule aufstellte, noch die Eltern anerkannten oder ahnten.

Je mehr ich mich genöthigt sah, ihn mit Nachdruck geltend zu machen, desto weniger konnte es fehlen, dass ich bei Vornehm und Gering Anstoss gab, dass ich ein Schultyrann hiess, dass ich mir einzelne Verfeindungen und fast allgemeine Ungunst zuzog; um so mehr, als damals eine so tiefe Ruhe, Friedlichkeit, Gemüthlichkeit in Erlangen herrschte, dass ein Akt strenger Gewissenhaftigkeit leicht und vielfach Missdeutung erfuhr und als rücksichtslose Inhumanität galt. Die Unparteilichkeit, mit welcher alles geschah, minderte die Ungunst nicht; Vornehm und Gering fand einen gehässigen Beweggrund auf; der Geringe „man drücke die Armuth", der Vornehme „die Schule wolle auch ihn ihre Macht fühlen lassen"; nur wenige waren gerecht und billig genug, an Recht und Billigkeit auch in fremder Handlungsweise zu glauben.

So schmerzlich eine solche Stellung war, so durfte sie doch das einmal mit der Resignation eines Märtyrers begonnene Werk nicht stören. Ein Rückschritt hätte mir die öffentliche G u n s t nicht wiedergewonnen, desto leichter aber noch überdiess die öffentliche A c h t u n g geraubt. Nach einem Jahrzehent hatte ich bereits festeren Boden gewonnen. Unterstüzt von gleichgesinnten Lehrern, getragen von der nicht aus bloser Furcht entsprungenen

Achtung unserer Schüler, gehoben von dem steigenden Ruf unserer Anstalt bei den Vorgesezten und zum Theil selbst im Ausland, endlich auch gefördert durch die Erfahrung und zunehmende Ueberzeugung meiner lieben Mitbürger, dass ich mit Gerechtigkeit und Wohlwollen, aus guter Meinung und nicht blos aus Herrschsucht that, was ihnen missfiel, brachte ich es dahin, dass ich statt eines Schultyrannen ein Schulpedant hiess. Die Ungunst und Befeindung machte dem Mitleid und der Duldung Plaz. „Er ist seines Handwerks ein Philolog," hiess es bei den Wohlwollenden, „wohnt in dem Dunkel des tod-
„ten Alterthums, in den Gräbern und Katakomben Grie-
„chenlands und Roms, ohne Kenntniss der Gegenwart,
„des Lebens und dessen, was die Neuzeit bedarf;, er ist
„zugleich Schulmann und meint die Welt stürze zusammen,
„wenn nicht alles nach dem Schnürchen gehe! Schlimm wer
„so leben muss und andere in gleicher Geistesbeschränkt-
„heit bildet, aber — *un peu fou, du reste honnête homme!*"

Wozu diese meine Leidensgeschichte? Sie gehört der Vergangenheit an und ist für mich begraben; denn ich müsste undankbar oder durch Eigenliebe verblendet sein, wenn ich heute noch über ähnlichen Druck durch öffentliche Ungunst gegen meine Person, oder durch Verkleinerung der Wirksamkeit unserer Anstalt klagen wollte. Was vor dreissig Jahren gehässiger Schul*despotismus*, vor zwanzig Jahren lächerlicher Schul*pedantismus* hiess, das ist jezt, mein' ich, als wohlthätige Schul*ordnung* und Schul*zucht* erkannt und anerkannt. Aber was begraben ist, das ist darum nicht auch vergessen, und meine Leidensschule hat auch für mich ihre Früchte getragen. Sie gab mir reichliche Gelegenheit, über Begriff und Wesen des Schulpedantismus nachzudenken, mich zu prüfen, ob ich Schulpedant sei, und nach dieser Prüfung zu fragen, ob er wirklich so ver-

dammlich sei, wie man gewöhnlich glaubt, und ob ich mich und mein Wesen nach dem Wunsche des Publikums ändern, oder dem Publikum zum Troz meiner Ueberzeugung treu bleiben und ihr zum endlichen Sieg verhelfen solle.

Und lassen Sie mich gleich jezt darauf antworten. Ich halte den Schulpedantismus für eine entschiedene Tugend, bei einem einzelnen Lehrer, und für ein entschiedenes Lob, wenn er an einer ganzen Schulanstalt herrscht. Kurz, ich bin im Begriff, vor Ihnen diesem verrufenen Schulpedantismus eine Lobrede zu halten, und würde mir Glück wünschen, wenn es meinen Worten gelänge, Sie mit ihm wo nicht zu befreunden, doch zu versöhnen.

Erasmus schrieb ein Lob der Thorheit, Möser nahm den Nepotismus in Schuz; auch an Schuzreden für den Neid, für den Grimm, für das Podagra fehlt es nicht — lauter geistreiche Spiele des Wizes, Kinder der Ironie, Ergüsse des Humors. Ich aber mache bittern Ernst mit meinem Saz und wünsche ihm gesegnete Folgen, nicht blos in dieser kurzen Stunde, sondern im Verhältniss unserer Schulverwaltung zu unsern lieben Schülern und deren verehrten Eltern. Denn bloser Scherz oder Ironie würde mir dieses Tages wie dieses Orts und dieser Versammlung unwürdig scheinen. Wenn ich troz dem, dass ich ernsthaft meine, was ich sage, mich in freierer Form als sonst ergehe, so mögen Sie diess, verehrteste Anwesende, aus dem Bedürfniss erklären, mich hier im Kreise gleichgestellter Freunde um so zwangloser zu bewegen, je weniger mir diese Wohlthat jüngst einem hocherhabenen Hörer gegenüber gestattet war. Diese Freiheit aber, die ich mir bereits genommen und ferner nehmen werde, soll sich auf das Recht beschränken, neben der Sache auch von meinem Ich häufiger zu sprechen als sonst einem Redner gestattet ist.

Und was ist nun das Wesen alles Pedantismus überhaupt? Stünde ich hier auf einer Lehrkanzel statt auf einer Rednerbühne, so müsste ich zuerst das Wort selbst auf gelehrtem Weg erklären. Doch die Rednerbühne überhebt mich dieser Pflicht und mit ihr des beschämenden Bekenntnisses, den räthselhaften Namen Pedant selbst nicht erklären zu können. Leichter verständigen wir uns über den Begriff: wenn ich den Pedantismus eine Ordnungsliebe nenne, aber eine solche, die das nöthige Maas überschreitet, und unwesentliches von sich oder andern verlangt, blos weil es zur Ordnung gehört.

Die Ordnungsliebe ist nun unstreitig eine Tugend, ihr Uebermaass also die Uebertreibung einer Tugend, und ihre Quelle hat diese Tugend in der Gewissenhaftigkeit.

Hier bitte ich Sie vor allem nicht aus dem Auge zu lassen, dass alle Ordnung einen doppelten Werth hat, einen practischen und einen idealen; sie ist nüzlich für den Menschen und seine tagtäglichen Bedürfnisse und seinen Geschäftsverkehr, wie ein Hausgeräthe, sie ist aber auch schön an und für sich, wie ein Kunstwerk. In der Regel stört alle Unordnung das Geschäft und bringt Unbequemlichkeit oder Schaden; aber selbst wenn sie ganz unschädlich bleibt, so ist sie doch etwas Unschönes und thut durch ihr bloses Dasein der Vernunft und dem Gefühl so weh, wie ein Misston oder ein Missgeschmack dem Ohr und der Zunge wehe thut.

Soll ich der Ordnung noch eine besondere Lobrede halten? Lassen Sie mich statt dessen Goethes wenig bekannte und doch goldne Worte wiederholen:

> Nach seinem Sinn zu leben ist gemein;
> Der Edle strebt nach Ordnung und Gesez.

oder an Questenbergs Worte der Bewunderung erinnern, als ihm in dem Lager Wallensteins „der Ordnung hoher

Geist erschien.“ Denn der Wehrstand gibt das vollkommenste Abbild einer strengen Ordnung, bedarf ihrer am meisten und erreicht *durch* sie und verfehlt *ohne* sie die wichtigsten Zwecke.

In der Zwanglosigkeit lebt sich's allerdings behaglich und bequem für den Augenblick; allein nur die Ordnung, eine lebendige, wie in Rom und England, oder eine eiserne und erzwungene, wie in Sparta und Russland, wird etwas Gutes auf die Dauer, wird etwas Grosses erreichen.

Der Fehlgriff des Pedanten besteht also darin, dass er sich nicht begnügt, die Ordnung so weit zu wahren, als sie für das practische Leben und die Bequemlichkeit der Menschen unentbehrlich ist, sondern eine *vollkommene* Ordnung verlangt; dass er unerbittlich verlangt, dass *alles*, was er zu vertreten hat, bis ins *allerkleinste* so sei, wie es *sein soll*.

Wie es sein soll, wirklich *sein soll*, sage ich, das heisst, nach Vernunftgesezen und nach der allgemeinen Ueberzeugung, nicht nach der Ansicht eines Einzelnen. Denn wer mit solcher Strenge eine Ordnung durchführt, die er selbst nur erst *erfunden* hat, seine eigene Liebhaberei, seine vielleicht wunderliche Laune mit pedantischer Aengstlichkeit ins Werk gesezt wissen will, der übt keinen blosen Pedantismus, sondern etwas weit schlimmeres, Eigensinn, Willkür, Despotismus, oder mindestens Intoleranz, Beschränktheit, und diess alles überdiess gepaart mit Kleinlichkeit.

Aber woher denn dieser allgemeine Misscredit des Pedantismus, wenn er wirklich nichts anderes ist als strenger Ordnungssinn? Die Antwort liegt nahe. Jedermann fühlt sich wohl in der Ordnung, die um ihn herum herrscht; er lobt sie, er liebt sie, er predigt sie — bis auf den Augenblick der Probe! Wenn dieser kritische

Augenblick kömmt, die Ordnung bei dem Einzelnen anklopft und auch er zu ihrem Bestand beisteuern soll auf Kosten seiner Bequemlichkeit, dann gibts manchen, der die nämliche Ordnung auf einmal eine Pedantin schilt, den Ordnungssinn Pedantismus und seine Forderungen Pedantereien. Das thun die einen mit Unmuth und Schelten; die andern unbetheiligten, die nur meinen, es müsse nicht alles auf der Welt nach dem Schnürchen gehn, thun dasselbe mit Lächeln, Lachen und Spott, und nennen den anders Denkenden einen Pedanten — und nicht mit Unrecht.

Ich weiss gar wohl was ich sage! Aller Pedantismus verdient den Tadel, der ihn trifft, unbeschadet der Achtungswürdigkeit, die ich für ihn anspreche. Nicht allem Pedantismus überhaupt hab' ich eine Schuz- und Lobrede versprochen, sondern nur und allein dem Schulpedantismus.

Der Schulpedantismus ist der berühmteste Pedantismus, aber gewiss nicht der grösste und ärgste und lästigste. Jean Paul Richter's Romanpedanten gehören grossentheils dem Schulstand an, seine Fixlein, seine Schomaker, seine Fälbel, Stiefel und Wuz. Allein vergleichen wir die anderen Stände, wo finden wir ihn nicht? Wenn der Schulmann darauf dringt, dass sein Schüler um keine Minute zu spät auf seinem Plaz erscheine, dass er keinen Punkt über einem i vergesse, dass er seinen Namen nicht auf die Schulbank schreibe, — thut er etwas Kleinlicheres als der pünktliche Hauptmann, der einen minder blanken Knopf seines Untergebenen rügt; als der eifrige Tanzmeister, der über einen falschen Schritt seines Schülers sich ereifert; als der ordnungsliebende Kaufmann, der neben der Summe von Tausenden doch den Bruchtheil eines armen Kreuzers durch bogenlange Rechnungen hindurchführen lässt; als die

sorgsame Hausfrau, die auch das allerlezte Stäubchen abwischt; als der gestrenge Gerichtshof, der mir einen Verweis ertheilt, weil ich mich am Schluss meiner Eingabe nur als „gehorsamen Diener", aber nicht als „Eines Königlichen Gerichtshofs gehorsamen Diener" unterzeichnet habe; endlich als der gewissenhafte Hofmann, der seinen König am Kamin lieber verbrennen liess, als sich gegen die Hofetikette verfehlen wollte? Wo liegt in diesen verschiedenen Arten, auch das Unbedeutendste nicht zu übersehen, wenn es zur Ordnung gehört, der wesentliche Unterschied? Nur weil der Lehrstand der friedlichste, waffenloseste Stand ist, weil er nicht einmal das gleiche Vorurtheil der Ehrwürdigkeit geniesst, wie der eben so waffenlose Priesterstand, endlich weil niemand Juvenals tiefen Spruch, „dass man dem Knaben die grösste Achtung schulde", kennt oder anerkennt oder befolgt — darum wird gerade der Schulstand für jene Menge, welcher nur eine Macht, die auch handgreiflich belohnen oder bestrafen kann, Achtung abgewinnt, zu einer willkommenen Zielscheibe des Wizes und des Spottes.

Die vollkommene Ordnung ist immer schön, aber nicht immer nothwendig, nicht immer nüzlich, nicht immer angenehm für das Leben. Denn nur allzuoft begegnen sich die hohen Güter Schönheit und Nüzlichkeit in feindlicher Zwietracht. Im gewöhnlichen Leben gebürt dem Nüzlichen und Bequemen der Ehrenplaz v o r und ü b e r dem Schönen; wer es umkehrt, der ist ein Schwärmer, ein einseitiger Enthusiast und selbst eine Art Pedant.

Ein Schulmann darf um jenes Lob der Humanität, welches zum Besten, wenigstens zur Bequemlichkeit anderer auf die unbedeutenderen Gebote der Ordnung Verzicht leistet, nicht werben, soviel er auch ausserdem Beruf und Anlass hat, Humanität zu üben. Zwischen dem practischen Leben und Treiben Erwachsener, die mit

dem Richter, mit dem Arzt, mit dem Kaufmann, mit der Polizei in Wechselverkehr treten, und zwischen dem Schulleben eines Gymnasiums ist ein gewaltiger Unterschied. Nämlich im Leben, für vollmündige, selbständige Männer ist alle Ordnung nur Mittel zum Zweck. Da hat man wichtigeres, nöthigeres zu thun, als Ordnung zu lernen, in der Ordnung sich zu üben. Diese Kenntniss, Uebung, Gewohnheit haben sie von der Schule schon ins Leben mitgebracht oder sollen es wenigstens.

Dagegen für die Schule, für Lehrer und Schüler ist der Ordnungssinn auch Selbstzweck, nicht bloses Mittel zum Zweck.

Das Menschengeschlecht, nach seinem geistigen und sittlichen Werth geschieden, zerfällt in drei Klassen: in ausserordentliche Menschen, in ordentliche, und in unordentliche. Die ausserordentlichen, welche die Natur in sehr spärlicher und leicht zählbarer Menge hervorbringt, stehen nicht sowohl ausser, als über der gewöhnlichen Ordnung; sie wandeln ihren eigenen Weg, wie ihr eigener oder ein höherer Geist sie führt, brechen neue Bahnen und wollen mit anderem Maasse gemessen sein als die übrigen Menschen. Wohl ihnen, wenn sie zugleich die Kraft und den Willen haben, sich der Ordnung zu fügen und zu schmiegen! fügt sich ein solcher geborener Held als Knabe bescheiden auch der Schulordnung, gut! aber die Schule kann und darf sich nicht nach seiner Eigenthümlichkeit richten. Sie hat zunächst die ordentlichen Naturen im Auge, die in der Mitte zwischen ausserordentlich und unordentlich stehen. Allein auch diese theilen sich in zwei Reihen: in das tüchtige Mittelgut, das nur dem Genie gegenübersteht, und zu dem sich jeder von uns mit Ehren rechnen kann, und in die alltägliche Mittelmässigkeit, welcher anzugehören weder Ehre noch Schande ist; mit anderen Worten: je nachdem sie tüchtig, thätig, brauchbar, brav sind,

aber die Welt nur erhalten und nicht umgestalten, oder je nachdem sie, als gewöhnliche Menschen ohne höheres Streben, nichts Gutes und nichts Böses thun, aber nur noch eine Stufe sinken dürfen, um zu den Gemeinen, mithin Unordentlichen zu gehören. Beide Mittelmässigkeiten haben den Beruf und auch den Willen, sich der Ordnung zu unterwerfen; die Aufgabe des Erziehers ist, sie zur allseitigen Ordnung anzuleiten, mit dieser zu befreunden, an sie zu gewöhnen, und die Unordentlichen zur Ordnung, nöthigenfalls auch mit Gewalt, zu zwingen, so lange er auf Erfolg hoffen darf, kurz, alle auf die nächst höhere Stufe zu erheben. Die freie Genialität, welche in geistigem Uebermuth der Ordnung den Krieg erklärt, der Sprudelkopf, ist immer etwas Schönes, wird, wenn er nicht in der Unordnung untergeht, oft etwas Grosses; allein zur Genialität kann kein Erzieher erziehen und darf es nicht wollen; er muss sie lieber, wo er ihr begegnet, durch die Geseze der Ordnung niederhalten, auf dass sie der Palme gleich desto kräftiger unter dem Druck wachse, als sie über diese Ordnung stellen.

Bei dieser Hauptpflicht der Schule, ihre Zöglinge zu ordentlichen Menschen zu erziehen, zu einer Ordnungsliebe zu bilden, die mehr gut als grossartig, mehr nüzlich als glänzend ist, kann sie diese Liebe nicht streng genug hegen und pflegen. Der Schüler versäumt nichts wichtigeres durch ihre pedantische Handhabung und Befolgung, er gewinnt dadurch an Genauigkeit, Pünktlichkeit, Aufmerksamkeit auf sich selbst, an Herrschaft über sich selbst und seine Laune, an Gewöhnung, sich selbst Zwang anzuthun, kurz an sittlicher Bildung, einem Hauptzweck seiner ganzeu Schulzeit. Er steht zu ihr in einem ganz anderen Verhältniss, als der reisende Geschäftsmann, der durch eine Pedanterei der Gränz- oder der Passbehörde in seinem Geschäft nur gehindert wird und

Zeit verliert, weil er nicht in der Ordnung erst geübt werden will oder soll.

Dieser Schulpedantismus kann sich im Unterricht wie in der Zucht bewähren. Erst im Unterricht, in der Gewöhnung durchaus ordnungsgemäss sowohl zu schreiben als zu sprechen. Mancher, der auf seiner Schule zuviel Nachsicht genossen hat, wenn er sich aus Uebereilung oder Leichtsinn verschrieb, und sich tröstete, das richtige doch g e w u s s t zu haben, sich vielleicht sogar rühmte und freute, nur durch seinen lebhafteren Geist, der seinen aufmerksameren Mitschülern abgehe, verleitet zu sein, hat seine scheinbar geniale Gewöhnung schwer gebüsst. Ein Schüler muss sich mehr noch als ein reifer Mann zum Gesez machen, alles und alles nach allen Seiten hin vollkommen zu fertigen, so vollkommen als er nur immer kann, in der Ueberzeugung, dass seine Leistung auch dann noch blose Schülerarbeit bleibt; er muss auch den kleinsten, unschädlichsten Fehler, den er vermeiden konnte, für eine kleine S ü n d e halten, und der Lehrer muss diese Gesinnung von ihm fordern, in ihm fördern. Die Entschuldigung, die dem thätigen Mann bisweilen zur Seite steht, die kleinliche Genauigkeit dringenderen Anforderungen und höhern Zwecken aufgeopfert zu haben, kömmt dem Schüler niemals zu gute; denn er s o l l kein dringenderes Geschäft, keinen höheren Zweck haben, als so arbeiten zu lernen, wie sichs gehört.

Neben dem Unterricht ist die sittliche Bildung zu scheiden in die eigentliche sittliche Erziehung und in die blose Zucht, die Disciplin. In jener eigentlichen Erziehung gibt es gar keinen P e d a n t i s m u s, an seiner Stelle steht der R i g o r i s m u s, der auch den allerkleinsten Fehler streng verdammt. Sie werden mir nicht zutrauen noch zumuthen, diese sittliche Strenge irgend zu missbilligen, während

ich die Strenge des Pedantismus oder der blosen Ordnungsliebe in Schuz nehme. Der Weltmensch, vielleicht der Diplomat mag es thun auf seine Gefahr hin, der Erzieher darf es so wenig als der Priester. Denn nach christlicher Lehre ist keine Sünde so gross, dass der gnädige Gott sie nicht vergeben könnte, aber auch keine Sünde klein genug, um von dem heiligen Gott erlaubt zu werden. Eine pedantische Schulzucht hat ausser dem Ordnungssinn und der Pünktlichkeit besonders auch auf Beachtung des äussern Anstandes zu dringen. Nicht zum erstenmal von dieser Bühne herab behaupte ich, dass die Jugend durchaus kein Recht hat, irgend eine Anstandsregel, selbst wenn sie ganz bedeutungslos, ja sogar vernunftwidrig scheint, ausser Augen zu lassen. Die Volkssitte muss blinden Gehorsam finden, so gut als das Staatsgesez. Nie werde ich dulden, dass mein Schüler ohne Grund mir zur Rechten gehe, so wenig ich mir selbst Rechenschaft geben kann, warum die allgemeine Sitte diese Seite, in welcher noch dazu kein Herz wohnt, gegen die linke bevorzugt. Wir Deutschen bedürfen es nach unserer Eigenthümlichkeit mehr als andre Völker, jede wirkliche Sitte sorgsam zu achten, zu hegen und zu pflegen; denn je mächtiger die Sitte herrscht, desto mehr Boden verliert die Allgewalt der Polizei.

So behaupte ich also: der Schullehrer soll ein Schulpedant sein, aber ich hüte mich zu sagen, dass er ausschliesslich nur Schulpedant und weiter nichts sein solle. Er fange seinen Pedantismus mit seinem Schulgeschäft an, lege ihn, wenn er seine Schule verlässt, wieder ab, und hebe ihn auf, um ihn am nächsten Tage rechtzeitig wieder aufzunehmen. Er betrachte ihn als sein Staats- und Amtskleid! Im geselligen Leben und im Verkehr mit allen, die nicht von ihm erzogen sein wollen noch sollen, zeige er ein anderes Gesicht, und

das kann er, ohne ein Wankelmüthiger oder ein Heuchler zu scheinen. Die Ordnungsliebe und deren Förderung sei ihm ein wesentlicher Theil seines Berufs, aber nicht der allerhöchste und edelste, so wenig als es sein höchster Beruf sein darf, seinem Zögling den Weg durch die Welt zu zeigen und ihn zum Broterwerb und zu irdischer Glückseligkeit vorzubereiten. Ein Lehrer, der sich über eine muthwillig zerschnittene Bank, über ein unzeitiges Singen oder Plaudern, über eine vergessene Arbeit mehr ereifert, als über eine schlaue Lüge oder eine Aeusserung des Neides, der Selbstsucht, der Heimtücke, der nach Schreibfehlern oder unrichtigen Temporibus allein das Maass der Geistesgaben misst, dagegen für das Gesamtwesen des Schülers kein Auge und kein Maass hat, der ist ein bloser Schulpedant und vergisst oder verkennt über dem Kleinen das Grosse, über der Nebensache die Hauptsache. Sein Fehler besteht aber nur in dem, was er nicht ist und nicht thut, keineswegs aber in dem, was er ist und thut. Und in seinem Schulgeschäft selbst hat der rechte Lehrer, der ächte Erzieher Pflicht und Anlass genug, neben dem Pedantismus auch seine Humanität oder Liberalität zu zeigen, so gut als der strenge Hauptmann es kann, so gut als der grosse Friedrich in seiner Heeresführung und Staatsverwaltung beide anerkannte Tugenden mit jener dritten zweifelhaften zu verbinden wusste. Aber seine eigene Liberalität und Genialität muss er als Lehrer ebenso verläugnen lernen, wie der Richter seinen Sinn für Billigkeit, wenn es sich um Anwendung von Recht und Gesez handelt, oder wie der General seine Menschlichkeit, wenn es eine Batterie um jeden Preis zu erstürmen gilt. Nur in Collisionsfällen muss die Humanität obsiegen.

Bin ich selbst nun, der ich als Lobredner des Schulpedantismus auftrete, nur in der Theorie ein Schulpedant,

oder auch in meiner Amtsführung, als Leiter und als Lehrer unserer Anstalt, im Unterricht wie in der Schulzucht? Ich bestrebe mich wenigstens, es auch in meiner Amtsführung zu sein, ich wünsche dafür zu gelten, ja ich rühme mich oft in meinem Unterricht, dass ich es sei, und beklage, dass ichs oft zu wenig sei. Ob ich es nun wirklich auch bin, ob ich es folgerecht genug bin, ob ich nichts als ein Schulpedant bin, in und ausserhalb der Schule — über das alles muss ich bei anderen Belehrung suchen; vor allen bei den ehemaligen nun gereiften und urtheilsfähigen Schülern meines sechsunddreissigjährigen Lehramts, deren Gang, deren Haltung, deren Aussprache und Dialect, deren Art zu grüssen, deren Stirnfalten, deren Gelächter, deren Papiergeiz oder Papierverschwendung und welche hundert andere kleinste Kleinigkeiten sonst noch! ich seiner Zeit unablässig an ihnen rügte, immer im guten Glauben, mit solcher Schulmeisterei ein wahres Liebeswerk zu üben, meinen Schülern zu nüzen und mir selbst von ihnen, wenn auch erst späteren Dank zu verdienen. Ich prüfe mich auch selbst oft auf diesen Punkt, aber umsonst! immer erfahre ich an mir selbst die Wahrheit von Göthe's klassischem und zugleich antiklassischem Spruch:

„Erkenne dich!“ Was soll das heissen?
Es heisst: „sei nur! und sei auch nicht!“
Es ist eben ein Spruch der lieben Weisen,
Der sich in der Kürze widerspricht!

So sei denn Ihrem Ermessen und Wohlwollen, verehrte Anwesende, das Urtheil über meine Person und Handlungsweise anheim gestellt! dagegen möchte ich gern mit der Beruhigung diese Stelle verlassen, dass Sie über die Sache selbst, über den Werth des Schulpedantismus, die hier ausgesprochene Ansicht von jeher gehegt haben, oder wenigstens von dieser Stunde an mit mir theilen werden.

An die Abiturienten.

Sie stehen am Ende Ihrer Laufbahn als Gymnasialschüler, das heisst am Ende eines Anfangs. Jeder Abschnitt unseres Lebens ist zugleich selbst ein kleineres Leben für sich und zugleich eine blose Vorbereitung zu einem neuen Anfang. Es ist eine weise Lebensregel, wenn sie richtig gefasst wird: man soll sich sein Leben so angenehm als möglich machen. Was würden Sie nun gewinnen, wenn Sie auf Ihre hier verlebten acht Schuljahre als auf eine achtjährige Gefangenschaft zurückblickten? was anderes — selbst wenn diese Vorstellung richtig wäre — als einen Theil Ihres Daseins vergällt und vernichtet zu wissen? Ein wahrhaft menschliches Leben besteht in der rechten Mischung von Gesez und von Freiheit. Der Sclave an der Kette gehorcht nur dem fremden Gesez, das Thier im Walde nur der gesezlosen Freiheit. Beide führen kein menschliches Leben. Wir Lehrer sind des Glaubens, dass unsere Schulordnung jene Mischung so vollständig enthalte als es einem Menschenwerke möglich ist. Wer von Ihnen dem jugendlichen Naturtrieb gemäss noch ein grösseres Maass von Freiheit gewünscht hätte, der tröste sich mit dem doppelten Troste, erstens dass die Schulbeschränkungen ihm gewisslich nichts Nothwendiges, d. h. Sittliches, schwerlich irgend etwas Nüzliches untersagt haben, sondern nur manches wirklich oder vermeintlich Angenehme — unstreitig der unbedeutendste Verlust; und zweitens dass die neue grössere Freiheit nun erst Reiz gewinnt. Denn auch die gemeinste Lebensweisheit gibt den Rath, sich für den Genuss nicht abzustumpfen; damit unser Leben aus einer steten Reihe von Eroberungen bestehe, eine Freude, deren der gesättigte blasirte Mensch entbehrt.

Und was Ihnen als Ersaz für diese Versagungen die Schule Gutes bot, das erkennen Sie gewiss zum Theil jezt schon an, zum andern Theil werden Sie in den reiferen Jahren es anerkennen, und müssen bis dahin dem Spruch des weisen Socrates nachthun: Ich verstehe nicht alles was Heraclitus sagt, aber ich schliesse von dem hohen Werth dessen, was ich verstehe, auf den gleich hohen Werth des übrigen, was ich noch nicht verstehe.

Und nun noch einen Blick vorwärts.

Sie gehen nach der wohlthätigen Verschiedenheit der menschlichen Natur nicht alle mit einerlei Gefühl und Vorsaz auf die Akademie; die einen wollen die akademischen Freuden geniessen und dabei auch studiren; die andern wollen studiren und dabei auch die akademischen Freuden geniessen.

Wenn der Gegensaz kein grösserer, kein schrofferer ist, so können wir, Ihre bisherigen Lehrer, den beiderseitigen Vorsäzen unsere Zustimmung und unsern Segen geben. Lassen Sie uns diese Hoffnung und den Glauben, dass es nicht bei dem blosen Vorsaz bleiben werde. (Folgt die Entlassung.)

VII.*)

Hochverehrte Versammlung!

Das laufende Jahr, welches im grossen so ernst und trüb begann und noch manches schwere Ereigniss in seinem Schoosse tragen mag, hat den Frieden wie unseres Vaterlandes so unserer Schulanstalt bis heute nicht gestört. Wir können auf das Schuljahr, dessen Schluss wir heute feiern, mit Dank gegen die göttliche Gnade und gegen königliche Wohlthaten zurückblicken, und wäre nicht der geordnete Gang des Unterrichts durch unfreiwillige Abwesenheiten mehrerer Lehrer unterbrochen worden, so fände keinerlei Klage Statt. Auch für diese Nachtheile fand die Anstalt genügende Abhülfe in der Dienstbereitwilligkeit der übrigen Lehrer und anderer Lehrkräfte ausserhalb der Schule; ja ich selbst, der ich in den lezten Jahren der Unterstüzung und Vertretung bedurfte, konnte in diesem Jahre die angehäuften Schulden durch Gegendienste theilweise zurückbezahlen. Der Verlust eines vieljährigen Collegen, den wir mit Schmerz von uns scheiden, und mit Freude in einen längst verdienten höheren Wirkungskreis übertreten sahen, ersezte ein würdiger Nachfolger. Ein Gnadenakt unseres Mo-

*) Schulrede, gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am 8. August 1854.

narchen minderte in den drückenden Tagen der Theurung manche häusliche Sorge auch in unserem Kreis, und eine geläuterte Schulordnung aus derselben Hand hiess uns doppelt willkommen, weil sie manchem still gehegten Wunsch entgegen kam und manches Schwankende der früheren Ordnung zum festen Bestand, manches Undeutliche zur vollen Klarheit brachte. Und steht manches einzelne auch nicht in Einklang mit unseren Gewohnheiten, unseren Wünschen, unseren Ueberzeugungen, so gibt eben die Unterordnung unserer Einsicht unter einen höheren Willen, unseres wenn auch wohlbegründeten Sonderwillens unter das Gesez uns ein doppeltes Recht, einen gleichen selbstverläugnenden Gehorsam auch von unseren Schülern zu verlangen. Mehr als zwanzig Jahre hatte die bisherige Schulordnung im ganzen unerschüttert bestanden, nachdem eine Reihe von Schulplänen sich in kurzen Zwischenräumen abgelöst und verdrängt hatten, und wie wir Lehrer und Schüler uns in sie hineingelebt, so wünschen wir uns Glück, dass sie nicht aufgehoben, sondern nur überarbeitet ist, dass sie dem wahren Geist der Zeit einige Zugeständnisse macht, ohne zugleich den lauten, oft sogar stürmischen Wünschen und Forderungen eines grossen Publikums nachzugeben, welches die Grundpfeiler der höheren Bildung nur mit dem ungeübten Blick eines Laien misst und in bester Meinung sie beseitigt wünscht.

Die Selbständigkeit der Anstalt ist durch die neue Ordnung zugleich beschränkt und erweitert, und — wunderbar genug! beides nicht zu unserem Missvergnügen! Denn eine Beschränkung ist es, dass die Schule nicht mehr wie früher in lezter Instanz selbst über die Reife ihrer Schüler entscheiden darf, dass die allerhöchste Stelle sich das Endurtheil vorbehalten hat. Wer sich bewusst ist, das Vertrauen und seine Vollmacht nicht durch Miss-

brauch verscherzt zu haben, der erkennt in dieser Neuerung nicht eine strengere Aufsicht, welche den gewissenhaften Verwalter schmerzt und beschämt, sondern eine innigere Theilnahme, welche wohlthut und ermuthigt und erwünschten Anlass gibt, seine Leistungen den eigenen Augen der Oberbehörde zu unterstellen.

Erweitert andererseits ist die Freiheit der Schulbehörde durch die Aufhebung der Function eines ständigen Regierungscommissärs, der zunächst bestimmte Weisungen hatte, die Schuldisciplin zu beaufsichtigen und in sie einzugreifen, zugleich aber, wie die Worte seiner Instruction lauteten, „mit den ausgedehntesten Vollmachten ausgerüstet“ war. Ich bedaure, den Ehrenmann, der diese Stelle bekleidete, heute nicht in unserer Mitte zu sehn, um ihm nach Lösung seines näheren Verbands mit unserer Anstalt, öffentlich den Dank aussprechen zu können, dass er so wenig als sein verlebter Amtsvorgänger von dieser ausgedehnten Gewalt jemals wirklichen Gebrauch gemacht, desto öfter und bereitwilliger aber uns willfahrt hat, wenn wir seines Raths bedurften.

Ja, an der Spize unserer neuen Schulordnung ist es ausgesprochen, dass unser König das Recht der Erziehung ausschliesslich in die Hände der Schulbehörden und der Lehrer gelegt und alle Mitwirkung anderer Behörden aufgehoben wissen will.

Aber je grösser die Freiheit und Selbständigkeit, desto schwerer auch die Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen, vor Obrigkeit und Mitbürgern! Dess müssen wir Lehrer eingedenk sein und uns immer von neuem die Frage vorlegen, was wir nach unserer Pflicht sollen und mit unserer Arbeit wollen. Lassen Sie mich die Frage in die Worte fassen: Welcher Geist nach unserem Wunsch und Streben auf unserer Lehranstalt, unter unseren Schü-

lern herrschen soll, um ein guter Geist zu heissen. Denn äussere Zucht und Ordnung ist gleichsam nur der Leib einer Gesellschaft, so unentbehrlich wie der Leib zum irdischen Leben ist. Aber zeigt eine Lehranstalt die musterhafteste Ordnung, erregt sie keinerlei öffentliches Aergerniss durch Muthwillen und Rohheit, herrscht Gehorsam gegen die Geseze, liefert jeder Schüler pünktlich jede Aufgabe, so ist das allerdings etwas, aber so glänzend es auch in die Augen fällt, doch nur wenig und nur die kleinere Hälfte, wenn keine edle Gesinnung unsichtbar durch diese sichtbare Ordnung weht. Eine solche Gesezlichkeit ohne einen freien Geist gleicht einem Leichnam, einem schönen Körper ohne Geist und Leben.

Dieselbe Frage mit denselben Worten hab' ich schon einmal bei demselben Anlass wie heute aufgeworfen und zu beantworten gesucht. Soll ich einen Vorwurf fürchten, wenn ich heute diese Frage wiederhole? Ich glaube nicht. Die ganze Generation der Schüler, die mich damals hörte, ist abgetreten, der Kreis der verehrten Versammlung, zu der ich heute sprechen darf, ist zum grossen Theil ein anderer, als zu welchem ich vor zehn Jahren sprach. Auch galt die Wiederholung grosser Wahrheiten von jeher für erlaubt, nüzlich, nothwendig, und ist es eine Frage von Bedeutung, so wird sie so viel Theile enthalten, so viele Seiten darbieten, dass ihre erschöpfende Beantwortung einem einstündigen Vortrag unmöglich war. Aber um eine doppelte Vergünstigung muss und will ich allen Ernstes bitten. Erstens, dass ich frei und rückhaltslos aussprechen darf, was in einer fast vierzigjährigen Schularbeit zu einer festen Grundansicht erhärtet ist, auf die Gefahr hin, dass ein unreifer Zuhörer meinen Worten eine weitere Deutung gebe als ich selbst, und Folgerungen für sein Verhalten aus ihnen ziehe, die mehr seinem Wunsch als der Vernunft entsprechen. Allein

die Gefahr eines solchen Missverständnisses ist gering, so lange wir das Heft in der Hand behalten und den übertriebenen Folgerungen mit Wort und That entgegentreten können, aber gross ist der Genuss sich rücksichtslos auszusprechen, und auch Sie werden es nicht verschmähen, ausnahmsweise unverhüllte Ueberzeugungen wie in einer vertrauten Stunde zu vernehmen statt wohlbemessener Betrachtungen, wie sie sonst einer Festrede ziemen. Und zweitens: wenn ich hiebei mehr als sonst ins Einzelne eingehe, unerhebliche Thatsachen und kleinliche Beispiele aus dem Schulleben einflechte, so möge auch diess seine Entschuldigung finden eben in meinem Wunsche, auch von den Unreifen möglichst wenig missverstanden zu werden.

Welcher Geist also soll unter den Schülern eines Gymnasiums, einer Gelehrtenschule herrschen?

Wollte ich auf alle practische Wirksamkeit meines Vortrags verzichten, so sollte mirs leicht sein ein glänzendes Bild einer idealen Musterschule auszumalen, wie in dem reizendsten Thale Utopiens eine Schaar talentvoller Knaben und Jünglinge voll Unschuld und Sittenreinheit sich um einen ehrwürdigen Kreis geistreicher und erprobter Lehrer sammelt, wie jeder Schüler seinen Mitschüler wie seinen Bruder liebt, jeden Lehrer wie seinen Vater ehrt, auf seine Worte schwört und schwören darf; wie jeder unberührt von den Lockungen und Reizen der verderbten Welt von der er sich umgeben sieht, nur an Mund und Auge seiner Lehrer hängt, an ihrem Mund, um keine ihrer Lehren verloren gehn zu lassen, an ihrem Auge, um jeden ihrer Wünsche und Weisungen zu errathen noch ehe sie laut werden, und in dem allen den reichlichsten Erfolg für alle jene Freuden findet, nach denen sonst das Herz der Jugend gewöhnlichen Schlags gelüstet; wie dauernde Begeisterung für

alles, was wahr, schön und gut ist, alle durchdringt, und wie das edle Streben mehr des Zügels als des Sporns bedarf; wie endlich der Zögling, den diese Schule entlässt, bereits das Muster eines allseitig gebildeten und weisheitsvollen Jünglings sei. Das sind Worte! Worte! Worte! würden Sie mit Hamlet rufen oder denken. Das wäre kein guter, das wäre ein himmlischer Geist, zu gut für diese Welt, in allzuschroffem Widerspruch mit den übrigen Kreisen des unvollkommenen Erdenlebens.

Wie die alten Weisen ein Menschenleben glücklich nannten, in welchem das Unglück vom Glück überwogen wurde, so sind auch wir Christen gewohnt und angewiesen zwar das Vollkommene zu wünschen und zu erstreben, aber uns zu begnügen, wenn die guten Elemente zahlreicher und stärker sind als die schlechten, und so die Herrschaft führen. Wo ein unbedingt Gutes nicht zu finden ist, da bemisst sich Gut und Schlecht nur nach dem Mehrgewicht des einen oder des andern. Und um der Lösung unserer Frage näher zu kommen: wenn in einer Lehranstalt unter hundert Schülern zehn geheime Betrüger, Lügner, Diebe sind, so ist das ein Unstern, beweist jedoch noch keinen schlechten Geist; allein findet ein einziger dieser zehn fünfzig gleichgesinnte Hehler, begegnet er, wenn ihm die Maske abfällt, nicht einer allgemeinen Entrüstung seiner Mitschüler, dann herrscht ein schlechter Geist.

Müssen wir auf diese Weise unsere Ansprüche herabstimmen, in der Wirklichkeit auf das verzichten, was vom höchsten Standpunkt der Idee aus zu fordern wäre, und bei dem stehen bleiben, was bei der menschlichen Gebrechlichkeit wünschenswerth und sogleich möglich erscheint, so will ich nun aussprechen, was sich ohne Ueberschwänglichkeit von dem Geist einer Studienanstalt fordern lässt.

Von ihm verlange ich nicht blos Rechtlichkeit, sondern auch Edelsinn, nicht blos Abscheu vor der Unsittlichkeit, sondern auch Widerwillen gegen die Gemeinheit im Handeln, Denken und Fühlen. Leicht verständigen wir uns dahin, dass das Unsittliche und das Gemeine sehr ähnliche und nah verwandte, zugleich aber auch wesentlich verschiedene Begriffe sind. Die Unsittlichkeit ist für alle Menschen aller Stände die nämliche, das Gemeine aber richtet sich nach dem Stand des einzelnen, und dieselbe Handlungsweise, die dem Bauer natürlich und angemessen ist, schändet den gebildeten Bürger, und dasselbe, was dem ehrenhaftesten Bürger nicht zur Unehre gereicht, darf oft ein Fürst oder König nicht thun, ohne seines Standes unwürdig und gemein zu handeln. Keinem goldbordirten Bedienten verargen wirs, den Rest eines Leckerbissens, der auf der Herrschaftstafel liegen geblieben, zu geniessen, während ein hungernder Handwerksmann ihn stolz und beleidigt zurückweisen würde. Je höher der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft gestellt ist, um so weniger darf er thun, was ihm beliebt. Der Zögling einer Gelehrtenschule, welchem Stand er auch entsprossen sei, erklärt freiwillig durch die Laufbahn, die er einschlägt, einem Stande angehören zu wollen, an welchen strengere Ansprüche, Ansprüche auf edle Gesinnung, gemacht werden, und übernimmt nothwendig mit der Wahl dieses Berufs und seiner Vorrechte auch dessen Pflichten. Wer wollte läugnen, dass dieser Sinn für das Edle auch eine Naturgabe ist, dass er auch in den niedersten Ständen und troz der gemeinsten Umgebung gewaltsam hervorbricht und nicht zu unterdrücken noch zu verderben ist, und dass manches Kind auch der höhern Stände mit einem natürlichen Hang zur Gemeinheit behaftet ist, den weder Erziehung noch Beispiel bewältigt? Aber wie die Natur

den Besiz der edleren Denkungsart bald erleichtert, bald erschwert, so folgt daraus keineswegs, dass er nicht durch die Kraft der Seele und des Geistes zu erwerben sei, wo er mangelt, und auszubilden, wo er in schwachem Keime liegt; und wem zu dieser Ausbildung der Wille oder die Kraft fehlt, und wer an den höheren Stand nicht auch höhere Forderungen stellt, nur nach dessen Vortheilen, Rechten, Ehren geizt, ohne seine Lasten und Pflichten mit übernehmen zu wollen, der ist grundsäzlich im Widerspruch mit sich selbst, ist selbst eine Halbheit, ein Zwitter und Bastard seines Standes.

Diese edlere, höhere Denkungsart, die in der tiefsten Tiefe der Seele wohnt, aber von da aus das ganze Wesen des Menschen durchströmt und adelt, trägt, wenn sie im gewöhnlichen Leben zur Erscheinung kömmt, häufiger den Namen eines noblen Betragens — das Hauptkennzeichen sittlicher Bildung, dessen Mangel, wo er Statt findet, nirgend und niemals Strafe, desto gewisser und unausweichlicher aber Verwunderung, Bedauern, im schlimmeren Falle Unehre bis zur Verachtung nach sich zieht.

Lassen Sie uns nun einige Aeusserungen dieses noblen Sinnes und Betragens in's Auge fassen, wie er sich bei der Jugend und namentlich bei einem Gymnasiasten kund geben kann und soll.

Alle Vorzüge eines Menschen bestehen entweder im Besiz und in der Anwendung einer natürlichen Kraft oder in deren Beherrschung. Der Begabte hat mancherlei Kräfte, um nach aussen zu wirken; wendet er sie an nach Laune, so ist er ein starker Mensch, aber ein roher; beherrscht er diese Kräfte mit Vernunft und Willenskraft, dann bleibt er ein starker Mensch nach innen und nach aussen, und ist überdiess ein kluger, ein gebildeter, ein guter Mensch; wem aber alle Kräfte, die er

missbrauchen könnte und beherrschen sollte, von vorn herein mangeln, der ist ein schwacher Mensch. Im Kampfe wird daher, um ein Beispiel zu gebrauchen, der Rohe Tollkühnheit, der Gebildete Muth, der Schwache Feigheit beweisen.

Nur von dem reifen Mann wird folgerechte Beherrschung seiner Kräfte verlangt, der Jugend darf man ihren Missbrauch — nicht erlauben, aber verzeihen, und wird diess ieber thun als ihren unheilbaren Mangel beklagen müssen.

Und in der Anwendung auf unsere Frage darf ich wohl fordern: Unsere Knaben und Jünglinge seien jugendlich kräftig und jugendlich liebevoll! Jenes ist der Inbegriff der starken, dieses der milden Tugenden; jenes wurzelt im Geiste, dieses im Gemüth des Jünglings. Keine dieser zwei Eigenschaften kann der andern entbehren. Ist es eine überkräftige Jugend, die in ihrem Jugendmuth keinerlei Zügel dulden mag, den Zwang der Schule und ihrer engen Wände, die Beschäftigung mit still ernsten Gedanken unerträglich findet, so mag das ein schöner Anblick für einen rauhen Kriegsmann sein; aber wer in der Schule eine Vorbereitungsanstalt für die Friedenskünste sieht, muss diesen Geist einen unnatürlichen, rohen nennen. Und umgekehrt: ist in der Jugend auch nicht einmal eine innere Versuchung vorhanden, ihre natürliche Kraft zu missbrauchen, herrscht die Lammsnatur vor, weicht der Trieb und die Sehnsucht, nach eigenem Willen zu leben, ganz und völlig dem Gefühl und Bedürfniss der Abhängigkeit von einem fremden, reiferen Willen, so mag diese unbedingte Unterwürfigkeit dem Lehrer manche Müh' und Sorge, manchen Aerger und Strafakt ersparen, aber ist dieser zugleich ein unbefangener Beobachter, so wird er diess keine naturwüchsige Jugend, ihre Lenksamkeit keinen naturgemässen Zustand nennen, und einem Kloster nüzlicheren

Zuwachs aus solcher Gesellschaft versprechen als dem Leben. Die rechte Mischung des Eigenwillens und der freiwilligen Unterwerfung unter einen fremden Willen, das ist die Krone aller Characterbildung.

Die jugendliche Kräftigkeit möge sich in zwei Erscheinungen offenbaren.

Erstens in der Erregbarkeit. Mag diese sich in Gottesnamen bis zu einer Leidenschaftlichkeit steigern, welche der Unterdrückung bedarf — wenn's nur keine unedle Leidenschaft ist. Ohne Leidenschaft ist noch nichts Grosses auf der Welt entstanden, und eine weit verbreitete Klage der heutigen Lehrer, die hierüber denken wie ich, vermisst an der jezigen Jugend vielfach eben jene Stärke der Leidenschaft, welche einestheils die Zügelung nöthig macht, andererseits aber von Seelenwärme zeugt. Ja, hab' ich bei einem Jüngling zwischen Uebermaass an Besonnenheit oder an Leidenschaft zu wählen — verargen Sie mir das Geständniss nicht! — ich werde jenes Uebermaass mehr achten und dieses mehr lieben. Der Leidenschaft gegenüber ist das trostloseste, verzweiflungsvollste die allgemeine Gleichgültigkeit und Indolenz, mag sie als wirkliche Trägheit oder als nothdürftiger Fleiss erscheinen, und ich habe wohl schon in scherzender Ungeduld eine ganze Klasse aufgefordert, sich lieber einmal keck gegen meine Gebote zu empören als mich durch beharrliche Indolenz zu quälen; gegen den Ungehorsam hab' ich Muth und Waffen; der Indolenz gegenüber fühl' ich mich muth- und waffenlos.

Zweitens zeigt sich die Kraft in dem Stolz; so nennt der Deutsche das Bewusstsein und Gefühl der eigenen Würde, eine unstreitige Tugend, und weit verschieden von dem verlezenden Hochmuth und der frazenhaften Eitelkeit. Je mehr der Mensch des gerechten Stolzes entbehrt, desto näher steht er der Niederträchtig-

keit und Selbstentwürdigung. Jedermann sei stolz auf seinen Stand; schämt er sich das zu sein, was er nach eigner Wahl doch ist, dann wird er zum geheimen Verräther an der Gemeinschaft, der er angehört, und spricht sich selbst zugleich sein Urtheil. Diess thut der Bürger, der ein Edelmann scheinen will; diess thut der Gymnasiast, wenn er seinen Stand als Schüler durch Wort oder That verläugnet, um ein Student zu scheinen; von beiden Lagern, von dem verlassenen und von dem neuen, in das er sich einzuschleichen sucht, verdient und findet er Missachtung, falls Selbstgefühl in diesen herrscht. Dieser rechtverstandene Stolz kann und soll auch die Quelle einer Cardinaltugend sein — der Wahrhaftigkeit. Nur der rechtlose Sclave, meinte man zu allen Zeiten, handelt naturgemäss, wenn er zu seinem Vortheil, aus Furcht oder aus Eigennuz, lügt und betrügt; der freie Mann muss zu stolz wie zur Furcht so auch zur Lüge sein. Diesen Stolz der Jugend such' ich nach Kräften zu hegen und zu pflegen. Zeuge dessen ist mein Widerwille gegen alle körperliche Züchtigungen, die ich erst dann und auch dann nur mit Schmerz billige, wenn der Mensch selbst als Thier behandelt sein will. Zeuge dessen ist meine Sparsamkeit in jeder Art von Beschämung; ja ich achte selbst eine falsche Scham und zolle ihr Rücksicht, weil sie aus der edeln Quelle des Stolzes und des Ehrgefühls entsprungen ist.

Denken Sie sich demnach einen Jüngling, der von einem lebendigen Interesse für Würdiges bewegt ist, mit Maass oder mit Uebermaass, und der dabei sich selbst fühlt, weiss, was er ist und werden soll, selbst bis an die Gränze des Hochmuthes und des Dünkels, so haben Sie immer das wohlthätige Bild eines k r ä f t i g e n Jünglings, und darin die Hälfte dessen, was er sein soll.

Geselle sich dann zu dieser Jugendkraft noch die

andere Hälfte, die milde Seite der Tugend, die Liebe! Unter dieses grosse schöne Wort, um dessen weichen Klang schon uns alle andersredenden Völker beneiden dürften, wenn sie auch in ihrer Selbstliebe unfähig sind, sich zu der Erhabenheit des Begriffs emporzuschwingen, den dieser Klang bezeichnet, unter die Liebe sei es mir erlaubt, die Ehrfurcht und die Bescheidenheit unterzuordnen; denn Liebe ist alles was der Mensch um Gottes oder der Mitmenschen willen thut, mit Ertödtung des Egoismus, mit Ueberwindung seiner eigenen Neigung und Natur. So muss jenes jugendkräftige Wesen des Jünglings, in welchem er eigentlich doch seinem Ich huldigt, gemildert werden, durch aufopfernde Liebe gegen die ihm Gleichgestellten und durch hingebende Achtung gegen seine Lehrer. Die Ehrfurcht ist die Grundlage aller Sittlichkeit; ihr Mangel ist der nächste Weg zur Frivolität, zur Ruchlosigkeit. Der Knabe, der aus der Familie in die Schule eintritt, lernt dieses Gefühl zuerst kennen durch und an seinem Lehrer; denn den Eltern gegenüber geht es auf in dem überwiegenden und natürlicheren Gefühl der Liebe. Daher leg' ich Werth darauf, dass der Lehrer die Ehrfurcht zur ersten Pflicht mache, und nur in zweiter Linie sich um die Liebe seiner Schüler bemühe, die Vertraulichkeit aber ganz fern halte. Ich selbst als Vorstand fühle die Hauptverpflichtung, diese Regel der Sittlichkeit wie der Klugheit zu befolgen, und arbeite nicht dagegen, wenn die Achtung, die der Rector fordern muss, in ihrer Erscheinung mehr Aehnlichkeit mit der Furcht annimmt als mit der Liebe. Die Schule soll weniger einer grossen Familie gleichen als einem kleinen Staat; der Fürst aber bedarf immer vor allem der Achtung, und erst in deren Gefolge auch der Liebe, und ist verloren, wenn er um Beliebtheit buhlt auf Kosten seiner Achtung. Eine Schule, in welcher die Ehrfurcht

gegen die Lehrer fehlt, verräth einen schlechten Geist, wenn sie auch jedem andern Anspruch genügt.

Dieser Achtung gegen die Person steht als zweite Tugend zur Seite der Gehorsam gegen das Gesez. Wenig Schulgeseze gibt es, die nicht jugendliche Selbstüberwindung in Anspruch nehmen; fast alles, was die Erziehung fordert, widerstrebt dem alten Adam, der in jedem Menschen bis zum Grab, aber mit dreifacher Gewalt in der jugendlichen Seele lebt und wirksam ist. Behält er in einzelnen Fällen den Sieg und verleitet er zum Ungehorsam, so folgt Ermahnung, Tadel, Strafe und nach der Busse Verzeihung; und viele Uebertretungen der Schulgeseze können vorkommen und ruchbar werden, ohne dass desshalb der Gesamtheit ein guter Geist abzusprechen ist; denn kein Lehrer vergisst, um wieviel mehr Anspruch die rasche Jugend auf Nachsicht hat, als das ruhige Alter. Erst wenn eine wohlüberlegte Verschwörung gegen eine allgemeine Vorschrift, ein grundsäzliches Missachten der Ordnung, eine selbstgefällige Meisterlosigkeit überhand nimmt, gleichviel ob sie stark genug ist, dem Widerstand des Schulregiments zu trozen, oder ob das Schulregiment schwach genug ist, die Auflehnung zu dulden, erst dann trifft die Schule der Vorwurf, dass ein schlechter Geist in ihr herrsche.

Absichtlich hab' ich es vermieden, die Forderungen, die ich an einen guten Geist stelle, mit dem gegenwärtigen Zustand der uns anvertrauten Lehranstalt zu vergleichen. Sollte ich es thun, so würde mir die Unbefangenheit fehlen; denn auch der grösste Wahrheitsfreund ist wie in einer Hinsicht am meisten, so in anderer am wenigsten befähigt, selbst sich und das Seine zu kennen und zu richten; und wollt' ich es dennoch thun, so könnte ein günstiges Urtheil leicht einer unzeitigen Selbstzufriedenheit Vorschub leisten, und ein ungünstiges tiefere Be-

schämung bewirken, als einem Festtag, wie der heutige ist, wohl anstehn möchte. Das was sein soll hab' ich ausgesprochen, vielleicht nicht ohne Nuzen, die Vergleichung mit dem, was wirklich ist, darf und soll Ihnen überlassen bleiben.

Einen guten Geist in dem dargelegten Sinn zu gründen, zu befestigen, immer mehr zu reinigen, dafür hab' ich in den fünf und dreissig Jahren, während deren mir die Leitung der meinem Herzen theuren Anstalt oblag, mit redlichem Eifer gesprochen und gehandelt, theils unseren Zöglingen gegenüber in den öffentlichen Lehrstunden, in belehrenden oder ermahnenden Worten an die Gesamtheit oder an einzelne, auch wohl auf heiteren Spaziergängen; theils mit meinen Amtsgenossen, in den amtlichen Berathungen und im freundschaftlichen Privatverkehr; theils für meine Mitbürger, durch alljährliche Ansprache von dieser Bühne herab, und durch Bescheid oder Rath, den ich den Eltern unserer Schüler zu ertheilen hatte, theils selbst nach oben hin, so oft ich, gefragt oder ungefragt, Gutachten abgab, Verhaltungsmaassregeln erbat, Gegenvorstellungen wagte. Wenn ich in dieser langen Zeit meiner Amtsführung manche Ansicht über Wissenschaft und Erziehungskunst gewechselt habe, in der Einen Ueberzeugung bin ich fest und mir treu geblieben, dass Zucht und Ordnung, geist- und kenntnissreiche Lehrer und Schüler, weitverbreiteter Ruf allerdings schäzenswerthe Güter sind, dass sie aber nur äusseren Glanz verleihen, wenn nicht ein guter Geist, das heisst eine edle Gesinnung ihnen selbst und durch sie dem Ganzen auch inneren Werth vor Gott und Menschen gibt. Und sollte mein Schöpfer oder mein König der langjährigen Arbeit des alternden Vorstandes früher, als dieser selbst es wünscht und erwartet, ein Ziel sezen, so möge dieses mein Bekenntniss zugleich auch mein Vermächtniss sein!

An die Abiturienten.

(Nach der Entlassung).

— — Soll ich Sie noch mit Rathschlägen und Ermahnungen ausstatten für Ihre weite Reise? Sie würden sie nicht verschmähen, wie ich nach dem Vertrauen und der Liebe, die Sie mir von je bewiesen haben, hoffen darf. Allein den besten Rath, den ich Ihnen geben kann, haben Sie vor wenig Minuten von mir vernommen: fordern Sie von sich neben der bürgerlichen Rechtschaffenheit auch noch etwas höheres, ritterlichen Edelsinn, wie ihn das akademische Leben von jeher zur Pflicht machte, aber beschränken Sie ihn nicht, wie mancher thut, auf den Stolz sich nicht ungestraft beleidigen zu lassen. Wie die Rechtschaffenheit nur gewissenhaft das Recht der anderen achtet, so verzichtet der Edelsinn liebevoll auf das eigene Recht, gibt mehr als er muss, vergilt Böses mit Gutem, sorgt für andere eher als für sich selbst, und hält diese Gesinnung mehr für natürlich als für verdienstlich. Die Anerkennung dieser Pflicht mutheten wir Ihnen schon in den Schuljahren zu, wie viel dringlicher nun! Für jeden ist sie allgemeine Menschenpflicht, für Sie ist sie auch Standespflicht. Mancher von Ihnen lässt mich ahnen, dass er schon im akademischen Leben Einfluss auf den Geist auch seiner Umgebung üben werde. Auf einem solchen geachteten Stimmführer ruht die doppelte Verpflichtung, ja Verantwortung, durch Beispiel, Wort und That zu sorgen, dass diese Forderung in Ihrem Kreis zur Wahrheit werde. So wandeln Sie nun, theure Jünglinge, unter Gottes Schuz, mit unserem Segen und mit eigener Willens-

kraft ausgerüstet, Ihren neuen Weg. Blicken Sie stets vorwärts in die Zukunft, auf das Ziel, welches das Vaterland Ihnen steckt; freuen Sie sich der schönen Gegenwart, und vergessen Sie nicht, dass Sie wenigstens Einem einst Rechenschaft geben müssen; aber blicken Sie auch rückwärts auf die Vergangenheit, in der wir mit Treue und Liebe Ihnen den Weg zeigten, und glauben Sie mir, dass Sie nur unserer Obhut, aber nicht unserer Theilnahme entwachsen sind. Leben Sie wohl!

VIII.*)

Hochansehnliche Versammlung!

Der Rückblick auch auf das heute sich abschliessende Schuljahr verpflichtet uns abermals zu innigem Danke gegen Gott. Seinen Segen erkennen wir nicht in weithin glänzenden Früchten, nicht in einem Zustand unserer Anstalt, der uns zu dem stolzen Bewusstsein verleiten könnte, „wie wirs jezt so herrlich weit gebracht", wohl aber in seinem Schuze vor äussern Unfällen, in seiner Erhaltung des Friedens, wie im Lande so auch in und ausser unserer Schule, endlich in der Stärkung unserer Kraft und unseres Willens, um nach bestem Wissen und Vermögen sein Reich fördern zu helfen. So hat das Schuljahr ohne Störung begonnen, ist ohne Unterbrechung verlaufen und schliesst mit der Entlassung einer nicht geringen Anzahl von Zöglingen ab, die an hiesiger Anstalt gesucht haben, was sie sollten, und, auch nach einem höheren Urtheile als dem unserigen, gefunden haben, was sie wollten. Es war ein dreifaches, was sie selbst und ihre Eltern von der Schule wünschen und erwarten durften: Schonung und Pflege ihrer leiblichen Gesundheit, Förderung ihrer geistigen Kräfte und Kenntnisse, und

*) Schulrede, gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am 8. August 1856.

Ausbildung ihres sittlichen Wesens. Bisweilen opfert die Schulerziehung in bester Absicht und nur aus einseitigem Eifer die eine dieser Verpflichtungen der andern auf, oder vernachlässigt zum mindesten die eine über der andern. Wie viel Klagen haben sich anderwärts schon laut gemacht, dass unter übertriebener Anstrengung des Geistes die natürliche Entwickelung des jugendlichen Körpers leide und so der Lernende seine Gelehrsamkeit mit seiner Gesundheit erkaufe. Vor diesem Missgriff hüten wir uns sorgsam aus eigner Ueberzeugung, wie nach höherer Weisung, und halten uns sogar von dem blosen Schein und Verdacht einer solchen Uebertreibung frei. Das darf ich wenigstens hoffen; denn so sehr ich auch als Vorstand mein Ohr nicht blos für laute Beschwerden der Eltern, sondern auch für geheime Befürchtungen, gegründete oder irrige, offen halte, so kam mir doch von jeher nicht leicht eine Klage solcher Art zu Ohren. Sie würde, wie bei mir, so auch bei den übrigen Lehrern die verdiente Rücksicht finden. Denn der Leib ist zwar nur der untergeordnete Diener des Geistes, aber jedem Diener gebürt theils an sich schon Achtung, theils bedarf er selbst der nöthigen Stärke, wenn es seinem Herrn wohl sein soll. Und wunderbar! je kräftiger sich der Körper fühlt, um so leichter gehorcht er dem Geist, wie umgekehrt der schwächlichste Körper zugleich der eigensinnigste ist, einem reizbaren Kranken vergleichbar. Denn so entschieden auch die Erfahrung und Geschichte den gleissenden Saz widerlegt, dass ein gesunder Geist und eine gesunde Seele nur in einem gesunden Körper wohnen könne, eine so unwidersprechliche Wahrheit ist's dagegen, dass volles Lebensglück und ungehemmte Wirksamkeit durch leibliche Gesundheit bedingt ist. Wie wir so dem Leib nicht durch ein Uebermaass von Geistesarbeit schaden, so suchen wir ihn auch

zu fördern durch die Pflege der Turnkunst. Das richtige Verhältniss von Leibes- und Geistesübungen nennt Rousseau eine Hauptaufgabe der Erziehung. Als die Turnkunst vor 40 Jahren wieder aus dem Grabe stieg, ward sie von manchem verrannten Gelehrten, dem selbst ein Spaziergang Zeitverschwendung und Müssiggang schien, mit grimmigem Hasse betrachtet; die Besonnenen begrüssten sie als längst vermisstes Mittel der Jugendbildung, und was selbst noch jung war, umfasste sie mit Begeisterung und stempelte in seiner Maasslosigkeit sie zur einzigen Quelle der Gesundheit, der Weisheit, der Tugend, der Liebenswürdigkeit. So bildete sich ein einseitiger Kultus der Kraft; was dem Menschen daneben Milde gibt, die Studien, die Höflichkeit, die Beschäftigungen eines stillen Gemüthes, sahen sich vielfach als Quellen der Weichlichkeit angefeindet oder verdächtigt. Der Rückschlag blieb nicht aus. Auch Freunde der Sache fürchteten, diese Schule der Mannhaftigkeit möchte in eine Schule der Rohheit ausarten. Die Regierungen, noch ärgeres besorgend, schlossen die Turnpläze. Jezt sind sie längst wieder geöffnet, aber der eigenthümliche Geist, den der Vater des deutschen Turnwesens damals diesen Uebungen einhauchte, ist gewichen mit seinen Licht- und Schattenseiten. Der Berliner Turner, kurz nach den Befreiungskriegen, hatte das Recht und die Pflicht, jedem Turngenossen das Stück Kuchen aus der Hand zu schlagen, mit dem er ihn der Weichlichkeit fröhnen sah. Dagegen schämte sich der Jüngling von 24 Jahren so wenig als der zehnjährige Knabe, in dem groben, leinenen Ordenskleide der Turner zu erscheinen, wo es auch sei; zugleich aber wagte er auch vieles als Thorheit und Verbildung zu verachten, zu verdammen, auch wohl zu verfolgen, was seine Väter und Ahnen als nothwendigen Theil der wahren Bildung zu betrach-

ten gewohnt waren. Die neue Zeit fand jene Wiedergeburt, die das Turnwesen anstrebte, allzu drastisch und allzu kaustisch; jezt ist es auf die blosen Leibesübungen zusammengeschrumpft, die früher nur der äussere Anhaltspunkt eines tief in das innere Leben eingreifenden Zieles sein sollten. Aber halten wir von den Erinnerungen jener hoffnungs- und begeisterungsreichen Zeit und von den Lichtseiten jenes Turnwesens auch ausser diesen Uebungen noch sonst fest, was fortzuleben verdient! Dazu zähle ich den bekannten Wahlspruch der Turner: Frisch, frei, fröhlich, fromm! Schon der äussere Klang dieses Spruches thut dem deutschen Ohre wohl; es hört gar gern Worte verbunden, die einander an Geist verwandt und zugleich an Laut ähnlich sind, und der Verein dieser vier also verbundenen Worte ist dem ächten deutschen Sinn und Gemüth wahrhaft abgelauscht. Dieser Spruch nennt lauter Eigenschaften, die jeder liebende Vater, ohne Ausnahme eines Standes, seinem Sohne wünscht, die jeder Knabe und Jüngling in jeglichem Lebensberuf erstrebt. Es gibt noch viele Güter und viele Tugenden ausser diesen vieren, Ehre, Macht, Gelehrsamkeit, Bildung, Kunst und vieles andere, wonach der eine Stand strebt, während der andere es verachtet, aber ein frisches und freies Leben, einen fröhlichen und frommen Sinn achtet und wünscht Bauer und Fürst, Bürger und Künstler, Soldat und Gelehrter. Dieser Verein bildet besonders für alle wahre Jugendlichkeit eine Grundlage, gibt einen Knaben und Jüngling wie er sein soll.

Auch uns beseelt kein sehnlicherer Wunsch als auf diesem Grund bauen und auf solchem Boden das pflanzen zu können, was wir unsern Zöglingen an besonderer Wissenschaft und Kunst noch weiter zu geben haben. Lassen Sie mich darum, Verehrteste, mit Wenigem aus-

führen, worin diese Eigenschaften bestehen, und wie wir sie zu pflegen und zu fördern bemüht sind.

Wie die ganze Jugendzeit dem Frühling gleicht, so entspricht die Frische der Jugend den Erscheinungen des Frühlings, dem frischen, saftigen Grün des Wiesengrases und des Baumlaubs. Was in der neu erwachenden Natur grünt, das erscheint am Menschenleib geröthet. Ein Knabe oder Jüngling mit rothen Wangen ist das Sinnbild der Gesundheit, meistens auch der Kraft und Lebendigkeit. Diese Art von Frische vermag die Schule wohl zu rauben durch Uebertreibung der Arbeit und der Zucht, durch Herrschaft des Schreckens und der Furcht, aber sie zu geben oder zu fördern ist sie unvermögend, wenn nicht die häusliche Erziehung vorangeht und das beste thut. Wo aber Vater und Mutter und Tante das theure Söhnlein am liebsten mit Zuckerbrod auffüttert, ihn für das Ballspiel und den Ringkampf mit Seinesgleichen unnatürlicherweise durch kerzenerleuchtete Tanzpläze und Schauspielhäuser entschädigen will, ihn in die altklugen Kreise der Erwachsenen bannt, damit er ja nicht etwa einem Schulkameraden vom Dorf ein ungeschliffenes Wort abhöre, ihn überhaupt der Natur und seinem öffentlichen Leben entreisst, und lieber in einem schöngewärmten Treibhaus aufwachsen lässt — da können rothe Backen nicht gedeihen, und wenn sie schwinden, muss am Ende gar die Lehranstalt die Hauptschuld tragen, als wenn sie mit der Schularbeit dem verwöhnten geschwächten Magen eine allzu kräftige, unverdauliche Kost biete. Auch hab' ich manchem Vater, der seinen Sohn rühmte, dass ihm die Einsamkeit lieber sei als alle Genossenschaft und ein Buch lieber als alles Spielzeug, seine Freude durch Bedenken und Widerspruch trüben müssen. Nein, wir fördern nach Kräften jene Frische als den Naturzustand der Jugend, und können wir ihr rothe Wangen und voll-

kräftige Glieder nicht geben, so soll wenigstens ihr Benehmen und ihre Bewegung jugendlich erscheinen. Wie viele unserer jezigen und ehemaligen Zöglinge erinnern sich meines scherzhaft gehaltenen und doch ernst gemeinten Zornes, wenn ich sie auf dem Wege zur Schule oder gar auf dem Heimweg nach beendeter Arbeit und auf Spaziergängen gemächlich schleichen sah statt beweglich gehen. Lieber sollt ihr mich — habe ich ihnen wohl schon zugerufen — in jugendlicher Hast über den Haufen rennen als durch das Bild solcher Ruhe und Marklosigkeit in Schrecken sezen!

Was die Lehrer in dieser Weise im Kleinen, das soll im Grossen das Turnwesen wirken. Möchten doch hier die äussern Verhältnisse dem guten Willen der Lehrer entsprechen! Allein ein passender Plaz, die Grundbedingung freudigen Gedeihens, gehört noch zu unseren frommen Wünschen. Und wird dieser Wunsch einst erfüllt, dann dürfen wir uns vielleicht auch der Hoffnung hingeben, dass zugleich die rechte Freudigkeit komme und die Schüler selbst erkennen und fühlen, wie diese Uebungen für ihr Alter die geeignetsten sind, wie sie das Tanzen, Reiten und Fechten vorbereiten und einstweilen ersezen.

Aber auch frei will der Turner sein, — ein Wort vielfacher Deutung fähig. Frei glaubt sich der Wüstling erst dann, wenn kein Gesez und keine Aufsicht ihn hindert, seinen Launen zu fröhnen und sein Gut zu verprassen. Frei nennt sich der Bürger, wenn er für unbequeme Pflichten, die er übernommen, wohlthätige Rechte mit Sicherheit geniesst. Frei rühmt sich auch der Märtyrer, wenn er im Gefängniss, in Ketten und Banden, auf der Folterbank seinem Glauben treu bleibt und dem Zwingherrn zuruft: „mein Leib, den ihr knechtet, ist nicht mein Ich; Geist und Seele sind noch und bleiben

frei.“ Hier, wo es das gewöhnliche Leben gilt, will blos jene mittlere Freiheit verstanden sein, welche neben gemessenen Pflichten auch gemessene Rechte besizt. Der Anspruch auf eine solche Freiheit entsteht und wächst in jedem Menschen mit dem ersten Erwachen und mit dem Reifen seiner Vernunft und ist ein vollberechtigter. Zur Wahrung seines Rechts treibt den gesunden Jüngling schon seine Natur und der alte Adam in ihm, die Erziehung findet seltener Anlass, ihn zur Gegenwehr zu ermuntern als zur Nachgiebigkeit zu ermahnen. Aber sie muss auch den rechten Freiheitssinn und den edlen Stolz sorgsam schonen. Ich selbst gehe in dieser Schonung vielleicht allzuweit, wenn ich sogar der falschen Scham gern nachzugeben pflege, bisweilen eine Zumuthung fallen lasse, die ein überzartes Ehrgefühl verlezt, auch wenn es die wahre und wirkliche Ehre nicht berührt. Und beobachtet im gleichen Fall ein anderer Lehrer das entgegengesezte Verfahren, dringt er seine reifere Einsicht dem Schüler auf, nöthigt ihn, die falsche Scham zu überwinden, so handelt er mit gleicher Berechtigung wie ich, und ist dieser Mangel an Harmonie darum noch keine Disharmonie, weder an sich noch in den Augen der Schüler.

Die strengste Schulzucht lässt der Uebung der Liberalität noch Spielraum genug. Bequem regiert sich's, wo Furcht und Schrecken allmächtig herrschen; ihr Triumph ist jedoch nichts als ungestörte Gesezlichkeit. Aber mit diesem Triumph will sich die Erziehung nicht begnügen. Himmelweit verschieden von der blosen Furcht, jener einzigen Stüze der Sklaverei, ist die Ehrfurcht, die Grundlage aller Sittlichkeit und Freiheit. Erst wo der Königin Ehrfurcht nicht freiwillig Plaz gemacht wird, da muss der Scherge, Furcht genannt, ihr den Weg bahnen. Diese Ehrfurcht, Hochachtung und Scheu genügt allen-

falls schon allein, um den Zweck einer freien Erziehung zu erreichen; gesellt sich jedoch zu ihr auch noch Liebe, Vertrauen, Anhänglichkeit, so hat sie um so leichteres Spiel, und die freien fühlen sich mit diesen Gefühlen nur noch freier. Es mag zwanzig Jahre her sein, als in Folge von Erfahrungen, dass es der heutigen Jugend oft an jener Erfurcht mangle, der allgemeine Befehl an die Schulbehörden erging, dieselben Formen, mit denen der Soldat seinem Hauptmann Unterwürfigkeit bezeigt, auch von unseren Zöglingen zu verlangen, als da sind: Stillstehn bei der Begegnung, Frontmachen und dergleichen. Dass wir diesem Befehl nur unvollständig Folge leisteten, hat uns weder je gereut noch je eine Rüge zugezogen. Zu solchen Gewaltmaassregeln ist's noch Zeit, wenn sie sich unentbehrlich zeigen, wenn andere Mittel erschöpft sind. Ein altes Sprichwort räth, den lezten Pfeil für die äusserste Gefahr im Köcher zu bewahren. Als Dank für diese Achtung, die unsererseits der Freiheit unserer Zöglinge gezollt wird, verlangen wir von ihrer Seite nichts, als den rechten Stolz, das Gefühl ihrer eigenen Würde und wahren Freiheit. Eine Aeusserung dieses Stolzes ist die rücksichtslose Wahrheitsliebe. Je freier der Mensch ist, desto weniger fühlt er die Versuchung zur Unwahrheit, welche oft für den Augenblick nüzlich, niemals aber schön und ehrenvoll ist. So angesehen ist die Lüge nicht blos Unrecht und Sünde vor Gott und Menschen, sondern trägt auch die Schmach der Furcht und Feigheit in sich, welche keineswegs durch den zweideutigen Ruhm der Schlauheit aufgewogen wird. Kein Zweifel, dass jeder kernhafte Knabe lieber dem einfach grossen Achilles und dem Löwen, als dem vielgewandten Odysseus und dem Fuchse gleichen mag.

Dieses Bewusstsein eines freien Zustandes ist die Vorbedingung des Frohsinns; denn — fröhlich ist das

dritte Stichwort wie des Turners, so auch jedes gesunden Knaben und Jünglings. Lustig kann auch der Sklave werden, wenn er mit einem Rausch und thierischem Wohlsein sich für eine Stunde Vergessenheit seines traurigen Lebens erkauft. Die Fröhlichkeit aber ist eine dauernde Heiterkeit der Seele, gleichviel ob sie sich laut macht oder nur in sich selbst vergnügt ist. Wie das wahre Lebensglück in einer rechten Mischung und Abwechslung von Ernst und Scherz, von Arbeit und Genuss, ja sogar von Freude und Schmerz besteht, so macht auch unsere Glaubenslehre bei all ihrer Strenge dennoch diese Fröhlichkeit wenigstens der Jugend eher noch zur Pflicht als zum Vorwurf. Oder welch andern Sinn als diesen hätte der Spruch: „freue dich, Jüngling, in deiner Jugend!“ Freilich nicht ohne den Beisaz: „und wisse, dass dich Gott um diess alles wird vor Gericht führen.“

Alle Achtung vor einer jugendlichen Natur, wie sie als Ausnahme vorkömmt, die, der lauten Fröhlichkeit abhold und dem höheren Leben frühzeitig zugewendet, nur im steten Ernst eine vollere Befriedigung findet, als ihre Genossen in ihrer Heiterkeit; aus diesen Naturen sind grosse Männer, tiefe Denker, edle Dichter hervorgegangen. Aber inniges Mitleiden dem Knaben, welcher, ohne durch einen höheren Beruf solcher Art entschuldigt und entschädigt zu sein, nur aus Mangel an Lebenskraft vom frohen Kreise seiner Altersgenossen sich zurückzieht und ihm fremd bleibt, die Einsamkeit oder den Umgang mit Erwachsenen sucht; ganz gegen die Natur, gleichviel ob ein eitles Streben nach Altklugheit zu Grunde liegt oder eine feige Furcht vor den Genossen, weil im ungebundenen Jugendkreis der Feind nicht schonen will, der Freund nicht schonen darf. Er versäumt eine nothwendige Entwickelung seines Selbst, während sein heiterer, geselliger Mitschüler, wie der Dichter sagt, streitend

seine Kräfte übt, und fühlt, was er ist, und sich bald ein Mann fühlt. Daher fördern wir die Geselligkeit unserer Zöglinge auf alle Weise, und selten begegne ich einem einsamen Spaziergänger, ohne ihn zu fragen, ob er denn keinen Freund zum friedlichen oder feindlichen Austausch der Gedanken besize, da beides so natürlich als nüzlich sei. Selbst jene gedankenlose Angewöhnung die Stirn zu falten und finster zu blicken, ohne innerlich Verdruss zu fühlen, pflege ich als Unnatur zu rügen, wo sie mir aufstösst. Die Schulzucht wird durch derlei Griessgram und Kopfhängerei allerdings erleichtert und der Anlass zu Schulstrafen verringert; aber, ihr Obrigkeiten, ihr Väter, ihr Schulmänner, die ihr jezt Zeugen meiner offenen Rede seid, legt die Hand aufs Herz, wenn Ihr nur die Wahl habt zwischen einem strenggesezlichen, straflosen Zögling ohne tieferen Grund des Geistes und Gemüthes oder einem kräftigen, übermüthigen Burschen, dem bei seiner Geistesfrische und Herzensgüte nur die Schulwände zu eng, die Schulordnung zu schwer, der Schulgehorsam zu unnatürlich scheint, welchen werdet Ihr euch lieber zum Sohne wünschen? welchem eine hoffnungsreichere Zukunft voraussagen? Oder wäre Euch der Becher mit trübem aber ruhigem Inhalt wünschenswerther, als wenn er saust und braust und überschäumt und allenfalls auf dem sauber gefegten Boden Flecken zurücklässt? Zwischen beiden gibt es freilich eine rechte Mitte: volle Jugendkraft mit dem Drang, dem überschäumenden Becher zu gleichen, aber zugleich auch mit der Kraft, diesen Drang zu beherrschen; allein unter zehn fertigen Männern nähert sich dieser Mitte kaum einer, unter hundert werdenden Jünglingen aber keiner; denn alles vollkommen rechte Maass ist Weisheit, die eigentliche Weisheit aber, die den Schmuck des Alters bildet, ist kein Kleid, das der Jugend wohl ansteht. Ein weiser

Knabe oder Jüngling würde einen grossen, aber zugleich grauenhaften Eindruck machen, wie die übernatürliche Erscheinung eines Geistes.

Was mich betrifft, so bin ich gegen den Uebermuth, den Leichtsinn, selbst die Unbotmässigkeit der Jugend, wenn auch im Handeln streng, doch im Herzen gnädig; ja — ich gesteh' es unverholen — selbst dann noch, wenn diese Vergehungen an die Gränzen der Rohheit anstreifen; nur der Gemeinheit muss der Fehler fern bleiben; denn auch der Edelstein kann roh sein, aber nimmermehr gemein. Denn die Rohheit, eine Aeusserung der ungezügelten Naturkraft, ist heilbar, die Gemeinheit aber, welche keine Kraft, sondern ein Unvermögen ist, wurzelt tief in der Seele und verschmäht von vorn herein alle Arznei der Erziehung. Gegen die gemeine Denkart bin ich, selbt wenn sie angeboren und anerzogen sein sollte, unduldsamer, unversöhnlicher, als ich selbst wünsche. Auch sie ist freilich mancher Freude fähig, der thierischen Ausgelassenheit, der herzlosen Spottlust und der satanischen Schadenfreude, aber nimmermehr jener wahren, schönen Fröhlichkeit, die der Umgebung eben so wohlthut wie dem Fröhlichen selbst.

Diesem Verein von Frische, Freiheit, Frohsinn, der den Besizer in sich vergnügt und vor Menschen liebenswürdig macht, fehlt nun noch die Krone, durch die allein er auch vor Gott gilt, die Frömmigkeit.

Wenn der Turner sich fromm nannte, so wollte er durch diese Tugend weder einem frommen Lamm gleichen, das, seiner Ohnmacht sich bewusst, mit Ergebung alle Gewalt erduldet, noch auch dem frommen Einsiedler, dessen ganzes Leben in Gottesbetrachtungen und beschaulichem Umgang mit Gott aufgeht. Dem thatkräftigen Schöpfer des Turnerspruchs schwebte mehr die Gottesfurcht vor Augen, als die eigentliche Frömmigkeit.

Die Gottesfurcht, die zu allen Dingen nüze ist, lässt sich zugleich allen Menschen als Pflicht auferlegen; die eigentliche Frömmigkeit aber ist mehr eine Gottesgabe als eine menschliche Pflicht, und gehört den bevorzugten, seltenen, tiefen Gemüthern an, welche im unmittelbaren Verkehr mit Gott ein grösseres Glück finden, als in allem irdischen Wirken. Bei weitem die grössere Mehrzahl schuf aus gröberem Stoffe die Natur, und auch den Guten unter ihnen genügt es, ihre Handlungen im Grossen wie im Kleinen durch den steten Gedanken an Gott zu heiligen. Der eigentlich Fromme fühlt sich als blosen Fremdling auf der Erde und sehnt sich abzuscheiden.

Zu dieser Seelenstimmung die Jugend erziehen zu wollen, wäre unnatürlich, würde fruchtlos bleiben oder schlimme Früchte tragen, wo nicht Frömmelei und Heuchelei, doch wenigstens alle Früchte der Uebertreibung, Ueberdruss und Vorurtheil auch gegen das Richtige. Allein nur der unbedachte Schwäzer oder der selbstbewusste Gottesleugner kann das Mystik und Pietismus schelten, wenn die christlichen Lehrer an einer christlichen Schule, und zwar nicht ausschliesslich in dem eigentlichen Religionsunterricht, ihren Schülern deutlich machen und einprägen, dass bürgerliche Rechtschaffenheit und die Achtung fremder Rechte im weitesten Sinn das allergeringste ist, was sich einem Ehrenmann zumuthen lässt, dass Edelsinn und Grossherzigkeit, weit höhere Tugenden als jene gemeine Ehrlichkeit, wenigstens von dem erwartet werden, der sich zu den Gebildeten zählt, jene Gesinnung, welche nicht in allen Dingen zuerst an sich selbst und die Seinen denkt, sondern immer gleichzeitig an das Wohl und Wehe des Nachbars, des Mitbürgers, des Mitmenschen und diesem auch Opfer bringt, und bei diesen Liebeswerken nicht seine Ehre vor Augen hat, sondern seinem innern

Drange folgt, und sie nicht als Verdienst, sondern gleichfalls als blose Pflicht betrachtet. Mit diesem Edelsinn war der Grieche und Römer als mit dem höchsten Gipfel der Sittlichkeit und Tugend zufrieden; der wahre Christ kennt noch ein Höheres: dass alles Gute nicht um sein selbst willen geschehe, so schön das auch lautet, sondern alles im Hinblick auf Gott, alles nur, um sein Reich zu fördern. Das ist die Gottesfurcht.

Mag die Mehrzahl der Schüler in den Jugendjahren diese Forderung überhören oder sie für ein schönes, schwärmerisches Wort ohne höhere Bedeutung für das wirkliche, werkthätige Leben halten, mag sie des Glaubens fortleben, auch ohne diesen Sinn ein rechtschaffenes, nüzliches, ehrenwerthes Mitglied der menschlichen Gesellschaft und selbst ein gottgefälliger Mensch sein zu können; — das alles darf den Lehrer nicht der Pflicht entbinden, nach dem Höchsten zu streben, nicht ein menschliches, sondern das göttliche und christliche Ideal aufzustellen, und dessen wenn auch spätere Anerkenntniss den Jahren und der Altersreife und der Erleuchtung von oben zu überlassen.

Schon oft habe ich an dieser Stelle meine Ueberzeugung ausgesprochen, dass unsere Gelehrtenschule es verschmäht, blose Lehranstalt zu sein, dass sie sich von einer eigentlichen Erziehungsanstalt nicht durch ihren Zweck, sondern nur durch die mindere Vollständigkeit der äusseren Mittel unterscheiden will, die ihr zur Erreichung des gleichen Zweckes zu Gebote stehen. Denn wir müssen die Aufgabe der Erziehung mit der Familie theilen, und sind dadurch in unserer Wirksamkeit wenigstens geschwächt, weil keinerlei Theilung der Gewalt, in Vergleich mit einer einheitlichen Leitung, die Macht erhöht und den Erfolg besser sichert. Wie ernst wir's aber mit diesem Theil unseres Berufes nehmen, mögen

die eben vernommenen Bekenntnisse darthun, welche mit keinem Wort unsere Schüler als Lehrlinge, sondern ausschliesslich als Zöglinge ins Auge fassen mochten. Bildung ist unsere Aufgabe; Wissenschaft und Kunst, Gelehrsamkeit und Einsicht sind nicht selbst Bildung, sondern nur Theile derselben, ihre Hebel; und troz ihres hohen Werthes blähen sie leicht auf, wenn nicht die sittliche Hälfte der Bildung, welche durch Sittenlehre und Glauben und Vorbild zur Demuth und Bescheidenheit hinleitet, wie ein wohlthätiges Gegengift der ernsten Gefahr vorbeugt.

Verehrte Eltern unserer geliebten Schüler! Die kleinere Hälfte der Erziehungspflicht liegt in unserer Hand; denn nur für ein Drittheil des Tages überlassen Sie Ihre Söhne unserer Aufsicht; die grössere Hälfte der Aufgabe und die doppelte Zeit die Aufgabe zu lösen bleibt Ihnen ungeschmälert vorbehalten, nach Natur- und Staatsgesezen, nach Ihrem und unserem Willen.

Was bliebe zu wünschen übrig, wenn wir beiden Parteien, Familie und Schule, wetteiferten, jede in den einer jeden gegönnten Stunden, die uns gemeinschaftlich anbefohlenen Seelen möglichst sicher zu jenem einen Ziele hinzuführen, über dessen Wesen und Werth wir insgesammt nur Eine Ueberzeugung hegen!

An die Abiturienten.

Mit der Aushändigung des Zeugnisses Ihrer Reife für die höheren Studien vollziehe ich die lezte der Amtshandlungen, die seit einer Reihe von Jahren mir gegen Sie oblagen. Empfangen Sie diess Zeugniss aus meiner Hand!

* * *

Es soll jedoch keine stumme Handlung bleiben. Sie selbst hoffen auf ein freundliches Wort des Abschieds, und mich drängt's gleichfalls, dem Abschiedswort auch einen Inhalt zu geben, einen Rückblick und einen Vorblick damit zu verbinden.

Sie haben es gewiss selbst empfunden, dass im Laufe dieses Jahres, welches Sie in näheren Verkehr mit mir brachte, ich mich wohl in Ihrer Mitte gefühlt habe. Der innere Ernst, den ich bei Ihnen wahrnahm, gestattete mir, den äussern Ernst des Lehrers zeitweise zu verläugnen; allerdings ein Wagstück, wenn der Lehrer nicht theils sich selbst, theils seinen Schülern vertrauen darf; aber eine Wohlthat für beide Theile, wenn er es ungestraft darf. Hätten Sie den heiteren Theil meines Unterrichts nicht als blose Würze, sondern als Nahrung betrachtet, so würde ich nach misslungenem Versuch bei Zeiten wieder umgekehrt sein. Doch nun beweist die Zufriedenheit auch unserer Staatsregierung mit dem, was Sie geleistet, dass ich nichts zu bereuen, und die Zeichen Ihrer Anhänglichkeit geben mir das Bewusstsein, dass ich wohl gethan habe.

So will ich denn hier nachholen, was ich im Lauf des Jahres nach Ihrer Meinung nur zu oft versäumt habe: den lauten Ausdruck meiner Zufriedenheit; und will zu Ihrer vollen Genugthuung noch den Wunsch beifügen, in Jahresfrist, wenn es Gottes Gnade noch mir vergönnt, Ihre nächstjährigen Nachfolger Ihnen gleichstellen zu können.

In den nächsten Jahren Ihres Lebens finden Sie nach unseren akademischen Einrichtungen wenig Gelegenheit, sich ein ähnlich lautes Zeugniss der Zufriedenheit zu verdienen. Sie sind von nun an Ihrem eigenen Bewusstsein überlassen. Missbrauchen Sie diese Freiheit nicht! Vergessen, versäumen, verschieben Sie den ernsten Hauptzweck nicht zu Gunsten der annehmlicheren Nebenzwecke des Universitätslebens!

Verfallen Sie nicht jezt, wo das wüste, grob unsittliche Studentenleben einer längst vergangenen Zeit einem besseren Sinn gewichen ist, dem vermeintlich genialen Müssiggang, der immer noch die Hauptgefahr dieses Lebensabschnittes ist, auch keinen Monat lang!

Denken Sie bei dieser Warnung nicht blos an Ihre Pflicht gegen Eltern und Vaterland und gegen sich selbst, nicht blos an Ihre Ehre und an die künftige Reue! denken Sie auch — um Ihnen noch ein scheinbar ungewichtiges Motiv zur geregelten Arbeitsamkeit zu nennen — denken Sie auch an den augenblicklichen Genuss Ihres Studentenlebens und sorgen Sie für dessen vollen Genuss!

Wie die Nacht durch den Tag bedingt ist, so die Freuden der Erholung durch vorangegangene Arbeit. Uebertriebener Fleiss erschöpft nur den Körper; fortgesezte Unthätigkeit aber stumpft Geist und Gemüth ab, und macht für Genuss und Gefühl der Erholung unempfänglich.

Darum sei für Ihr geistiges Gedeihen das lezte Wort Ihres bisherigen Lehrers an Sie des Dichters Rath an den Schazgräber:

Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste!
Das sei Euer Zauberwort.

Leben Sie wohl, Ihrem guten Geist und Gottes Schuz empfohlen!

IX. *)

Hochansehnliche Versammlung!

Unser Schuljahr und mit ihm unsere Jahresarbeit endet mit dieser Stunde, zu deren Mitfeier wir Sie geziemend eingeladen. Jeder unserer Zöglinge, deren Pflege Sie bisher mit uns theilten, kehrt für nicht kurze Zeit aus unserer Ordnung, der er zehn Monate lang gehorcht, ohne dabei der Freiheit zu entbehren, unter Ihre ausschliessliche Botmässigkeit zurück, und soll da die angenehme Freiheit geniessen, ohne der nüzlichen Ordnung sich zu entfremden. Möge ihnen beiderlei Zeit zur Freude und zum Segen geworden sein und werden!

Ein Rückblick auf das heute abgeschlossene Jahr mahnt Sie wie uns an den schmerzlichen Verlust eines vieljährigen theuern Amtsgenossen, der, nach längeren Leiden durch einen sanften Tod den Seinigen und uns entrissen, im dankbaren Gedächtniss vieler Herzen fortlebt. Diess war die einzige nennenswerthe Störung unseres Lebens; und rechtzeitig hatte die königliche Für-

*) Schulrede, gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am 6. August 1858.

sorge jene geschwächte Lehrkraft für den Augenblick durch einen tüchtigen Verweser, wie für die kommende Zeit durch einen geachteten Nachfolger ersezt, so dass die Sache selbst, die der Dahingeschiedene vertrat, nicht zu Schaden kam. Auf anderem Wege ward noch ein anderer langverdienter Mitarbeiter von uns genommen, um ein eben so gutes Andenken in Erlangen zu hinterlassen, als er für Erlangen selbst bewahrt. So hat unser Lehrerverein heute ein anderes Aussehen als am Schluss des Vorjahrs, jedoch ohne sein Inneres geändert zu haben, da dieselbe Einigkeit der Ueberzeugungen und Gesinnungen herrscht, wie vordem. Auch eines erwünschten Fortschrittes zu erwähnen fordert schon die Pflicht der Dankbarkeit. Was ich öfter von dieser Stätte aus als Wunsch aussprach, es möge der Geistesbildung, unserm nächsten und Hauptberuf, eine entsprechende Pflege und Ausbildung des Körpers als wohlthätiges Gegengewicht zur Seite stehen, durch ein fröhlicheres Gedeihen des Turnwesens, das geht seiner Verwirklichung entgegen. Die ebenso erleuchtete als wohlwollende Staatsregierung, welche für die kleinsten Bedürfnisse der Schulen ein gleich offenes Ohr hat, wie unser erhabener Landesfürst ein offenes Auge für das, was der Wissenschaft im grossen noth thut, sie hat reichliche Mittel bewilligt, um einen Turnplaz nach den gesteigerten Ansprüchen der Zeit und der Kunst herzustellen, und den Unterricht selbst in die Hände eines nicht blos geübten, sondern für die Sache auch begeisterten Lehrers gelegt. Der Jugend ist es nun anheimgegeben, die dargebotene Hand zu ergreifen und zu beweisen, dass sie nicht blos jung, sondern auch jugendlich sei, und den Saz zu bewahrheiten, dass eine edle Begeisterung ansteckend wirkt. Die jüngst gegebenen Proben lassen das erfreulichste hoffen.

Doch will ich hier nicht der Körperkraft eine Lobrede halten. Sie bedarf keines Lobes, keiner Nachweisung ihrer Unentbehrlichkeit. Denn so oft auch in Zeiten der Barbarei die Geisteskraft der ihr gebürenden Achtung entbehrte, so war doch die Körperkraft zu keiner Zeit verachtet, auch nicht in den Zeiten allgemeiner Verweichlichung, wo sie sich vernachlässigt sah. Aber wie Stärke nicht der einzige Vorzug des Körpers ist und sogar in plumpe Rohheit ausartet, wenn sie nicht mit einem andern Element sich paart, mit Anmuth, die oft einem Mangel an Kraft ähnelt, so ist es auch mit Geist und Seele. Erst der Verein von Kraft und Milde und das Ebenmaass beider macht den wahren Menschen. Denn die Milde, hinter welcher keine Kraft gleichsam als Hintertreffen aufgestellt ist, wird zur Weichlichkeit und Schwäche, und umgekehrt ein kräftiger Geist und Charakter, der die milden Tugenden von sich ausschliesst, als dienten sie nur zur Schwächung und nicht vielmehr zur Ergänzung seines Wesens, taugt wohl zum Ideal eines Barbarenvolkes, wird aber nie ein Held im Sinne der wahren Menschlichkeit, geschweige denn für ein christliches Volk. Das sollen und wollen wir Lehrer nicht aus dem Auge verlieren, wollen das starke und das milde Element in unsern Zöglingen gleichmässig auszubilden bemüht sein, theils im Unterricht und in der Schulzucht, die wir allein zu vertreten haben, theils in der Erziehung, die wir mit der Familie und mit der Kirche theilen. Oder lassen Sie mich diese Doppelaufgabe in die Worte fassen: wir sollen unsere Jugend zu Männern und zu Menschen bilden; zu Männern für die Zukunft, und jezt schon zu Menschen. Denn der Mensch beginnt alsbald mit dem ersten Erwachen der Vernunft, der Mann erst mit der vollen Erstarkung des Körpers, mit der Reife des Verstandes, mit einer Selb-

ständigkeit seiner Lebensstellung. Ist es Glück und Ehre, schon ein Mann zu sein, so ist's weder Unglück noch Unehre, es noch nicht zu sein, aber Thorheit ist es, dem Gang der Natur ungeduldig voranzueilen. Auch geniesst nach Gottes weiser Weltordnung jedes Lebensalter so viel eigenthümliche Vorzüge, dass jedes das andere um die seinigen beneiden kann, und dass oft der Mann mit eben so viel Wehmuth auf seine harmlose Kindheit zurückblickt als der Knabe mit Sehnsucht seinen thatkräftigen Mannesjahren entgegensieht. Darum sehen wir Lehrer in unsern Zöglingen nur das, was sie wirklich sind, theils Knaben, theils Jünglinge; beide den Kinderjahren entwachsen, aber beide den Mannesjahren noch fern stehend; beide keines Gängelbandes mehr, wohl aber noch einer väterlichen Herrschaft bedürftig. Es kömmt viel darauf an, die gerechten Ansprüche jedes Alters zu beachten, schon in dem Knaben einen gerechten Stolz zu pflanzen, und nicht weniger in dem Jüngling den natürlichen Uebermuth niederzuhalten. Und soviel ich als Vorstand wirken kann, strebe ich nach dem Ruhm der Liberalität, indem ich jenen rechten Stolz ehre und nähre, aber verzichte auf jene Popularität, die durch das wohlfeile und gefährliche Mittel gewonnen wird, den Jüngling als einen fertigen jungen Mann zu behandeln, auf Kosten seiner Selbstkenntniss und Demuth. Was kann und soll nun eine Schulanstalt, wie die unserige ist, thun, um ihren Zögling einestheils durch Ausbildung der starken Tugenden zum einstigen Mann vorzubereiten, andererseits durch Pflege der milden Tugenden immer mehr zum wahren Menschen zu machen? Das ist die Frage, die ich in dieser Stunde nicht erschöpfend beantworten, aber durch flüchtige Andeutungen Ihrer Aufmerksamkeit und Theilnahme näher bringen möchte.

Der zum Mann heranreifende Knabe und Jüngling soll sich vor allem bewusst bleiben, dass er kein Kind mehr ist. Von dem Kind, in dem die Vernunft noch schläft, sittliche Beweggründe seines Handelns zu verlangen und zu hoffen, ist ungerecht und thöricht; es folgt naturgemäss seinen Gelüsten und opfert diese nur dem Zwang auf oder der Furcht vor Zwang. Allein, wenn der zehnjährige Knabe in das Heiligthum der Schule eintritt, muss die Vernunft, wenn auch noch nicht erstarkt, doch schon erwacht sein; und diess Gefühl darf und soll für ihn eine Quelle des Stolzes bilden. So lange er die Sprache der Vernunft noch nicht einmal versteht, gehört er noch ungetheilt der Familie an; versteht er sie zwar, aber glaubt und gehorcht ihr nicht, da kann die Schulzucht eintreten und ihm mit Liebe und Strenge begreiflich machen, dass das Sollen mehr gilt als sein Wollen. Und ein je lebendigeres Ehrgefühl in ihm wohnt, um so mehr sucht er sich mit dem Sollen zu befreunden, um jenes verhasste Müssen abzuwenden, das ehemals seine bereits überwundenen Kindesjahre beherrschte. Er muss sich schämen in sie zurückzuverfallen; denn Schande ist es, die Sprache der Zuchtruthe zu verstehen und die des Wortes, des Gesezes, des Rathes, der Bitte nicht zu verstehen. Soll darum die frühere Zuchtruthe eine Unmöglichkeit in der Schule sein? Mit nichten! Der Knabe ist ihr entwachsen, aber nur so lange, als er wahrer Knabe bleibt, nicht freiwillig in die unvernünftige Kinderzeit zurücktritt. So lautet mein Glaubensbekenntniss über diese Streitfrage der Erziehungskunst; ihm gemäss bitte und beschwöre ich meine Mitlehrer, nur und nur in solchem Falle dieses allzu bereit vorliegende Strafmittel anzuwenden. Und so geschieht's auch. Ihr Gebrauch aber ist nicht unnatürlicher als die Rückkehr des vernünftigen Knaben in seine unvernünftige Kinderzeit.

Derselbe Stolz soll den Knaben auch bewahren vor jenem kindischen Wesen, das in der Unfähigkeit zum Ernst besteht, da wo der Ernst an seinem Plaz ist. Allein kindisches Wesen überhaupt entstellt den Knaben keineswegs, ist oft sogar der Kindlichkeit verwandt. Und da die Natur keinen Sprung gestattet, keine scharfen Gränzlinien zieht, so darf der Erzieher sich der naturgemässen Erscheinung freuen, wenn auch ein der Kindheit entwachsener Knabe dann, wenn dem Ernst genug geschehen, nicht blos heiter, sondern selbst kindisch sein mag.

Aber wie vom Kinde, dem alle ernste Thätigkeit noch fern liegt, ebenso sollen sich unsere Zöglinge auch vom reifen Manne kenntlich unterscheiden. Dieselbe Rede und Handlung, die den Mann als klug und weise zeigt, wird im Munde und im Thun des Jünglings oft zur Altklugheit, bald auf widerliche, bald auf lächerliche Weise. Ich könnte hier den Eindruck ausmalen, den ein Jüngling macht, wenn er, statt blos Anstand und Höflichkeit zu beobachten, sich als Meister in allen Regeln gelernter Etikette zeigt und einen weltgewandten, gewürfelten Salonherrn darstellt. Statt dessen gestatten Sie nur aus meiner speciellsten Praxis darzuthun, wie sorgsam ich der Altklugheit entgegenarbeite. Ich gebrauche in meinem Unterricht sogar geflissentlich und ohne Noth und weit häufiger, als ich im Leben gewohnt bin, vornehme Kunstausdrücke, wie sie der philosophische Katheder, und Modewörter, wie sie die gebildetere Gesellschaft liebt; aber wehe dem Schüler, der diesem Beispiel seines Lehrers folgt im Sprechen oder im Schreiben! er ist vor meinem Spott nicht sicher, den ich sonst nicht leicht im Unterricht anwende. Jenes leidige Beiwerk der modernen Sprache und Gesellschaft soll die Jugend blos wie eine Wissenschaft kennen, nicht als eine Kunst üben. Kein Mensch ausser dem Verbre-

cher trägt schwer an dem, was er weiss; nur in seltenen Fällen soll er mit den Wölfen heulen, aber in allen Fällen das Wolfsgeheul vernehmen und ertragen können. Hört ein siebzehnjähriger Gymnasiast in gebildeter Umgebung von Transcendenz und Immanenz, von Velleitäten und banalen Gedanken sprechen und bedarf keiner Verdolmetschung dieser dem ordentlichen Schulunterricht fremden Wörter, desto besser für ihn! versteht er sie nicht, so trifft ihn kein Vorwurf; aber führt er selbst und gar mit Wohlgefallen die Transcendenz und Velleität im Munde, dann kann er gewiss sein, ein Gegenstand des Spottes und des Mitleids zu werden.

Doch beschränkt sich die Jugendlichkeit nicht auf die Freiheit von Altklugheit. Den Jüngling im höchsten Sinn des Wortes erkennen wir an der Gluth seines Gefühls, an seiner Erregbarkeit für das Grosse und Schöne, an der Kraft edler Leidenschaft in Neigung und Abneigung; das ist die Krone des Jünglingslebens, bis sie sich durch die ruhige, später sogar kalte Besonnenheit des reifen Alters abgestreift und abgelöst sieht, wie die schöne Blüthe durch die brauchbare Frucht. Wenn auch der Becher überschäumt, — Schade um den Wein, der dabei zu Grunde geht, aber besser Ueberfluss als Dürftigkeit! Die Bändigung unedler und die Mässigung edler Leidenschaften, nicht ihre Unterdrückung, das ist das Meisterstück der Erziehungskunst. Freilich ein solches Uebermaass von glühendem Gefühl, mit einseitiger aber desto gewaltigerer Liebe einem Gegenstand zugewendet, das ist es nicht, was die heutige Jugendbildung erschwert; darüber klagen nicht blos die Lobredner der alten Zeit, ihrer Jugendzeit; auch die jüngeren Lehrer und nicht in Erlangen, nicht in Bayern, nein, überall, allüberall sehnen sich, falls sie nicht die Ruhe eines Kirchhofs für den wünschenswerthesten Zustand halten, nach Aeusserun-

gen solcher Leidenschaftlichkeit, ganz so wie der tüchtige Reiter lieber Zügel als Sporn gebraucht und sich kein allzu frommes Pferd wünscht. Ich will nicht klagen, noch weniger jemand anklagen, nicht die Jugend, die von der Luft ihrer Zeit lebt, nicht die Oberbehörden, deren wohlgemeinte Aufsicht vielleicht des Guten zu viel thut, nicht den Lehrerstand, dem das Publikum häufiger unangemessenen als mangelnden Eifer vorwirft, — hier genügt die Andeutung, dass wir diesen faulen Fleck in unserem Wirkungskreis wohl kennen, und lieber den Kampf mit einer übersprudelnden und allenfalls auch unbequemen Kraft aufnehmen möchten, als ihn gegen eine gefahrlose und bequeme Lauheit fortführen.

Drittens soll der tüchtige Jüngling, so wie eine andere Gestalt so auch ein anderes Wesen zeigen als die liebenswürdigste Jungfrau. Entsezen Sie Sich nicht vor einem verdächtigen, unbeliebten Namen, mit dem ich mich deutlich zu machen suche: die Schule soll den Jüngling vor allem zu einem Verstandesmenschen bilden. Es ist ein trockenes, kaltes Wesen, der Verstand, und oft ein Todfeind der wärmsten, schönsten Gefühle. Und doch ist er's allein, der die Welt regiert und erhält, der wieder Ordnung schafft, wenn sie durch blose Gefühle, auch die edelsten, gestört ist. Nur der kalt berechnende Verstand des Oberfeldherrn gewinnt die Schlacht, und desto gewisser, je williger seine Mannschaft all ihre glühende Begeisterung mit blindem Gehorsam seinem kalten Verstand unterordnet. Ist nun der Mann zur Herrschaft berufen, im grossen oder im kleinen, so thut ihm vor allem ein scharfer, klarer, geübter Verstand noth. Ihn vor allem soll die Schule bilden, als das Unentbehrliche, wie das Brod oder Kleid es ist; neben ihm als zweites auch den Schönheitssinn, als wohlschmeckende Zukost und Schmuck. Die sittliche Bildung, jene Haupt-

aufgabe der Eltern und der Kirche, darf in der Schule die der Verstandesbildung bestimmte Zeit nicht schmälern. Versöhnen Sie sich, Verehrteste, mit den Verstandesmenschen! denn sie gleichen nur dann dem Mephistopheles, wenn sie, selbst gemüthlos, Feinde des Gefühles sind, dessen Beherrscher sie nur sein sollen. Also alle Ehre dem trockenen Verstande! Dessen kann der Mann nie zuviel besizen — wohl aber die Jungfrau auf Kosten ihrer Weiblichkeit. Mit Uebertreibung, aber nicht ohne tiefen Sinn stellte ein vaterländischer Dichter den kühnen Saz auf: seit 6000 Jahren hat noch niemals eine Frau durch Verstandesgründe sich überzeugen lassen — so wenig, meint er, als ein Prophet sich durch den scheinbarsten Widerspruch irren lässt, der selbstredenden Stimme in seinem Innern zu fest zu vertrauen. Verstand wie Gefühl können irren, aber diese Zuversicht auf die unmittelbare Eingebung des Gefühls ziert das Weib und entwürdigt den Mann. Wenn ich daher dem gefragten Schüler auf seine Versicherung, dass er das Wahre fühle und es nur nicht in Worte fassen noch beweisen könne, zur Antwort gebe: das ist die Rede eines Mädchens, nicht eines Jünglings oder Mannes! so meine ich kein Unrecht zu thun.

Nun ein Rückblick auf das bisher gesagte! Wenn der zehnjährige Knabe und der achtzehnjährige Jüngling den Stolz besizt, als vernünftiges Wesen zu handeln, um sich selbst auch als solches behandelt zu sehen, wenn er den Jugendmuth besizt und den Drang, für einen würdigen Gegenstand seiner Liebe zu leben und zu sterben, wenn er die Verstandeskraft besizt, um sich nicht blos von dunkeln Gefühlen leiten zu lassen und die blosen Gefühlsmenschen sogar beherrschen zu können — ist er dann nicht auf dem Wege ein wahrer Mann, ja, wenn ihm das Glück hold ist, selbst ein grosser

Mann zu werden? Wenigstens zählten die Helden, welche die Weltgeschichte grosse Männer nennt, mehr oder weniger alle zu den Verstandesmenschen. Aber ein wahrer Mann ist darum noch kein wahrer Mensch, der grosse Mann noch kein grosser Mensch, so wenig als jede Kraft zugleich eine wohlthätige, gottgefällige Kraft ist. Alle starken Tugenden vertragen sich mit der Selbstsucht, und der Mangel an den milden, an Selbstbeherrschung, an Menschenliebe, an Gottesfurcht hat noch keinem Helden den Namen eines grossen Mannes entzogen. Der wahre Mensch aber beginnt erst mit der Selbstbeherrschung, mit der Liebe und mit der Empfänglichkeit für das ideale Leben.

Die erste dieser Eigenschaften, die Herrschaft über sich selbst, unterscheidet ihn von der Bestie. Der Mensch ist ein Thier, aber zugleich das Gegentheil des Thieres. Die leibliche Verwandtschaft und Aehnlichkeit mit ihm vermag auch der Weiseste nicht zu verleugnen noch abzulegen; desto eifriger muss er auf geistige Verschiedenheit von der Bestie hinarbeiten. Er muss noch andere Freuden kennen als die sinnlichen. In dem Grad, in welchem er den Sinnen fröhnt, gleicht er der Bestie, der vornehme Feinschmecker nicht weniger als der gemeine Trunkenbold. Je mehr natürliche Neigung unser edles deutsches Volk zu solchen sinnlichen Genüssen von den ältesten Zeiten an verrathen hat, je weniger auch seine Gegenwart diese weltbekannte Nationalschwäche verleugnet, desto freudigere Anerkennung verdient es, wenn die uns anvertraute Jugend, sei es in Folge eigenen Triebes oder unserer Schulordnungen, von aller Art Völlerei sich fern hält. Ich hoffe mich nicht zu irren; denn das ist kein Fehler, der im Verborgenen schleicht und wuchert, wie so mancher andere. Doch lohnen wir Lehrer auch diese gute Sitte durch möglichste Liberalität in

Auslegung und Handhabung der streng bemessenen Schulgeseze, theils aus Klugheit, weil ein allzu straff gespannter Bogen leicht zerspringt, theils aus Liebe zu der Jugend, um ihr die Jugendzeit nicht zu verkümmern. An Ernst und Strenge aber fehlt es ebenso wenig, so oft wir diese Milde missbraucht und die natürliche Gränze zwischen Frohsinn und Rohheit überschritten sehen. Allein so weit auch der Deutsche in der Mässigkeit manchem andern Volk nachstehen mag, so unbestreitbar wird das christliche Gesez der Menschenliebe bei uns allgemeiner erkannt und geübt als anderwärts. Es ist nicht zu viel gesagt, dass die eigentliche Sittenlehre des Christenthums, dessen Angelpunkt doch die Liebe ist, nirgend so tiefe Wurzeln geschlagen hat als bei den deutschen Völkern. Lassen wir es uns immerhin gefallen, dass der stolze Engländer über den gutmüthigen Deutschen spottet, der ihm, dem Unbekannten, zuvorkommend einen Liebesdienst entgegenbringt, blos weil er ein Mensch ist, während er alles Entgegenkommen wie eine Entwürdigung scheut, weil er ein Mann ist; sein Stolz ist's, keines Menschen zu bedürfen, unsere Freude ist's, mit Menschen freundlich zu verkehren. Nicht dass wir die christliche Liebe schon ergriffen hätten, wie wir sollten; aber ein Blick auf die Völker, welche diesseits und jenseits des Ocean neben den Deutschen die Bildung vertreten, zeigt uns dort weit weniger Scheu, sich unverhüllt zum Panier des Egoismus zu bekennen, während in unserm Vaterland die grobe Selbstsucht sich nicht so laut und breit machen darf, als sei sie die einzig natürliche Gesinnung, und wenigstens der Glaube, dass reine Menschenliebe ohne Eigensucht und Eitelkeit nicht blos in's Reich der Heuchelei oder der Träume gehöre, noch besteht. O könnten Schulgeseze und Schulzucht auch diese Gesinnung ebenso wie jene Enthaltsamkeit und Mässig-

keit pflegen und fördern! Doch bleibt es keineswegs wirkungslos, wenn nicht blos der Religionslehrer die christliche Liebe predigt, sondern jeder von uns auch im weltlichen Unterricht den geheimen Regungen des Geizes, des Neides, der Selbstsucht oder gar der Rohheit noch ernster und eifriger entgegenwirkt als den Ausbrüchen jugendlichen Leichtsinnes und Uebermuthes, diesen als Zuchtmeister, jenen als Seelsorger.

Der liebevolle Mensch sucht, was nicht ihm selbst sondern andern nüzt; aber eine verwandte Gesinnung verlangt ausserdem noch etwas Höheres, selbst als das, was andern und was allgemein nüzt, wenn dieser Nuzen nur dem sinnlichen, dem irdischen Leben gilt. Denn der Sterbliche lebt in einer höheren und niederen Heimath zugleich und soll in beiden Bürger sein und bleiben; der gemeine, nur dem handgreiflich nüzlichen zugewandte Mensch gibt das eine Bürgerrecht auf, der schwärmerische, der Wirklichkeit sich entziehende das andere; der wahre Mensch weilt, je nachdem ihn sein irdischer und äusserer oder sein innerer und höherer Beruf anweist, bald in der wirklichen Welt, bald im erhabenen Reich der Ideen. Dieser Glaube der edleren Naturen, dass neben der sichtbaren Welt noch eine unsichtbare Welt der Ideen nicht blos in weiter Ferne über uns besteht, sondern schon unser irdisches Leben zugleich durchdringen, läutern und zugleich erheitern soll, dieser Sinn für das Ideale ist es, was das Menschenwesen krönt, ohne der Manneskraft Abbruch zu thun.

Ich habe die mir selbst gestellte Frage beantwortet, so unvollständig als es in meinem Plane lag, als es Zeit und Ort gestattet. Enthalten nun die Grundsäze, die ich hier bekannte und als Richtschnur unserer Lehrerthätigkeit bezeichnete, nichts, was den herrschenden Begriffen von Sittlichkeit und christlichem Sinn wider-

spricht, und auch nichts, was in bester Meinung doch die Saiten zu hoch spannte und das Gepräge des Ueberschwänglichen an sich trüge, dann dürfen wir bitten und hoffen, dass auch Sie, verehrteste Anwesende, und besonders Sie, hochachtbare Eltern, Verwandte und Freunde der uns anvertrauten Jugend, nach Kräften und auf alle Weise unser Werk fördern mögen, uns zur Stüze, Ihnen zur Freude, und Ihren Söhnen zum Segen.

X.*)

Hochverehrte Versammlung!

Das vierzigste Jahr meiner hiesigen Amtsführung darf ich an seinem Ausgangspunkt abermals mit einem dankbaren Rückblick beschliessen; so viel Gutes ist der mir theuren, mit meinem Herzen verwachsenen Lehranstalt zugeflossen durch Gottes gnädige Obhut, und die dauernde Huld unseres Königs und seiner Räthe, durch die freundliche Mitwirkung der hiesigen Behörden und das unerschütterte Vertrauen unserer Mitbürger, durch die Amtstreue und, was noch mehr ist, die Berufsfreudigkeit meiner Mitarbeiter, wie durch den willigen Gehorsam unserer Zöglinge. Wenn zugleich der Ruf unserer Anstalt sich unbefleckt erhalten hat, so wollen wir darin lieber höheren Segen als eigenes Verdienst erkennen. Denn so lange der Mensch in des Menschen Innerstes nicht schauen kann, so lange verhütet auch die sorgfältigste Pflege und Aufsicht einzelne Ausbrüche jugendlicher Rohheit oder gar Unsittlichkeit nicht völlig und jederzeit; und es machen dann die draussenstehenden und nicht blos die übelwollenden unter ihnen leicht das Ganze für das verantwortlich, was der Einzelne gefehlt hat, und schliessen von der einzelnen Erscheinung auf den herr-

*) Schulrede, gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am 6. August 1859.

schenden Geist. Um so mehr dürfen wir uns freuen, bei dem nun abschliessenden Jahr einer Verwahrung gegen eine solche Unbilligkeit nicht zu bedürfen, weil kein Anlass vorliegt, der Anstalt eine solche Verantwortung aufzubürden.

Die Schülerzahl war und ist und bleibt eine beschränkte, und wer den Werth und die Blüthe einer Lehranstalt mit diesem Maassstab misst, der wird der unsrigen einen tiefen Platz anweisen. Wir selbst dagegen geizen keineswegs nach dem Ruhm einer vielbesuchten Schule und übervoller Klassen. Wenn, wie vor wenig Jahren noch in unserem Vaterland der Fall war, eine Gymnasialklasse volle achtzig Schüler zählt, dann verschwindet nothwendig der einzelne Schüler dem Blick auch des gewissenhaften Lehrers, und darf sich kein Schüler beschweren, wenn sein Lehrer in Monatsfrist nicht mehr als Eine Frage an ihn zu richten Zeit und Gelegenheit findet. Dagegen ist es ein reichlicher Ersaz für den Glanz einer grossstädtischen Lehranstalt, wenn in der kleinstädtischen jeder Lehrer vielseitiger, gründlicher, und in wissenschaftlicher wie in sittlicher Beziehung eindringlicher auf jeden seiner Schüler einwirken kann.

Noch manchen andern Vorzug der kleineren Gymnasien vor den grossen könnte ich geltend machen, wenn die Staatsregierung oder wenn die Volksstimme durch irgend etwas eine Neigung verriethe, die Zahl der Gelehrtenschulen durch Vereinigung der kleineren mit den grösseren zu verringern, wenn hiedurch eine Schuzrede für die gefährdeten kleineren Gymnasien herausgefordert wäre. Aber zum Ruhm der Regierung sei es gesagt, wie zu dem des Volkes, das sich bei so manchem Landtag durch seine Wortführer auszusprechen Anlass hatte, nie hat sich neuerdings eine solche Neigung offenbart, und selbst die Gelehrtenschulen in kleinen Landstädten,

in der Amtssprache isolirte Lateinschulen genannt, sind jezt nach vereinzelten Gefährdungen, dem gemeinen Nüzlichkeitsprincip zu unterliegen, für die nächste Folgezeit, wie es scheint, gesichert.

Statt einer solchen Schuzrede gestatten Sie mir, Verehrteste, nur Einen bei aller Unscheinbarkeit doch wesentlichen Vorzug, den die Gelehrtenschulen in kleineren und weniger wohlhabenden Städten vor den grösseren voraus haben, namhaft zu machen, ihn als eine wahre Wohlthat näher ins Auge zu fassen und Ihnen vor Augen zu stellen. Ich meine die mindere Gefahr vor einer gewissen Krankheit, die, ohne dem leiblichen Leben Gefahr zu drohen, doch dem Seelenleben einen grossen Theil seines Reizes raubt, und weder vor Gott noch vor Menschen angenehm macht, ich meine — die Blasirtheit. Es ist diess ein in der neueren Zeit vielgebrauchter Ausdruck; die Sache aber, die er bezeichnet, ist so alt, als die Bildung oder wenigstens als die Verbildung im Leben der Völker ist, während der Barbar von ihr verschont bleibt. Je mehr nun Erziehung und Schule nicht blos gegen die Rohheit, jenes überkräftige Kind der Natur, sondern auch gegen die Verbildung, das schwächliche Kind der Bildung, ankämpfen muss, desto weniger werden Sie es unzweckmässig finden, wenn ich in dieser Stunde Ihre Aufmerksamkeit auf jene innig verbundenen Fragen lenke: Was ist Blasirtheit? in wiefern ist sie ein Uebel? mit welchen Mitteln ist ihr vorzubeugen oder entgegenzuarbeiten? Ein Thema, würdig einer wissenschaftlichen Untersuchung, und einem philosophischen Katheder angemessen; wenn ich mich aber mehr nur auf der Oberfläche dieser Frage bewege, so wird mich mein Beruf als bloser Festredner und der Zweck unserer Versammlung genugsam rechtfertigen.

Dem Ursprung und ältesten Gebrauch des Wortes nach, den ich auf gelehrtem Wege weiter zu verfolgen mich hier billig enthalte, ist jeder blasirt, der seine Gesundheit durch unmässigen Lebensgenuss, durch starke Getränke oder Ausschweifungen zu Grunde gerichtet hat. Die moderne Zeit aber oder die Mode des Sprachgebrauchs hat das Wort, das eigentlich ein körperliches Missbefinden bezeichnet, auf einen krankhaften Seelenzustand übergetragen, den wir mit keinem ächtdeutschen Worte ganz bezeichnen können, aber annäherungsweise vielleicht mit keinem besser, als mit lebenssatt. Wollen wir uns dieser Spracharmuth nicht schämen! Denn unsere edle Muttersprache ist nicht so reich wie die französische an besonderen Bezeichnungen für unnatürliche Fehler, welche nur Früchte und Kinder der künstlichen Verbildung und einer superfeinen Entsittlichung sind. So wie bei *perfidie* der Franzmann an eine Treulosigkeit denkt, die nicht blos einfach im eigenen Vortheil ein heiliges Wort bricht, sondern zugleich das arglose Vertrauen des Verrathenen auch verlacht und verhöhnt, als sei Treue nur ein leeres Wort, nur für leichtgläubige Thoren in Wirklichkeit vorhanden, eben so ist auch der Begriff der Blasirtheit durch jene Uebersezung keineswegs erschöpft. Denn lebenssatt ist gar mancher, ohne blasirt zu sein. Der neunzigjährige Greis, der sich als ein nuzloses Glied der Gesellschaft, als eine Last seiner Umgebung fühlt, nennt sich selbst, falls er nicht kindisch am Leben hängt, oft lebenssatt und sehnt sich dankbar für das Genossene nach seinem Stündlein, weil seine Uhr abgelaufen, — ohne blasirt zu heissen. Auch der Mann im kräftigen Lebensalter, den von jeher das Unglück auf allen seinen Schritten verfolgte, ihm jedes redliche Streben misslingen liess, ihn durch keinerlei Freude mit dem Dasein versöhnte, auch er kann, wenn er mehr an ein

Schicksal, als an eine Weltregierung glaubt und nicht in christlichfrommer Ergebung Trost und Schuz findet, dem Leben gram werden bis zum Lebensüberdruss, — ohne blasirt zu heissen. Und das fromme Gemüth, das nur in dem Himmel seine Heimath und in allen irdischen Freuden nichts als eben so viele Versuchungen sieht,

Das die stachelnde Sucht der Ehren
Von sich warf und die eitle Lust,
Und die Wünsche, die ewig begehren,
Eingeschläfert in ruhiger Brust,

auch das nennt kein Verständiger blasirt, wenn es

Aus der stürmischen Lebenswelle
Zeitig gewarnt sich heraus gerettet
In des Klosters friedliche Zelle.

Was unterscheidet also den wahrhaft Blasirten von diesen lebenssatten Menschen? Die Antwort dürfte lauten: Die Gleichgültigkeit gegen den reinen Genuss des Schönen in Folge eines verkehrten Genusses.

Ein junger Britte, der den Freudenbecher des Lebens bis auf den Grund mit aller Hefe geleert hatte, versammelte endlich alles, was er Lebensfreuden nannte, um sich und gab sich in ihrer Mitte den Tod, blos darum, weil keine von allen ihm mehr eine Freude zu bieten vermochte. Nur gradweise unterscheidet sich von ihm der berühmte Chesterfield, der am Grabesrand noch im Besiz aller irdischen Güter, den Ruhm nicht ausgeschlossen, mit Ekel auf sein vielbeneidetes Leben zurückblickte, und den Rest desselben im Wagen zu verschlafen wünschte; auch er war blasirt; denn diese Krankheit verschont kein Lebensalter. Mit einem Gefühl von Grauen gedenke ich einer Begegnung mit einem jungen Menschen, der mir seitdem als das Ideal der Blasirtheit vorschwebt. Ich befand mich in einer Morgenstunde in einer der ersten Restaurationen von Paris, als ein wohlgebildeter, feingekleideter Herr von

etwa 22 Jahren in Begleitung eines schönen grossen Hundes in meiner Nähe Plaz nahm. Er warf seine Reitpeitsche so laut als möglich auf den Tisch, machte seine Bestellung beim Kellner so barsch als möglich, und begann sich auf seine Weise zu unterhalten. Er sah starr vor sich hin und trommelte, pfiff, trällerte gedankenlos ein Liedchen; bald dessen satt, nahm er die Peitsche und misshandelte den ruhig neben ihm liegenden Hund, — nicht aus eigentlicher Bosheit, denn bei dem Geheul des armen Thieres verzog sich sein Gesicht nicht etwa zu einem schadenfrohen Lachen; nein, er blieb ganz gleichgültig, weil es ein ganz gedankenloser Akt der blosen Langweile war. Darauf wieder Trommeln, Pfeifen, Trällern, bis er nach einer Pause zur Abwechselung den schweren Hund bei den Ohren über seinen Schoos zog und rechts neben sich hinwarf. Das Thier heulte jämmerlich fort, auch als es wieder in Ruhe lag; neue Peitschenhiebe sollten es zum Schweigen bringen; so schien es; aber das war nicht der Zweck; denn sein Herr verrieth weder Zorn noch Freude über das Geschrei, sondern bedurfte nur einer abwechselnden Unterhaltung und fand keine bessere. Ich zweifle nicht, dass dieser alle Freuden des Lebens, erlaubte und unerlaubte, bis auf die Hefe bereits genossen hatte.

Doch ich verweile zu lange bei diesem Schauderbild menschlichen Elends, bei dieser äussersten Spize der Blasirtheit, die schon manchen, der zum allseitigsten Genuss des Lebens berufen schien, zum Selbstmord geführt hat. Aber auch in den beschränkteren Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft findet die Blasirtheit Plaz. Nämlich ihr wesentliches Kennzeichen, dessen Hinzutritt jene selbstverschuldete Sättigung erst zu dem macht, was wir die ächte Blasirtheit nennen, ist noch im Rückstand: eine gewisse Selbstgefälligkeit und Missachtung anderer, die

noch nicht gesättigt sind. Die Sättigung gebiert den Uebermuth, sagt schon der griechische Dichter. Es ist derselbe Hochmuth, den der aufgeblasene Geldmann dem Armen, der Stolze, Vornehme dem Geringen zu fühlen gibt. Er meint: „Wer noch ein kleines Gut für ein grosses hält und sich darob freuen kann, der verräth dadurch seine Dürftigkeit, die ihm jene Genüsse bisher versagte, die ich zur Genüge kenne.“ Ein Rümpfen der Nase, gleichviel ob für das Auge sichtbar oder nicht, ist das Mienenspiel, das den Blasirten regelmässig begleitet, als wenn sein Geruchsinn sich beleidigt fühlte. Nehmen Sie so einen blasirten Sohn einer Residenz und sezen ihm einen seltenen Leckerbissen vor — wahr oder unwahr, „in Wien ist das nur alltägliche Kost!“ Machen Sie vor ihm einen anspruchslosen Scherz, der in Ihrer Umgebung laute Heiterkeit erregt; er darf nicht herzlich mitlachen, als sei das ein wahrer Scherz, er wird höchstens lächeln über die Naivität, diess noch belachenswerth zu finden. Sprechen Sie einen ernsteren Gedanken gegen ihn aus — er schweigt dazu, denn ihm kann nichts Neues mehr geboten werden; oder er geht nicht weiter darauf ein, denn er ist bereits fertig mit sich, ist im ruhigen Hafen der verzweifelnden Gleichgültigkeit angelangt und denkt bei sich, was Pilatus sagt: „Was ist Wahrheit?“ ein Thor, wer sich noch sie zu finden Mühe gibt! Aehnliche Gefühle mögen freilich wohl auch dem Hochgebildeten aufsteigen in einer Umgebung, die seiner Bildungsstufe unwürdig ist; aber ihn schüzt sein ewig reges Vorwärtsstreben nach einem noch in heiliger Ferne vor ihm stehenden Ideal vor der Blasirtheit, während der Blasirte auf seinem bereits erreichten Standpunkte stehen bleibt und jenes Bedürfniss eines ewig unbefriedigten Fortschritts nicht in seinem Herzen fühlt.

Kein Vernünftiger wird diese Art von Sättigung zu

den beneidenswerthen Zuständen rechnen. Zwar mag der vom Hunger gequälte Bettler den reichen Mann, der gesättigt ist oder sich sättigen kann, beneiden und glücklich preisen; denn der leibliche Hunger des Magens ist immer eine Qual. Allein der Hunger und Durst des Geistes und des Gemüths hat für jeden Menschen etwas Anregendes, Wohlthätiges; vollends dem Edleren und Gebildeteren ist er eine Grundbedingung seines wahren Daseins. Der Blasirte entbehrt dieser Wohlthat, und gewährt einen traurigeren Anblick als mancher, der an einer ähnlichen Krankheit leidet. Der Kaufherr, der sich vor der Zeit zur Ruhe sezt, das Erworbene geniesst statt es zu vermehren, der Held, der lieber auf seinen Lorbeeren ruhen, als sich neue erwerben mag; beide mag man träg nennen und ihrer unzeitigen Zufriedenheit wegen tadeln; der Blasirte dagegen erscheint bedauernswerth, weil er sich nicht freuen kann, wo andere sich freuen, weil die Lebensfreuden bereits gleichsam hinter ihm liegen, seiner Vergangenheit angehören, weil Gegenwart und Zukunft ihm nichts gleich Gutes oder Besseres mehr bieten können, und er sein ihm für ein ganzes Menschenalter zugemessenes Theil wie ein Verschwender schon im ersten Viertel seines Daseins aufgezehrt hat. Wo der naturgemäss entwickelte Jüngling aufjauchzt, so oft das Leben ihm einen neuen bisher verborgenen Reiz entfaltet, im Bereich der Natur, der Kunst, der Wissenschaft, da sieht der Blasirte nur ein ewiges Einerlei des Lebens und seufzt unter dessen Armuth und der eigenen Langweile. Und wenn er ganz ehrlich gegen sich selbst ist, wird er sich gestehn, dass sein Innerstes jenen Jauchzenden, den er wegen seiner Beschränktheit bemitleidet, zugleich wegen desselben Empfänglichkeit beneidet.

Aber fördert vielleicht diese Blasirtheit, die den von

ihr Besessenen um irdische Genüsse verkürzt, um so mehr sein Seelenheil? Fast könnte es so scheinen, weil sie der Zufriedenheit ähnelt, aber schwerlich mit Recht. Die Zufriedenheit ist ein Glück und eine Tugend, so lange ihr Besizer seinen Blick auf die Aussenwelt richtet und sich mit den weniger Glücklichen vergleicht und dadurch zum Dank gestimmt fühlt, statt mit den noch Glücklicheren sich zu vergleichen und dadurch dem Neid die Thüre zu öffnen. Dagegen die Selbstzufriedenheit ist kein wahres Glück und noch weniger eine Tugend. „Nicht dass ich's schon ergriffen hätte!" Das ist ein goldenes Wort, das zugleich in der Demuth erhält und vorwärts treibt. Der Blasirte aber ist wenigstens in schwerer Versuchung sich dieses Vorwärtsstrebens zu überheben, bewusst oder unbewusst.

Und welche Mittel stehen der Erziehungskunst zu Gebote um die Jugend vor aller Blasirtheit zu bewahren? Hier wie immer, aber hier besonders muss Haus und Schule einträchtiglich zusammenwirken, durch strenge und folgerechte Pflege der Einfachheit und Bedürfnisslosigkeit. Wohl mag es dem Herzen der weichen Mutter oft auch des strengen Vaters schwer fallen, irgend eine Freude zu geniessen ohne sie mit dem theuren Kinde zu theilen. Allein hat die Liebe ihre Rechte, so nimmt neben ihr auch die Vernunft deren in Anspruch, und nur die vernünftige Liebe zählt zu den Tugenden; denn tritt die reinste wärmste Liebe in Zwiespalt mit der ruhigen, ja kalten Vernunft, so ist sie eine, wenn auch immerhin schöne, doch jedenfalls blinde Leidenschaft, deren Flamme zwar dem liebenden Herzen wohl thut, aber von dem geliebten Gegenstand bezahlt, oft theuer gebüsst wird. Das ist die Verwöhnung, die Verzärtelung, um den schärfsten Ausdruck zu gebrauchen, die Verhätschelung, welche das Gut eines kräftigen und frohen Lebens dem flüchtigen

Genuss einzelner Freudenstunden zum Opfer bringt. Jeder Genuss, mit dem sich das Kind, der Knabe, die Jungfrau früher vertraut macht, als die Natur oder als die allgemeine Sitte es gestattet, ist ein Schritt zur Blasirtheit, jede Gewährung, Begünstigung, Veranstaltung eines solchen Genusses ist eine Verführung zur Blasirtheit.

In einer grossen Residenzstadt so sprechen, hiesse wo nicht Anstoss geben, doch wenigstens tauben Ohren predigen. So tief wurzelt dort die Ansicht, als könne man nicht genug eilen, die Jugend das Leben allseitig geniessen zu lehren, weil seine Dauer so ungewiss, als sei es ein christlicher Trost für den früh Abscheidenden, doch wenigstens seine kurzgemessene Lebenszeit möglichst ausgenüzt, die Lebensfreuden möglichst wenig versäumt zu haben. Sie, Verehrteste, entzieht der segensreiche Zustand und Geist einer blosen Provinzstadt diesen Versuchungen. Wir bitten Sie, sparen Sie auch in unseren engeren Verhältnissen Ihren Kindern den Genuss unjugendlicher Freuden für das passende Alter auf, damit das Leben ihnen desto mehr neue ungekostete Freuden bieten könne. Darf der Kriegsmann seine lezten Pfeile nicht zu früh verschiessen, so soll auch die Jugend die Lebensfreuden nicht zu früh geniessen. Hand in Hand mit Ihnen geht die Schule, sowohl ihre festen Sazungen, als unsere persönlichen Ueberzeugungen. Je mehr Genüsse unseren Schülern in der Schulzeit versagt bleiben, desto empfänglicher bleibt auch ihre Seele für das, was ihnen das akademische Leben bietet und bieten darf. Auch unser Unterricht verfährt nach diesem Grundsaz; er will zur Akademie vorbereiten, aber hütet sich, ihr vorzugreifen. Freilich hat der Zeitgeist, der unwiderstehliche, viel an der alten Einfalt gerüttelt, hat Einrichtungen gefordert und errungen und erzwungen, die der Blasirtheit Vorschub thuen, und wo die Vorsicht und der Wider-

stand fehlt, ihr das Thor öffnen. Wenn ein Pädagog verlangt hat, dass der auf die Akademie übergehende Schüler durch historische und philosophische Vorstudien so weit gebracht sein soll, seine Zeit zu verstehen, so hat er das Aeusserste gesagt, was sich hierin sagen lässt, denn höher kann es auch der tiefste Forscher und der weiseste Staatsmann nicht treiben. Ihm gegenüber bezeichne ich meine Lehraufgabe so, dass ich besonders im lezten Stadium der Schulzeit meine Schüler nicht nur mit den nöthigen Kenntnissen bereichere, nicht bloss im richtigen Denken übe, sondern in ihnen Hunger und Durst nach ewiger Fortbildung erwecke und nähre. Von dem Abiturienten, der mit ungenügendem Wissen und mit ungeübter Denkkraft, aber mit einem desto lebendigeren, aufrichtigeren, thatkräftigeren Wissensdrang die Akademie bezieht, mit einer ungeduldigen Sehnsucht, die Akademie möge ihm so manches Geheimniss enthüllen, so manches Räthsel lösen, das die Schule nur sparsam anzudeuten pflegte — von dem hoffe ich weit besseres, als von seinem viel reiferen und vielbelobten Nachbar, der sich ob seines erworbenen Schazes beglückwünscht und zunächst vom Capital zehren zu dürfen wähnt. Aber die sicherste Schuzwehr gegen diese Krankheit liegt in dem gesunden Kern und einem sittlich religiösen Gemüth. Wer den festen und lebendigen Glauben an eine göttliche Weltordnung und Weltregierung in sich trägt, die jedem stillschweigend einen Posten anweist, den er behaupten, und ein Ziel, das er erreichen soll, der sieht in dem Dasein nicht blos eine Berechtigung und Befähigung zum Genuss, sondern eine gleichgrosse Verpflichtung und Nöthigung zur Thätigkeit; aber ein naturgemässer Wechsel von sauren Wochen und frohen Festen kann weder Zeit lassen noch Lust einflössen, blasirt zu werden. Und wer seine Ideale nicht allzu niedrig stellt, nicht allzuleicht erreichbar sich

bildet, der entgeht der Versuchung, in seinem Vorwärtsstreben zu erschlaffen, gleich als hätt' er etwas schon ergriffen. Ihm bleibt das Reich der Welt und des Geistes ein unendliches, während es für den Blasirten auf einen beschränkten Kreis zusammenschrumpft.

Ich besorge nichts weniger, Verehrteste, als dass einer unserer Zöglinge, die Sie hier vor Sich versammelt sehen, sei er noch Knabe oder bereits Jüngling, bereit zu grösserer Selbstständigkeit überzugehn, durch seine Miene und Haltung den Eindruck einer widernatürlichen Altklugheit, eines dünkelhaften Selbstbewusstseins, einer naserümpfenden Missachtung anderer, kurz den Eindruck vornehmthuender Blasirtheit auf Sie machen möchte. Würde es dennoch der Fall sein, jezt oder früher oder später, so verwahre ich feierlich mich selbst und meine Amtsgenossen und den herrschenden Geist unserer Anstalt gegen den Verdacht, dass diess eine faule Frucht unseres Unterrichts oder unserer Behandlungsweise sei. Die uns anvertraute Jugend in unschulddiger Anspruchslosigkeit und in der rechten Demuth zu bewahren, wird auch ferner unser ernstes Bestreben sein.

144

XI.*)

Meine Herren!

Seien Sie in Erlangens Mauern auf das herzlichste willkommen! Diesen Gruss, der Ihnen von vielen Seiten durch Wort und Händedruck entgegenkam, darf ich kraft des Ehrenamtes, zu dem mich Ihr Vertrauen berief, hier öffentlich wiederholen: im Namen Erlangens für alle, die in seine Thore eingezogen; im Namen Frankens für die Gäste, die aus den übrigen Theilen unseres engeren Vaterlandes zu uns kamen, um die Bande, die uns als Unterthanen und Diener Eines Königs längst umschlangen, durch persönlichen Verkehr noch enger zu knüpfen; im Namen Bayerns für Sie, die das theure grosse Vaterland vom Norden und vom Süden, vom Rhein und von der Donau uns zuführte, zum Zeugniss, dass über seiner zerrissenen Erde doch noch ein einigender Geist schwebt und lebt und belebt; endlich im Namen unserer Wissenschaft und Kunst für alle, die hier versammelt sind. Sie tragen verschiedene Titel, als Philologen, als Schulmänner, als Orientalisten, aber folgen insgesamt der gleichen Fahne, mit der Aufschrift: Pflege ächter Mensch-

*) Eröffnungsworte bei der zwölften Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten am 27. September 1851.

lichkeit, und wollen ihr Achtung schaffen und Siege erringen.

Als Sie im vorigen Jahr, umgeben von der Pracht der preussischen Königsstadt, das einfache Erlangen zum diessjährigen Versammlungsort erwählten, hab' ich nicht verhehlt, was hier Sie erwarte. Keine grosse Vergangenheit, deren Bild Ihr Gemüth höher stimmen könnte, keine Namen und Gräber von Heroen unserer Wissenschaft, deren Geister ich heraufbeschwören könnte uns zu umschweben, keine Denkmäler der alten, keine Kunstschäze der neuen Zeit, deren heiterer Genuss mit der ernsten Arbeit wechseln könnte.

Wie gern würde ich meinen ersten Gruss nach dem Beispiel manches Vorgängers mit solchen Erinnerungen und Eröffnungen schmücken! Und dennoch, so hoffe ich, soll die Wahl Erlangens Sie nicht gereuen. Was wir überall fanden, freundlichen Empfang, haben Sie auch bei uns nicht vermisst; auch der fernere Verkehr wird dem ersten Empfang entsprechen; die Umgebungen dürften Ihnen mehr Reize enthüllen als Sie erwarten; selbst das Bewusstsein, uns hier in Deutschlands Mittelpunkt zu sehn, der eine Rundschau auf unser theures Vaterland gestattet, kann wohlthuende Gefühle wecken. Und was Erlangen selbst nicht bieten kann, das bieten Ihnen um so reichlicher die altehrwürdigen Nachbarstädte Nürnberg und Bamberg. Vor allem aber finden Sie hier das, wornach Sie sich anderwärts oft inmitten der herrlichsten Genüsse und der zuvorkommendsten Freundlichkeit von Herzen sehnten — Ruhe, und die Möglichkeit zusammen und versammelt zu bleiben mit gesammeltem Geist und Gemüth, die Möglichkeit für jeden, etwaige Erholung und Zerstreuung nach eigener Wahl suchen zu können, ohne die Nothwendigkeit, sie von sich abwehren zu müssen. Ja, wenn Sie hier mehr als anderwärts sich selbst über-

lassen bleiben, so will das als Achtung vor Ihrer Freiheit und nicht als Mangel an Aufmerksamkeit gedeutet sein, einem Wunsche gemäss, den die achtungswerthesten Mitglieder unseres Vereines vielfach laut machten, oft vergebens, für dieses Jahr aber mit unzweifelhaftem Erfolg.

Soll ich dieser einfachen Begrüssung nach dem Beispiel meiner Vorgänger noch einige Worte allgemeineren Inhalts beifügen, zur Weihe der beginnenden Arbeiten, was liegt da dem Philologen, der zu Philologen spricht, näher als von der Philologie und ihrem Verhältniss zur Zeit zu sprechen? Ich werd' es thun, meine Herren, nicht zu Ihrer Belehrung, sondern um der Wissenschaft, der wir dienen, die Ehre zu geben, die sie verdient. Nichts neues, meine Herren! Wer vermöchte das, nach dem vielen, und vor Ihnen! Allein wie kein Athener je satt wurde, bei jeder Festversammlung die Heldenthaten und das Lob seiner theuren Ahnen von neuem zu hören, so mag auch Ihr Gemüth in dieser Stunde sich eines alten Lieds erfreuen, wie in andern Stunden eine neue Entdeckung Ihren Geist fesselt. Selbst nuzlos ist eine solche Wiederholung nicht; denn so lange Irrthum und Lüge nicht müde werden, sich ewig zu wiederholen, so lange muss auch die Wahrheit dasselbe thun, zu ihrer Gegenwehr und Selbsterhaltung.

Wir können uns nicht verhehlen, dass in unsern Tagen mehr als sonst ein Missverhältniss besteht zwischen dem Werth der klassischen Studien und ihrer Werthschäzung, als ob es sich rächete, dass sie einen alten, bescheideneren Namen, den der Humanitätsstudien, aufgegeben und den anspruchsvolleren Titel der klassischen Studien angenommen haben.

Ich spreche keineswegs von jener Menge, die, ohne unsere Studien aus eigener Erfahrung zu kennen, von ihrem Standpunkt aus eine Art Recht besizt, das zu

missachten und zu hassen, was theils ausserhalb ihres Gesichtskreises liegt, theils ihren Lebenszwecken hindernd oder feindlich entgegentritt; denn zwischen dem Nüzlichen und dem Schönen herrscht, seitdem die Welt steht, ein ehrenwerther Kampf, durch den die Welt besteht. Allein schlimmer ist's, wenn wir im eigenen Lager laue Freunde und geheime Feinde zählen. Und doch ist dem so, wenn selbst die Zöglinge dieser Studien so vielfach ihrer Amme spotten.

Oder wäre es eine Täuschung, dass die Jugend, der sie als Bildungsmittel dargeboten werden, sich ihre Wohlthaten lieber aufdringen lässt, als freudig nach ihnen greift? dass das reife Alter sie meist als eine überstandene Arbeit bei Seite legt, als einen überwundenen Standpunkt verlässt? dass in Vergleich mit dem Sonst so selten ein Greis aus dem Gewühl des Lebens sich in den stillen Hain des klassischen Alterthums zurückzieht, und mit den unsterblichen Geistern, die ihn bewohnen, in beruhigendem Verkehr lebt? dass selbst die Lenker der Staaten vielfach sie theils nur bestehen lassen wie ein altes Herkommen, dessen gänzlicher Untergang manches andere Bestehende mit sich in seinen Sturz ziehen möchte, theils mit Bewusstsein schüzen und pflegen, aber ohne eigene aufrichtige Verehrung und Liebe, blos im Gefühl der eigenen Ohnmacht, ein Bildungsmittel von gleicher Wirksamkeit an ihre Stelle zu sezen?

An geistreichen Vertheidigern und begeisterten Lobrednern hat es der Philologie sicher nicht gefehlt; französische und englische Staatsmänner, schwedische und dänische Bischöfe, deutsche Philosophen und Dichter — um von den Zunftgenossen zu schweigen — haben ihre Stimme erhoben, um die offenen Feinde zu versöhnen oder zu bekämpfen, die erloschene Theilnahme wieder anzufachen, die öffentliche Meinung für sie zu gewinnen,

10*

und noch tönen in unsern Ohren die inhaltsreichen Worte, mit denen unsere vorjährige Versammlung eröffnet wurde.

Allein Worte und Reden haben in unserer Zeit die Kraft verloren, die Andersdenkenden zu bekehren; jeder will nur das hören und lesen, was seinen schon gehegten Glauben bestätigt.

Diese unerfreulichen Vorerinnerungen scheinen Ihnen vielleicht Missklänge, wenig geeignet zu einer ersten Begrüssung! Mit vollem Rechte, wenn unsere Zusammenkunft blose Freudentage feiern wollte. Erkennen wir aber in dem Wohl unserer Wissenschaft, in ihrer Erweiterung und Vervollkommenung, in der Förderung ihres wohlthätigen Einflusses auf das Leben, mithin in einer ernsten Aufgabe den Hauptzweck unseres Vereins, dann dürfen wir es nicht scheuen, auch das Unerfreuliche aufzusuchen und dem Feind ins Angesicht zu blicken.

Und Muth oder Trost gegenüber jenen Anfeindungen darf nicht erst ich Ihnen einsprechen. Unsere Sache steht fest genug, kann, einer starken Regierungsgewalt vergleichbar, den offenen Angriff wie die stille Unzufriedenheit ertragen.

Als Athens Bürgerschaft die Unbequemlichkeiten des Krieges, den sie auf Perikles Rath begonnen, zu empfinden begann, da zürnten sie ihrem Rathgeber und belegten ihn mit Strafe, aber wählten ihn gleichzeitig von neuem zu ihrem Berather und Leiter.

Es ist ein wohlthätiges Gefühl, zahlreiche Freunde zu besizen und ausgebreitete Beliebtheit zu geniessen, und durch diese Mittel Macht zu üben; aber ein grosses, stolzes Gefühl ist es, sich unbeliebt und dennoch unentbehrlich zu wissen.

Nun, meine Herrn! den Humanismus nenne ich das Gegenbild jenes missliebigen Staatslenkers Perikles. Schon

über ein Jahrhundert dauern ununterbrochen die Klagen und Anklagen, erst in Frankreich, dann in Deutschland, nun auch in England erhoben; es würde die Machthaber ein einziges Machtwort kosten, so stürzte unter dem augenblicklichen Beifallsruf, nicht blos einer rohen Menge, das alte Gebäude zusammen. Nun lassen Sie mich fragen: Warum hat noch kein Fürst das Todesurtheil des Humanismus unterschrieben? Was verzögert den Untergang dieser „untergehenden Sonne," den Tod dieser „abgelebten Schönheit," die Abdankung dieser „ausgedienten Kunst," und wie die schmeichelhaften Ehrennamen weiter lauten mögen? Was schüzt ihn in mitten aller Lauheit und Missachtung, in mitten alles Spottes, Hohnes und Hasses? Gewiss, ein unbegreifliches Wunder oder — ein Gefühl seiner Unentbehrlichkeit, das sich neben aller Verblendung über seinen Werth dennoch nicht bewältigen lässt.

Eine innige Achtung vor der Vergangenheit überhaupt lässt sich mit Billigkeit nur auf zwei Stufen der menschlichen Bildung als Pflicht fordern: von der patriarchalischen Unschuld, die kindlich - dankbar ihr Gemüth von jener so wenig trennen kann als vom Grab der Mutter, und dann erst wieder von der höchsten Bildung des Geistes und Gemüthes, welche das Ganze der Welt und der Geschichte nicht zu zerstückeln und zu verstümmeln vermag. Für jene Mittelstufe, auf welcher der praktische, industrielle Weltverstand den Ton angibt, ist es ich möchte sagen natürlich, in der Vorzeit nichts als ein todtes Grab zu sehn, aus dessen Moder höchstens eine liebliche Blume hervorspriesst, die zum Zeitvertreib und zum Puze dient. Doch die Vorsehung lässt die grosse Vergangenheit nicht vergehn! Mögen hundert Omars erscheinen und gegen unsere Bibliotheken einen siegreichen Vernichtungskampf führen — die Bücher sind

brennbar, das Bewusstsein der Menschheit ist unverbrennlich und spottet aller Autodafe's, die gegen die Erbschaften der grossen Culturvölker wüthen können. Das Aechte ist der Nachwelt unverloren geblieben, während die eiteln Jahrtausende der Eskimos und der Botokuden wie blose Scheinbilder in Nichts zerflossen und verschwunden sind. Wie der Menschengeist ewig und die Thierseele vergänglich ist, so gibt es auch sterbliche und unsterbliche Jahrhunderte und Menschengeschlechter.

Allein diess alles begründet nicht jene Unentbehrlichkeit, deren Anerkennung unsere Sache anfrecht erhält, wohl aber das dunkle, auf Erfahrung gegründete, durch Anschauungen genährte Gefühl, wie nicht blos unsere höhere Bildung, sondern das ganze europäische Leben mit den altklassischen Lebensansichten verwachsen ist. Frankreich, England, Deutschland gehen jedes seinen eigenen Weg geistiger Entwickelung unaufhaltsam vorwärts, und theilen durch Harmonie und durch Conflict sich wechselseitig und dem übrigen Europa die gewonnenen Früchte mit; aber ihre Schulen sind von den altrömischen Klassikern erobert wie vom alten Rom einst die Welt. Wenn so viele Tausende von Jünglingen Ciceros und Horazens Denkweise kennen lernen, freiwillig oder widerstrebend, von Lissabon bis Petersburg, von Neapel bis Edinburg, in Wien wie in Berlin troz aller Verschiedenheiten und Abneigungen, die diese Pole und ihre Bewohner in Folge ihres Glaubens, ihres Volksthums, ihrer staatlichen Stellung auseinanderhalten oder befeinden, so kann bei der verschiedensten Methode und bei den verschiedensten Gemüthern doch eine ähnliche Wirkung nicht ausbleiben. Diese Jugendstudien drücken einen gemeinschaftlichen Charakterzug auf, den kein späteres Vergessen oder Verachten oder Verwerfen je mehr vertilgen kann, und werden für die europäische Menschheit zu dem, was die

Muttersprache für das einzelne Land ist, zu einem Sinnbild geistiger Verwandtschaft.

Und wie manch anderes Gefühl wirkt hier noch mit, ohne sich zum klaren Bewusstsein zu gestalten! Wir bedürfen des klassischen Alterthums, um unsere Neuzeit zu verjüngen. Denn wir sind eigentlich die Alten und müssen uns auffrischen durch den Umgang mit jenen jugendlichen und ewig jungen Geistern, die wir die Alten zu nennen gewohnt sind.

Und möchte doch jeder Stand und jedes Alter Einsicht, Willen und Kraft besizen, die Gebrechen unseres modernen Lebens zu heilen durch Nachahmung jenes glückseligen Volkes, das wie keines in der Weltgeschichte die grosse Aufgabe gelöst hat, Geist und Bildung mit Natur und Einfachheit zu versöhnen und zu paaren.

Wir werden so wenig als unser Dichter im Ernste die Götter Griechenlands zurückwünschen, werden keine Versuche machen, der Natur zum Troz unsere ungestalten Dächer durch zierliche flache zu ersezen, oder unsere künstliche Männerkleidung mit ihren sechserlei Hüllen zu vertauschen gegen die leichte schöne Tracht des Atheners, der mit Einem Kleidungsstück vollständig und anständig angethan war. Wenn das alte Leben in hundert Seiten vom neuen Europa überwunden, überboten ist, so können wir andere tausend Seiten des Alterthums nur bewundern oder beneiden, unfähig sie wieder ins Leben zu rufen, und aber hundert vermögen wir mit thätigem Wetteifer auch nachzuahmen — wenn wir wollen. Beneidenswerthes Jahrhundert, in welchem das öffentliche Leben noch keine durch die Sitte geheiligten Widersprüche und Lügen kannte, wo noch keine Verirrung der Höflichkeit das wahre Du in ein erlogenes Sie umwandelte, und noch nicht der freie Mann den freien Mann seinen Herrn nannte, wo noch keine Schmeichelei

den Fürsten mit göttlicheren Ehrennamen ehrte als die Götter selbst und so das Wahrheitsgefühl abstumpfte, und es gewöhnte tagtäglich die Sprache und das eigne Wort Lügen zu strafen! wo die geistigsten Güter der Menschheit noch blos im Glanz ihrer Schönheit prangten und nur aufrichtige Verehrer anlockten, ohne blos den Weg zu angstreichen Staatsprüfungen und kümmerlichen oder glänzenden Anstellungen bahnen zu sollen! wo noch kein unnatürlicher Zwiespalt zwischen Sitte und Sittlichkeit herrschte, noch nicht Sitte und Ehre ein Duell forderte, welches gleichzeitig von der Sittlichkeit verboten, von der Religion verdammt, vom Gesez bestraft wird!

Um diese Wahrheit im öffentlichen Leben und um seinen Einklang mit sich selbst lässt sich jenes Alterthum nur beneiden, mit jenem unschädlichen, edlen Neid, der ein Bruder oder ein Kind der Bewunderung und nicht der Selbstsucht ist, und obschon hoffnungslos, doch das Gemüth erhebt und veredelt.

Aber hundert anderes ist uns ein Vorbild zur wirklichen Nachahmung, ohne dass die geänderten Verhältnisse der Nachahmung entgegen treten. Galten die Alterthumsstudien vor vier Jahrhunderten als Mittel gegen die Barbarei, so dienen sie jetzt als das einzige Gegengift gegen die Verbildung, die zum Ueberdruss an der wahren Bildung führt, und auf diesem Weg mit der Rückkehr zur Rohheit als zu einem Naturzustand droht. Wollten unsere Knaben zurückkehren zu dem schönen und naturwüchsigen Jugendleben der griechischen Knaben, zu deren Spielen und Erholungen, die fern von Altklugheit und Weichlichkeit und Rohheit nur der Musik und der Gymnastik verwandt waren! Dass fromme Knaben Steine und Siegel sammelten, Käfer und Schmetterlinge fingen und spiessten, dass die kräftigere, lebhaftere, unbändigere Jugend ihre Kraft darin zeigte, verstohlen oder

öffentlich die Erholungen und Genüsse der Erwachsenen vorweg zu kosten, im Wirthshaus, am Zechtisch, beim Glücksspiel, davon weiss die Geschichte nichts zu erzählen. Eine solche Umkehrung der Natur kam weder den Kindern noch den Eltern in den Sinn. Jedes Alter wollte das sein und scheinen, was es war, und fühlte sich dabei am wohlsten.

Und wenn wir Männer von den Alten lernen wollten! wenn auch nicht Sittlichkeit und Tugenden, wenn auch nicht Vaterlandsliebe und Schönheitssinn, doch wenigstens irdische Klugheit und die Kunst der Glückseligkeit, um unser vielfach verkümmertes Leben zu schmücken, zu erheitern, vom Philisterthume zu befreien, durch die Rückkehr zur Wahrheit und Einfalt und Natur! Denn kein Weg zur Natur ist unersteigbar und verschlossen, nur verwachsen ist mancher durch Unkraut und Dornen, die der thatkräftigen Erkenntniss weichen. Verliert ihr gar das Vorbild aus dem Auge, so erstirbt mit diesem Andenken auch der Glaube an die Möglichkeit eines natürlicheren Daseins und die Sehnsucht nach der Rückkehr zu einem solchen Leben.

Selbst die Staatskunst, was könnte sie dem Alterthum ablernen, nachthun und dann zu danken haben! Die macedonische Kunst der Schlauheit und der Hinterlist, die an die Stelle von Athens ehrlich eingestandenen und kräftig verfolgten Herrschgelüsten trat, und die sich jetzt gern allein Staatskunst nennt — sie ist bis ins staunenswerthe fortgebildet; aber verloren, aufgegeben, niedergedrückt ist jener Geist, der die alten Staatslenker durchdrang und sie in dem Staat, in der Monarchie wie in der Republik, einen lebendigen Organismus, bedingt durch die Lebensfähigkeit seiner Glieder, sehen liess, nicht eine künstliche Maschine, die Ein kräftiger Arm mit geschickten Helfern in Bewegung erhalten könne.

Wollte unsere Staatsweisheit zu dieser Ansicht und Kunst zurückkehren und der Allmacht ihrer Verwaltung misstrauen, und auf die Macht der Gesinnung bauen — das wäre ein Rückschritt, der uns vorwärts brächte.

Scheint es doch, als liege mir aller Segen der Alterthumskunde in ihrem streng geschichtlichen Theil, weil ich von dem alten Sprachstudium schweige. Das sei ferne! Was ich hier aussprach, sollte nur an den Gewinn erinnern, den nicht unsere Geistesbildung, sondern den unser Leben aus ihr ziehen kann. Zur Wahrung meines philologischen Glaubens möchte ich einen bekannten Ruf umgestaltet auf unsere Sache übertragen: Ja, alles für den Geist des Alterthums, aber alles durch die Sprachen desselben Alterthums.

So dürfen wir denn guten Muth behalten, oder falls der oft gehörte Ruf, dass die Philologie sich überlebt habe, irgendwo Eindruck gemacht haben sollte, neuen Muth fassen.

Göthe, fast am Ziel seiner erfahrungsreichen Laufbahn, bekannte sich zu dem Wunsch, dass die klassische Literatur fortan die Grundlage aller höheren Bildung bleiben möge. Das gesamte Deutschland, das diesen grossen Mann ehrt, wird auch dieses Wort als einen Theil seines letzten Willens in Ehren halten.

Aber lassen Sie uns diese Zusammenkunft eben so wie die früheren auch zu ernster Untersuchung benüzen, was wir alle, und besonders wir Schulmänner, was wir denn thun können, um jener Lauheit und Missachtung entgegenzuarbeiten, wenn Lobreden und Vertheidigungen kein Ohr finden, wenn das immer reinere Licht, mit welchem grosse Geister das Alterthum erleuchten, nicht zugleich auch ringsum Wärme verbreitet, wenn aller Ernst und Eifer, mit welchem wir diese Studien der Jugend nahe zu bringen suchen, die erwünschten Früchte nicht trägt.

Diese Untersuchung bleibe den traulichen Besprechungen in enger geschlossenen Kreisen vorbehalten. Statt diesen hier vorzugreifen, wage ich es nur zwei Worte gleichsam in Ihre Mitte zu werfen, Ihrem Urtheil anheimstellend, ob Sie dieselben entweder wie eine unreife Frucht liegen lassen, oder ihnen wie alten oft gesehenen Bekannten freundlich zunicken und dann stillschweigend vorübergehn, oder endlich sie wie einen Fehdehandschuh aufheben wollen, mit dem Vorsaz, weiter darüber zu sprechen, Rechenschaft zu verlangen, auf Widerruf zu dringen, oder freundliche Ausgleichung zu versuchen.

Sollen die alten Sprachen dem Gemüth des Knabenalters wieder näher kommen und Gegenstand seines freien und freisinnigen Interesses werden, so müssen diese Sprachen ihm in den ersten Stadien ihrer Erlernung in Gestalt einer Kunst und nicht einer Wissenschaft entgegentreten. Denn die naturwüchsige Jugend fühlt vor allem Können wie vor jeder Kraft eine angeborne Hochachtung, während sie das blose Wissen wie blosen Reichthum geringschäzt und bei Jhresgleichen als unnatürliche Altklugkeit belächelt oder verlacht. Diesem naturgemässen Gefühl und unaustilgbaren Vorurtheil ist Rechnung zu tragen.

Und sollen die grossen Alten dem Jüngling wieder lieber werden, so müssen wir nach dem Beispiel gebildeter Nachbarvölker den Dilettantismus höher achten lernen. Kein Wort, welches Liebe bedeutet, sollte einen so übeln Nebenbegriff enthalten! Wie viel tiefer würde der klassische Unterricht in das Leben eingreifen, wenn der rastlose Forscher und tiefe Kenner des Alterthums immer zugleich auch sein warmer Liebhaber wäre, selbst auf die Gefahr einer blinden Bewunderung hin! Ich wenigstens glaube an die Möglichkeit, eine solche Vorliebe

mit aller Anerkennung der Neuzeit, mit allen Ansprüchen des Nationalgefühls, mit dem ernstesten Christensinn zu vereinigen. Der philologische Schulmann aber bedarf dieses warmen Gefühls der Liebe zu den grossen Alten neben dem klaren Bewusstsein von ihrem Werth in doppeltem Maass. Es ist eine Wohlthat für den Unterricht, dass sie neben ihren Schönheiten auch ebensoviel Schwierigkeiten enthalten. Aber die Lösung dieser Schwierigkeiten, welche zwar zu reizen, zu fesseln, zu kräftigen, aber nicht zu wärmen vermögen, darf nicht als einziger oder höchster Zweck erscheinen. Da gilts nun, jenen edlen Geist der Gründlichkeit, der in Deutschland heimisch ist, zu unterscheiden von manchem leeren Phantom und von manchem unheimlichen Gespenst, das unter dem gleichen Namen und in ähnlicher Gestalt in dem nämlichen Deutschland umherwandelt, spukt und quält. Ist es einerseits eine geistige Barbarei und Stumpfsinn, das Wissen um sein selbst willen werthlos, und die Gelehrsamkeit, wenn sie keinerlei Frucht bringt als eben die Wahrheit, vornehmen Müssiggang zu nennen, so ist es andererseits sittliche Barbarei und Grausamkeit, der Jugend ein Wissen aufzudringen, das weder geradenwegs noch auf Umwegen zur Geistes- und Gemüthsbildung führt, das den wahrhaft bildenden Elementen der klassischen Studien theils den Weg versperrt und die Zeit raubt, theils von seinem Schulstaub mittheilt und ihrem Reize Abbruch thut.

Zu diesem Zwecke wollen wir alle hier zusammenwirken, meine Herrn, und uns einander Handreichung thun; die Philologen, indem sie die Höhen und die Tiefen des grossen Alterthums aufschliessen, seine weiten Räume wie seine verborgenen Winkel erleuchten; die Orientalisten, indem sie der klasischen Philologie, wo ihr der Faden abreisst und auf ein leztes Woher? die Antwort

fehlt, freundlich die Hand bieten, den Weg zu den Quellen der europäischen Menschheit zeigen, und für Räthsel, an deren Lösung der klare Westen verzweifeln muss, aus dem geheimnissvollen Osten den Zauberschlüssel senden; und die Schulmänner, indem sie die Errungenschaften beider dankend in Empfang nehmen, um diese Güter zu zerschlagen, zu vertreiben und als Humanitätsstudien für Geist und Herz des heranwachsenden Geschlechtes fruchtbringend und zinstragend zu machen.

So lassen Sie uns denn unter günstigen Vorzeichen und unter dem Schuz des Gottes, der dem Sophokles und Plato tiefe ahnende Blicke in sein Wesen und seine Geheimnisse gönnte, der dem Gemüth des Cicero und Tacitus Wärme genug gab, um die Menschheit zu lieben, die ihnen noch im Namen Rom aufging, unter dem Schuz des Gottes, der nicht immer und überall genannt, aber auch niemals und nirgends vergessen sein will, wenn er dem Werk dauernden Segen geben soll — in Seinem Namen wollen wir unser Werk beginnen!

XII. *)

Allergnädigster König!

Rector Magnificentissime!

Anstatt kostbarer Gastgeschenke, anstatt eines prachtvollen Empfanges, anstatt glänzender, lauter Feste weiss unsere Hochschule ihrem erhabenen Beschüzer an dem heissersehnten Tage, an welchem Er ihr durch Seine Gegenwart eine neue Weihe gibt, nichts zu bieten als Worte — ein doppeldeutiges Gut! Denn was ist leichter, wohlfeiler, werthloser als das flüchtige Wort in Vergleich mit einem dauernden Besiz oder einer kräftigen That? Und doch andererseits — was gibt es gewichtigeres, edleres, werthvolleres als das Wort? Das Wort ist die Verkörperung und Fleischwerdung des Gedankens und des Gefühles, die einzige Brücke, die den Menschengeist mit dem Menschengeist verbindet. Selbst der Sänger oder Dichter — was gibt er dem entzückten Hörer anderes als Worte? Ja das Wort muss ins Mittel treten, wenn ein Mensch arm ist an irdischem Gut und an irdischer

*) Festrede, in Anwesenheit Seiner Majestät des Königs Maximilian II. als des Rector Magnificentissimus der Friderico-Alexandrina gehalten im Auftrag des königlichen akademischen Senats am 26. Julius 1855.

Macht, und nur mit dem Herzen zahlen kann. Und je höher der Wohlthäter steht, desto gnädiger und desto befriedigter nimmt er ein tiefempfundenes Wort auf.

So darf auch unsere Hochschule sich nicht schämen, Ew. Majestät am heutigen Festtage nichts als Worte zu bieten. Deren erstes Geschäft sei es, die Gefühle der tiefen Verehrung zu bezeugen gegen den beglückenden Vater und Herrn unseres mit Wohlstand und Frieden gesegneten Bayerlandes; die Gefühle des innigen Dankes gegen den erleuchteten Pfleger und Beschüzer der Wissenschaften und Künste, deren Diener zu sein wir uns rühmen dürfen, und unserer Hochschule insbesondere, deren unmittelbare Obhut Ew. Majestät Sich als deren Rector Magnificentissimus vorbehalten haben; und die Gefühle der unendlichen Freude, unsere Hoffnung, unser Herzensbedürfniss erfüllt zu sehn, dass unser erhabener Schuzherr mit eigenem Auge schauen möge, ob und wie seine Pflanzungen gedeihn, seine Wohlthaten wuchern, seine Huldbezeigungen auf dankbaren Boden fallen und die gewünschten Früchte tragen.

Aber nicht dem Gefühl allein soll das Wort dienen; sein gleich hoher Beruf ist es, auch dem Geiste und dem Gedanken Gestalt zu verleihen. Welchen Gedanken jedoch dürfte ein Redner, dem der erhebende Auftrag ward, in dieser Stunde das Wort zu nehmen, ungefragt vor Ew. Majestät aussprechen? Unser Beruf, unsere gewohnte Thätigkeit ist die Belehrung. Aber welcher Lehrer möchte der Majestät gegenüber solcher Anmassung sich unterfangen? Dagegen nur Rechenschaft abzulegen, auch unaufgefordert, das ists was ein Diener seinem Herrn gegenüber ohne Unbescheidenheit wagen darf.

So gestatten Ew. Majestät mit gewohnter Huld dem Redner, einem Phantasiegebilde nachzugehen; gleich als ob Ew. Majestät, in ebenmässiger Fürsorge für unser

bayerisches wie für unser deutsches Vaterland, an die Gesamtheit der hiesigen Lehrer die Frage richteten und Rechenschaft forderten: in welchem Sinn und Geist wir neben unserem Lehramt uns zugleich die Aufgabe stellen, ächt deutsche Gesinnung in der uns anvertrauten Jugend zu pflanzen und zu pflegen? und als ob derjenige Lehrer, dem Ew. Majestät den Lehrstuhl der Beredsamkeit angewiesen, im Namen aller auf die vorgelegte Frage Antwort und Rechenschaft zu geben beauftragt sei.

Denn Hochschulen sind nach dem Willen ihrer alten Stifter wie ihrer neuen Pfleger nicht blos Lehranstalten; nein! Erziehung ist ihre Aufgabe nicht minder als Unterricht. Welcher Stand und welches Alter könnte auch der beständigen Erziehung entbehren oder ihr entfliehen? Der vernünftige Mensch will sich erziehen lassen, auch nach seiner Schulzeit, auch nach seiner Mündigkeit; der minder vernünftige muss sich erziehen lassen, wenn nicht freiwillig, durch Eltern und Lehrer, dann wenigstens unfreiwillig, durch das Leben, durch die Welt, endlich durch den Herrn der Welt. Und die Erziehung selbst gereifter Jünglinge verträgt sich gar wohl auch mit der akademischen Freiheit; nur wirken hier andere Mittel als in der Schule, stille Winke statt herrischer Gebote, freundlicher Rath statt des strengen Zwanges, und das Beispiel und Vorbild statt einer bedrohenden Aufsicht. Allein den Haupttheil dieser akademischen Erziehung übernimmt die akademische Jugend selbst, übt sie einer an dem andern, einer gegen den andern, liebevoll und schonungslos, je nachdem es frommt; denn wenn in irgend einem gesellschaftlichen Verein, so gilt und bewahrheitet sich in diesem das Wort:

Es will der Feind — es darf der Freund nicht schonen;
Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte,
Fühlt was er ist, und fühlt sich bald ein Mann.

Ich spreche vor einem Könige, der das innere Wesen der deutschen Hochschulen nicht blos vom Hörensagen kennt, nicht blos vom Thron herab sah. Ew. Majestät haben selbst das akademische Leben mit seinen Freuden und Leiden zu kosten nicht verschmäht, und diese Bekanntschaft nie bereut; ja die Hochschulen sind stolz genug zu glauben, dass eben die besondere Huld und Gnade, deren sie sich von Ew. Majestät erfreuen, eine Frucht dieser vertrauteren Bekanntschaft sei.

Was ächtdeutscher Sinn ist, welche Tugenden dem deutschen Volkscharakter vor andern Tugenden und vor anderen Völkern eigen sind und sein sollen, das hat der Mund des deutschen Sängers, dess Name in Ew. Majestät Herzen mit goldenen Zügen geschrieben steht, in zwei kurze Worte, in zwei unsterbliche Verse zusammengefasst:

Freunde, treibet nur alles mit Ernst und Liebe! die beiden
Stehen dem Deutschen so schön, den ach! so vieles entstellt.

In den Verein des grossen Wortes Ernst mit dem schönen Wort Liebe sezt der Dichter das Grundwesen des Deutschen, und wenn er dem hohen Lob auch einen unumwundenen Tadel beigesellt, so liegt der Gedanke nahe, dass alles, was etwa die Nachbarvölker an dem deutschen Wesen tadeln, belächeln, verhöhnen, seine Quelle in einem Uebermaass des Ernstes und der Liebe habe. Dess wollen wir uns nicht schämen! Und wenn Ew. Majestät einer kurzen Ausführung des körnigen Spruches ein gnädiges Ohr nicht versagen, so werden meine Worte sich bemühen, den deutschen Sinn nur zu ehren, ohne zugleich andersdenkende Völker herabzusezen. Denn einen allgemeinen Freudentag, wie der heutige ist, darf keine Art von Misston stören. Und sollte manches Wort dennoch allzustolz den andern Völ-

kern gegenüber lauten, so darf ihm zur Rechtfertiguug dienen, dass stolzes Selbstlob oft nichts ist als gerechte Nothwehr. Mit der blosen Darlegung aber, wie wir diese unsere Aufgabe in ihrem ganzen Umfang erkennen und auffassen, mit ihr ist zugleich der Hauptstoff dieser Rechenschaftsablage erschöpft. Denn die Art und Kunst, unsere Erkenntniss nach aussen wirksam zu machen und zur That zu erheben, muss auf Beispiel, Zuspruch und auf den Geist, der unsern ganzen Unterricht, unsere gesamte Aufsicht über das jugendliche Leben durchdringt, nothwendig beschränkt bleiben.

Der Grundton jedes ehrenhaften und gottgefälligen Lebens muss der Ernst sein. Diesen Ernst durch Heiterkeit und Spiel mancher Art zu unterbrechen, zu mildern, zu würzen, das ist eine Gunst, die der Mensch geniesst, eine Berechtigung, die er übt, aber keine Pflicht, die ihm obliegt. Das rechte Maass von beiden, eine weise Mischung von Ernst und von Heiterkeit, das ist das Geheimniss, dessen Anwendung ihn achtungswerth und liebenswürdig zugleich macht. Reiner Ernst ohne alle Heiterkeit mag ein mangelhaftes Leben heissen und nach aussen hin missbehagen; aber dieses Leben ist doch etwas, hat seinen Werth vor Gott und Menschen, ohne ein fremdes Recht oder eine eigene Pflicht zu verlezen. Dagegen jene ausschliessliche Heiterkeit, die alles Ernstes ermangelt, allen Ernst hasst, verachtet, verlacht, mag, wenn sie mit Geist und Wiz gepaart ist, der Welt angenehm erscheinen, an sich aber ist und bleibt sie ein reines Nichts, ohne Grund und Hintergrund, vergänglich wie der Augenblick, nichtig wie die Seifenblase, eine freventliche Vergeudung des Lebens, eine Frucht wie ein Same der Selbstsucht. Ist dem wirklich so — und kein Christ kann das bestreiten — ja, dann ist auch das Urtheil schon gesprochen: ob ein Volk

schwerer in die Wagschale der Weltgeschichte und Entwickelung und Förderung der Menschheit fällt, wenn der Ernst oder wenn die Heiterkeit in ihm vorwiegt, und ob ein Uebermaass des Ernstes, ob ein Uebermaass der Heiterkeit weiter abführe von dem Ziel, das dem besseren Menschen wie der ganzen Menschheit gesteckt ist.

Dieser Ernst erzeugt aus seinem Samen zwei treffliche Zwillingstöchter und Enkel: die Wahrheitsliebe mit einer Tochter, der Gründlichkeit, und die Gerechtigkeit mit ihrem Kinde, der Treue.

Die reine Achtung vor der Wahrheit ist ein besonderes Erbtheil der Völker germanischen Stammes, das wir mehr oder weniger mit unseren Stammverwandten am Kanal und am Belt und an der Ostsee theilen. Was dagegen romanisch heisst, das huldigt in gleichem Grade der Idee der Schönheit. Denn wenn sichs um den Schönheitssinn handelt, der ein Volk selbst bis in seine untersten Schichten durchdringt und sich in natürlicher Empfänglichkeit und Freude am Schönen, in eigener angeborner Anmuth und äusserer Liebenswürdigkeit offenbart, ja, dann darf Deutschland sammt seinen nordischen Brudervölkern keinen Wettstreit eingehn mit seinen romanischen Gränznachbarn im Westen und im Süden. Wo eine Wahl zu treffen zwischen Wahr und Schön, da wird der ächte Germane lieber das Schöne dem Wahren, der ächte Romane lieber das Wahre dem Schönen zum Opfer bringen. Denn einem deutschen Herzen erscheint alle Unwahrheit als ungöttlich, weil Gott die Wahrheit, durch und durch Wahrheit und Licht ist und die Lüge wie die Finsterniss verdammt. Der Romane dagegen fühlt sich geneigter, die Unwahrheit mit der Poesie auf gleiche Stufe zu stellen, die Erdichtung, das Geschöpf des berechnenden Verstandes, nach gleichem Masse zu messen mit der Dichtung, dem Himmelskinde der Phantasie,

und auf diesem Wege das zu adeln, was seinem Wesen nach ungöttlich ist. Als ähnelnde Verwandte stehen der Schönheit zur Seite die Ehre und der Ruhm. Beide strahlen in schönerer Pracht als die bescheidene Wahrheit und Gerechtigkeit. Allein der deutsche und christliche Sinn muss und wird ein christliches Volk beklagen, das nichts höheres auf der Welt kennt als die Ehre, und sie von einer Idee zu einem Idol erhebt. Die Anbetung der Wahrheit ist ihm Gottesdienst, die Anbetung der Ehre aber Gözendienst. Von den weiteren Folgerungen, zu denen der Gang der Weltgeschichte einladet, darf ich hier schweigen. Deutschland hat keinen Macchiavelli aufzuweisen, und verdankt einer auf Trug gebauten Staatsweisheit keinen Theil seiner Macht oder Ehre; aber seine Kinder haben sicherlich das bessere Theil erwählt, wenn sie sagen: Was hälf' es mir, dass ich die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an meiner Seele?

Wer alle Unwahrheit, sogar die unbewusste, den blosen Irrthum, gleich einem Unrecht scheut, der fühlt das Bedürfniss der Gründlichkeit, die allein vor Irrthum, auch vor unschädlichem, zu bewahren vermag. Was Wunder, wenn andere Völker, die über die Heiligkeit der Wahrheit minder streng denken als wir, eine Wahrheitsliebe, die auch das Kleine beachtet, auch das Kleinste nicht für gleichgültig hält, darum kleinlich nennen und als Pedantismus brandmarken? Die Gründlichkeit ist durch unermüdlichen Fleiss bedingt; der Fleiss aber — eine Tugend, die anerkannt auch der Feind dem Deutschen nicht abspricht — der Fleiss ist die Tapferkeit des Gelehrten. Wenn dieser die Last langwierigen Forschens und mühsamen Prüfens scheut, und nur das Angenehme seiner Wissenschaft oben abschöpfen will, zu seinem Genuss, und diess den wahren Geist der Sache nennt, dann gleicht er einem Kriegs-

mann, der sich des Glanzes, der Ehre, der Genüsse seines Standes freuen will, aber den Entbehrungen des Lagerlebens und den Anstrengungen der Schlacht zu entgehn sucht. Ja, die deutschen Lehranstalten, die unserige nicht ausgeschlossen, haben sich längst geeinigt, einen glänzenden Vortrag, der die Hörer zu einer augenblicklichen Begeisterung hinreisst auf Kosten des Ernstes, für ein sehr zweideutiges Lob zu halten, und ihn lieber dem Charlatan zu überlassen, als selbst nach diesem Ruhm zu geizen.

Diese Gründlichkeit wollen auch Ew. Majestät vor allem gewahrt wissen. Zeuge dess ist das besondere Augenmerk, das Ew. Majestät dem geschichtlichen Studium schon längst zuwenden, und der noch jüngst an uns ergangene Befehl, unsere Lehrkräfte mit einem neuen Lehrer der Geschichte zu verstärken — ein Befehl, den unsere Hochschule nur als einen neuen Gnadenbeweis so erfreut als dankbar empfangen hat. Nur die Oberflächlichkeit entbehrt gern und leicht den Rückblick in die Vorzeit, will immer lieber von Null anfangen, statt auf der Errungenschaft der früheren Jahrtausende dankbar fortzubauen, oder sie möchte gar — was vor wenig Jahren traurigen Andenkens das lächerliche Schibboleth der Umsturzpartei war — mit der Vergangenheit brechen. Der Mensch kann dichten unabhängig von der Geschichte, er kann geistreich, kann wizig sein ohne Kenntniss der Vergangenheit; aber die Wissenschaft kann ihrer nie und nimmermehr entrathen, und Gründlichkeit kann nur bestehen und gedeihen auf dem Grund der Geschichte.

Ein alter deutscher Kernspruch sagt: „Ein Mann ein Wort!“ gegenüber dem launigen und doch ernstgemeinten Wahlspruch des Beduinen: „Soll ich der Sklave meines Wortes sein?“ Das Worthalten war der Stolz des deutschen Volkes durch alle Jahrhunderte hindurch. Als vor

achtzehn hundert Jahren deutsche Gesandte im römischen Theater einen Ehrenplaz bemerkten, der, wie man ihnen sagte, für Roms treuste Freunde bestimmt war, da riefen sie: „Kein Volk auf Erden überbietet an Treue einen deutschen Mann!“ und nahmen wie mit Gewalt unter den Treuen ihren Plaz. Mit besonderer Vorliebe jedoch übt er diese Treue gegen seine Fürsten, hört mit Vorliebe von Helden erzählen und singen, die — nicht für den eigenen Ruhm, sondern — für die Person ihres Fürsten fochten und bluteten und fielen; und mit verdoppelter Vorliebe hört er von solchen Helden, die sogar kein Unrecht, kein Undank, keine Misshandlung ihres Herrn, dem sie einmal unverbrüchliche Treue gelobt, in ihrer Treue, ihrer Freudigkeit, demselben Herrn sich aufzuopfern, wankend machte — wie der treue Eckart in der deutschen Sage, wie der treue Kent bei dem angelsächsichen Shakespeare, wie der treue Cid in dem westgothischen Spanien. In dieser Gesinnung sehen die Völker, denen die persönliche Ehre vor der Welt mehr als Wort, Pflicht und Gewissen gilt, nichts anderes als Unmündigkeit, als Schwäche, als die Demuth des Lammes oder des Hundes; der Deutsche nennt sie: „Treue bis in den Tod.“

Allein diese unerschütterliche Anhänglichkeit des Deutschen an seine angestammten Fürsten, so lange er nicht ausländischen Verführungen sein Ohr öffnet, hat ihren Grund nicht blos in seiner Wahrhaftigkeit und Treue, nicht blos in seinem Gewissen und Pflichtgefühl; auch ein angeborenes Bedürfniss der Liebe treibt ihn dazu. So finden wir die zwei Haupttugenden der deutschen Denkart in edlem Wettstreit, welche von beiden die wahre Quelle dieser Fürstenliebe sei; ob der Deutsche sie hegt, weil sie seine Pflicht ist, oder weil sie seine Lust ist. Das Herz des gereiften Mannes verlangt nach einem Ober-

haupt, in welchem es eben so warm und kindlich den allgemeinen Vater des Landes nicht blos verehren, sondern lieben könne, wie es einst als Kind den eigenen Vater liebte; denn es will auch in den Mannesjahren nicht ganz aufhören, zu fühlen wie ein Kind. Wünschen wir uns Glück zu diesem Wettstreit! Wo zwei Quellen sich vereinigen, da entsteht ein unversiegbarer Bach oder Strom. Und wenn der deutschgesinnte Lehrer, so wie wir zu thun uns bewusst sind, diese beiden Quellen nicht nur nicht verstopft und trübt, sondern sie mit Sorgsamkeit rein erhält und die Fluren umher befruchten lehrt, dann erfüllt er eine Pflicht gegen Gott, gegen Fürst und Volk und Vaterland, und gegen sich selbst.

Die Liebe wohnt nur im Gemüth. Wer gemüthlos ist, der ist auch lieblos; er kann zwar Redlichkeit, Thatkraft, Geist besizen, kann auch die Seinen, die nicht zu lieben Unnatur ist, nach Art des Thieres lieben, aber zur höheren, rein menschlichen Liebe, die einem warmen Herzen entquillt und selbst das Herz wieder erwärmt, zu ihr erhebt er sich nicht. So nahe ist die Liebe verwandt mit der Gemüthlichkeit. Keine der bekannten ausserdeutschen Sprachen besizt ein Wort, das diesem deutschen Namen vollkommen entspräche; und machen wir dem Nichtdeutschen klar, was damit gemeint ist, so wird er uns nicht begreifen oder missverstehn oder bespötteln; in diesem Grade ist die Gemüthlichkeit ein rein deutscher Begriff und Zustand. Wer aber dessen Gehalt und Inhalt selbst nicht kennt noch fühlt, der gehe hin und frage die deutschen Auswanderer, die aus dem (wie sie wähnen) gealterten Europa in die neue, bereits alternde Welt zogen; er frage sie, was sie in ihrer neuen Heimath am allerschmerzlichsten vermissen, wenn sie ankommen, vermissen, wenn sie sich heimisch machen wollen, selbst dann vermissen, wenn sie dort in neu er-

rungenem Wohlstand schwelgen. Es ist diess die deutsche Gemüthlichkeit, jene Theilnahme für Bekannt und Unbekannt, jene Herzlichkeit und allgemeine Menschenliebe, die lieber das rechte Maass überschreiten als sich beschränken mag, lieber allzu freundlich entgegenkömmt als allzu kalt zurücktritt. Statt dessen drängt sich jeder an dem andern rasch und fremd vorüber, und fraget nicht nach seinem Schmerz!

Unsere Hochschulen sind insbesondere Pflegestätten einer Liebe, die eine so ausschliesslich deutsche Erscheinung ist, wie die deutschen Hochschulen selbst. Es ist diess die Jugendfreundschaft der Studirenden — an ungetrübter Reinheit und an Freiheit von aller weltklugen Berechnung nur einer langjährigen, vielerprobten Kriegskameradschaft vergleichbar. Eine hingebende, schwärmerische, selbstvergessende Freundschaft ist ein Lebensbedürfniss für jeden Jüngling, dem ein warmes Herz in kräftiger Brust schlägt. So offen, so wahr, so rückhaltslos ist sie in keinem Lebensabschnitt möglich wie in den akademischen Jahren. Früher fehlt die volle Empfänglichkeit und Reife des Geistes und Gemüths; später tritt die unentbehrliche Lebensklugheit und Berechnung wie ein böser Dämon hindernd und erkältend in die Mitte. Diess Bedürfniss innigster Herzensvereinigung, oft gepaart mit phantastischen Lebenszwecken zum gemeinsamen Handeln, machte sich in den Vorjahren wider den Willen der Regierungen geltend, und zog sich, unterdrückt und verfolgt und dennoch unbesiegbar, in geheime Bündnisse zurück. Seit auch Ew. Königl. Majestät diesem unwiderstehlichen und naturgemässen Trieb der Jugend Rechnung getragen, ihm eine Berechtigung zugestanden, und die ehemals verpönten Verbindungen der Studirenden unter den Schuz der Geseze, in das Licht der Oeffentlichkeit gestellt haben, — seitdem wehet ein neuer Geist im

akademischen Leben. Die Jugend kann nun freier und — was mehr sagen will — mit gutem Gewissen ihre akademische Freudenzeit geniessen, wie sie es früher nur insgeheim und nicht ohne das drückende Bewusstsein eines Wortbruchs gegen die Obrigkeit genoss, und Freundschaft und Liebe gedeihen freudiger und reiner, wenn dem Bunde keinerlei Schuld anhängt.

Als Ew. Königlichen Majestät erhabener Vater die zauberhafte Walhalla eröffnete, da sprach Er die Hoffnung und den Wunsch aus, jeder Deutsche, der seine Schöpfung betrete, möge mit noch deutscherem Sinne aus ihr heraustreten, als er in sie eingetreten sei. Der gleiche Wunsch und das gleiche Streben beseelt auch uns für die Jünglinge, die unser Erlangen in Deutschlands Mittelpunkt besuchen und seiner Zeit verlassen. Jeder möge im Umgang mit uns, seinen Lehrern, nicht blos an allgemeiner Kenntniss und Einsicht und Sittlichkeit, sondern auch an ächt-deutscher Sitte und Gesinnung gewonnen haben! Können wir uns nicht gleichstellen jenen grossen Heroen unseres Vaterlandes, welche aus ihren Gräbern sich in dem deutschen Pantheon am Donaustrom versammelt haben, um durch ihren blosen Anblick das jezige Geschlecht an die Kraft, die Biederkeit, die Treue, die Kunst und Wissenschaft des ältern Deutschlands zu mahnen und zur Nacheiferung zu begeistern, so steht dafür der Vortheil des Lebens und die Macht des lebendigen Wortes hülfreich auf unserer Seite.

O möchten doch diese Andeutungen über unsere Ansichten und Gefühle, über unser Streben und Wirken sich des Beifalls unseres erhabenen Schuzherrn erfreuen! Ja, sie werden es! Europa und die Geschichte kennt und ehrt in Ew. Königl. Majestät nicht blos Bayerns Beherrscher, sondern auch einen deutschen Fürsten, der durch seine Geburt dem altehrwürdigen Geblüt der Wittelsba-

cher entstammt ist; der in seinem Lebensgang sich verbunden hat mit einer edlen Fürstentochter aus dem mächtigen Haus der Hohenzollern, der ehemaligen Herren und Pflegern und Wohlthätern unserer Stadt und Hochschule; der durch seinen Geist und seine Denkart als Beschüzer und Vorbild jedweder ächtdeutschen Tugend gilt. Und wenn Roms grosser Dichter mit Wahrheit lehrt, dass nach des Königes Thun auch die übrige Welt sich gestaltet, dann ist unserem Wünschen und Streben ein mächtiger Vorschub geleistet. Darum, wer sich einen treuen Bayern, wer sich einen ächten Deutschen nennt, ja wem ohne beengende Rücksicht auf Blut und Geburtsland nur Herz und Sinn inwohnt für den himmlischen Ehebund des Ernstes mit der Liebe, der stimmt freudig mit ein in den innigen Wunsch, der bald als lauter Jubelruf in die Lüfte dringt, bald als stilles Gebet zum Himmel steigt: dass zum Segen unserer Hochschule wie des ganzen bayerischen und deutschen Vaterlandes noch lange leben und heilverbreitend herrschen möge unser Allergnädigster König! unser Rector Magnificentissimus!

XIII.*)

Hochansehnliche Versammlung!

Lassen Sie uns den heutigen Festtag mit einem zweifachen Freudenruf willkommen heissen! dass Friedrich Schiller unserem deutschen Vaterland geschenkt ward, und dass unsere Zeit diesen Schiller auch zu würdigen weiss. Wir müssten uns des einen dieser Güter schämen, wenn das andre fehlte; denn eine Gnade, die vergessen, verschmäht oder mit lauem Dank genossen wird, bringt dem Empfänger Unehre statt Segen. Von diesem Vorwurf, so reich und dabei seines Reichthums nicht auch werth zu sein, will unser deutsches Volk sich heute frei und rein halten. Es ist ein erhebendes Bewusstsein, dass an diesem Tag Millionen deutscher Brüder um Einen Mann, um Ein Bild, um Einen verklärten Geist wie um Eine Fahne sich versammeln, zum Zeugniss, dass doch nicht alle und jede Einheit mangelt, und zur Erquickung nach dem manichfachen Unmuth, der seit Anfang dieses Jahres auf jedem Freund des Vaterlandes lastete. Von der deutschen Nordküste bis an Italiens Grenze, von den Rheinlanden bis an Oesterreichs östliche Marken lodern Feuer in den verschiedensten Ge-

*) Festrede an Friedrich Schiller's hundertjährigem Geburtstag, gehalten am 10. November 1859 im Auftrag des königlichen akademischen Senats.

stalten der Freude, und die ausgewanderten Brüder im fernsten Osten wie jenseits des Weltmeers melden durch Wort und That, dass auch sie des Mitbegründers deutscher Geistesbildung nicht vergessen wollen. Und, was mit besonderem Dank erkannt sein will, die vielen Gegensäze, die sich sonst innerhalb Deutschlands geltend machen zu Deutschlands Wohl und Weh, sie verstummen heute. Kein Norddeutschland und Süddeutschland, kein Lutherthum und Pabstthum, kein Fortschritts- und Erhaltungsstreit, nirgend ein Misston, laut genug, um die grosse Harmonie zu stören, nirgend, so Gott will, ein Missbrauch dieses Freudentages zur Kundkebung von Parteiansichten!

Mich ruft mein Amt und ein Auftrag unserer Hochschule an diesen Ehrenplaz, den ich sonst, wie gern! einem kundigeren, würdigeren Sprecher räumen würde. Doch bleibt mir die Hoffnung, durch ein erregtes Gemüth und warme Begeisterung für den Helden unseres Festes das ersezt zu sehn, was Sie an hellem Geist und rednerischer Kunst vermissen dürften. Aber mit seltener Freudigkeit (ich gesteh es) folg' ich meinem ehrenvollen Beruf, zu Schillers Preis das Wort zu ergreifen, gleich als wär' ich auch eines inneren Berufes vor andern mir bewusst. Denn ich gehöre zu dem dünn gewordenen Häuflein noch Lebender, die sich rühmen können, den herrlichen Mann von Angesicht geschaut, mehr noch, ihn gekannt, mehr noch, seine Gunst und Freundlichkeit genossen zu haben. Das darf ich zu den schönsten Erinnerungen meiner Knabenzeit zählen, sie sind mir zu einer Weihe für mein Leben geworden. Noch seh' ich ihn, den leutseligen Freund meines elterlichen Hauses, so lebhaft als wär' es gestern, wie er, ein hochgewachsener, etwas hagerer Mann an der Fensterbrüstung lehnte und auf das freundlichste bald zu den Meinigen, bald

zu dem zehnjährigen Knaben sprach, immer mit auffallend gesenktem Haupte, so, wie ihn die Mehrzahl seiner berühmtesten Bildnisse darstellt, aber nicht völlig treu darstellt; denn in ihnen macht diese seine Gewohnheit den Eindruck einer Schwäche oder Müdigkeit, im grellen Widerspruch mit der militärischen Haltung, die ihm aus seiner Jugendzeit eigen geblieben; in der Wirklichkeit war es nur seine Milde und Freundlichkeit, die sich durch jene Senkung des Hauptes kund gab, sinnbildlich, als wolle er jedem, zu dem er spräche, freundlich entgegenkommen oder sich zu ihm herablassen; und ein natürliches Wohlwollen, das stets um seinen Mund spielte, bürgte dafür, dass diess keine vornehme Herablassung war, die durch das Bewusstsein der Ueberlegenheit zugleich auch demüthigt. Den guten Mann liess seine Erscheinung noch früher erkennen als den grossen Mann. Meines Entsinnens verhielt er sich auch in Gesellschaft troz seiner Mittheilungsgabe doch mehr schweigsam als redselig, nach der Art seines kernhaften Volksstammes, dessen gründlich gebildete Söhne so gern mehr zu sein als zu scheinen wünschen, und es vorziehn im stillen zu denken und zu fühlen, als sich hören zu lassen und sich selbst sprechen zu hören. Ja, eine edle Schüchternheit lag in seinem Wesen, die ihn ebenso schön kleidete wie jenen ebenbürtigen Meister neben ihm dessen achtunggebietende Erscheinung; eine Schüchternheit, die eine schwere Probe zu bestehen hatte, als er in einer fremden Stadt, vermeintlich ganz unbekannt, der Aufführung seiner Jungfrau beiwohnte. Da ward er dennoch erkannt, und seine Anwesenheit durch Zuflüsterung verrathen; und so fand er beim Austritt, den er möglichst lange hinausschob, die gesamte Zuschauerschaft und noch weit mehr vor dem Hause in dichtem Haufen versammelt. Ohne Verabredung öffnete

sich eine Gasse, in lautloser Stille entblöste sich jedes Haupt, aber allen sagte ein richtiges Gefühl, dass ein stürmisches Lebehoch diesen Mann mit dem bescheiden gesenkten Haupt mehr verlezen als erfreuen würde.

Säss' ich nur im traulichen Freundeskreise, kaum könnt' ich der Versuchung widerstehn, mich in weiterer Mittheilung persönlicher Erlebnisse zu ergehen, mit einer Art Ruhmredigkeit zu erzählen, wie Schiller mit lächelnder Bereitwilligkeit sich herabliess, dem neugierigen, durch seine Güte keck gemachten Knaben die Geheimnisse seines Arbeitstisches zu verrathen, in welcher Art er die Geschichte Tells auf die Bühne bringen, ob er den grausenhaften Apfelschuss zur Anschauung kommen oder nur erzählen lassen werde; allein ich will nicht vergessen, dass ich nur zu seiner, keineswegs zu meiner Ehre zu sprechen befugt bin, und dass Erinnerungen, die mich tief bewegen, keine Anziehungskraft für Sie besizen.

Schillers Lebensgang Ihnen vorzuführen, seine äusseren Schicksale wie die allmähliche Entwickelung jenes Geistes, der erst nur als maassloses Kraftgenie in die Welt eintrat, und dann als maassvoller Dichtergenius aus der Welt schied, das wäre keine unwürdige Ausfüllung dieser Stunde. Allein die würdige Aufgabe verlangt auch eine würdige Lösung, der ich mich nicht gewachsen fühle.

Aber noch weniger erwarten Sie eine tiefeingehende Schilderung von Schillers Geist und Wirken. Sie wäre nicht möglich, ohne einen Standpunkt über dem Helden zu nehmen und eine Art Richteramt zu verwalten. Das mag, das wird auch wohl anderwärts am heutigen Tage geschehen, in den grossen Städten, die sich Mittelpunkte der deutschen Intelligenz nennen; immerhin löblich, wenn durch einen ebenbürtigen Geist und Mund; uns aber möge es niemand als Armuthszeugniss deuten, wenn wir

uns dem wohlthätigen Gefühl einer hingebenden Bewunderung überlassen. Vor Vergötterung wollen wir uns bewahren; sollten jedoch meine Worte eine einseitige, vielleicht gar ungemessene Bewunderung verrathen, dann darf und wird ihnen weniger meine persönliche Vorliebe zur Entschuldigung, als der Zweck dieses Festtages zur Rechtfertigung gereichen.

Und wenn, um einem Lobredner Dantes nachzusprechen, in jedem grossen Dichter zwei Dichter leben, deren einer allen Zeiten und Ländern angehört und sich zum Organ allgemein menschlicher Gefühle und Zustände macht, während der andere das besondere Gepräge seines Zeitalters trägt und abspiegelt, die Freuden und Schmerzen, die den Menschen seiner Zeit gerade besonders eigenthümlich sind, dann lebten gewiss in dem einen Schiller jene zwei Dichter, dann machte ihn diese Doppelnatur unwidersprechbar zu einem grossen Dichter.

An diese Worte lassen Sie uns einige Betrachtungen knüpfen, wie Friedrich Schiller als ein grosser Dichter in der Weltliteratur dasteht, und wie er besonders als ein deutscher Dichter wirkte, indem er ein ächt deutsches Herz von Natur zu seinem Beruf mitbrachte und theils unbewusst theils mittelst seines hohen Kunstverstandes die Saiten anzuschlagen wusste, die am sichersten und tiefsten in deutschen Gemüthern wiederklingen.

Es bedarf kaum einer Rechtfertigung, wenn ich Ihnen heute nur den reifen, geläuterten Dichter vorführe, und zwar besonders den Bühnendichter, weil Schiller als solcher einen allgemeinern Einfluss geübt als selbst durch seine beliebtesten Gedichte und übrigen Geisteswerke. Die älteren Werke seines noch gährenden Genius verriethen nur die ihm inwohnende Kraft zur künftigen Meisterschaft. Allein bei seinem Uebergang vom Gesellen zum Meister — gestatten Sie mir dieses Bild — gab er

der Welt ein seltenes Beispiel von tiefer Einsicht zugleich und von grosser Seelenstärke. Seine Erstlingsdramen, die Räuber besonders, hatten das damals sich verjüngende Deutschland in Feuer und Flammen gesezt. Einer solchen Kühnheit der Gedanken, einer solchen Kraft der Sprache, einer solchen Macht des Stoffes waren die Zeitgenossen des frommen, ruhigen Gellert noch nie begegnet. Schiller erschien als der Heros und Gipfelpunkt jener Sturm- und Drangperiode, welche die nahenden Stürme jenseits des Rheines verkünden halfen. Die lauteste Begeisterung bei der Jugend, und brennende Ungeduld nach neuen Früchten desselben Geistes! — nur bei den älteren Stimmführern des Geschmackes ein bedenkliches Schweigen oder Kopfschütteln. Da, mitten im Siegeslauf, stand der Gefeierte plözlich still, als machte eben der rauschende Beifall seinem Herzen bange. Er trat zurück vom Schauplaz, nicht als ein Fliehender, sondern um ein festes Lager zu schlagen. Er sagte sich selbst, dass jene fessellose Kraft und Eigenthümlichkeit, der er den leicht erregten Jubel der Menge verdanke, nicht den Beifall der Muse noch der Nachwelt zu gewinnen vermöge. Viele Jahre schwieg er, gleich als hab' er sich erschöpft, in Wahrheit aber, um sein gelehrtes Wissen mit seinem schöpferischen Geist ins Gleichgewicht zu sezen, um die Philosophie auch schulmässig, die Weltgeschichte auch gründlich sich anzueignen; und besonders um sich mit jenen Geistern der alten Welt vertraut zu machen, welche die Jahrtausende bereits überdauert und die Feuerprobe überstanden haben. Durch Versenkung in ihr Wesen wollte er von ihnen, den edlen und strengen Freund Körner an seiner Seite, die schwere Kunst erlernen, ein unsterblicher Dichter zu werden wie sie, und den wohlfeilen Ruhm, als gefeierte Tageserscheinung zu glänzen, ver-

achten lernen. Und **nach** seinen ernsten Studien steht er als Beispiel vor uns, wie ein grosser Geist seinen gleich grossen Vorbildern einem Lehrling ähnlich folgen kann, ohne an eigner Freiheit und Selbständigkeit zu verlieren. Denn als Schiller nach dem langen Schweigen endlich mit seinem Wallenstein hervortrat, da staunte die Welt über die Umwandlung. Abgethan war das Wohlgefallen an Kraftausdrücken und Ueberschwänglichkeit und titanischem Wesen, am Hässlichen und Grässlichen, an der Darstellung eines satanischen Franz Moor und eines bestialischen Hassan. Der Meister war fertig.

Ob dieser wiedergeborene Schiller zu den grossen Dichtern der Weltgeschichte zählt? Die **Mehrzahl** von uns glaubt daran, und wenigstens spricht **keiner** von uns ihm einen Plaz unter den Dichtern überhaupt ab. Allein die Deutschen müssten aus sich selbst herausgetreten sein, hätte nicht beides seinen Widerspruch gefunden. Schon als Schiller auf dem Höhepunkt seines Ruhmes stand und alles der erhabenen Erscheinung zujauchzte, erhoben sich Stimmen, die vor dem gefährlichen Irrthum warnten, den Helden des Tages für einen wahren Dichter zu halten, und dem verblendeten Volk auf ihre Weise den Beweis vom Gegentheil zu führen unternahmen. Und das waren nicht eben verächtliche Stimmen, durch sonstige Verdienste nicht ohne Einfluss auf das öffentliche Urtheil; sie meinten es auch ehrlich und wollten nur noch weiser als weise sein; daher schien es den anders Gesinnten der Mühe werth, ihnen entgegenzutreten; einem vor allen, einem, der das Handwerk gleichfalls verstand und ein Recht hatte, mitzusprechen: „Ich nehme mir die „Freiheit, Schiller für einen Dichter und sogar für einen „grossen Dichter zu halten, wiewohl die neuesten Impe- „ratoren und Dictatoren unserer Literatur versichert ha- „ben, er sei keiner. Es fragt sich nur, wer dann gelten

soll.“ Dieser eine hiess Göthe und liess sich so in seiner Weise vernehmen, als er hocherbaut von dem schon oft geschauten Wallenstein heimkehrte; den thatsächlichen Beweis fügte er selbst bei: „Es ist mit diesen Stücken „wie mit einem ausgelegenen Wein; je älter sie werden, „desto mehr Geschmack gewinnt man ihnen ab.“ Ein wahres Wort und der beste Prüfstein, um ein vortreffliches, klassisches Kunstwerk von einem guten, löblichen zu unterscheiden. Das gute fesselt den Leser während der ersten Lesung mehr als bei der wiederholten, bei welcher der oberflächliche Reiz der Neuheit abgestreift ist, während das Klassische oft anfangs kalt lässt, sich erst allmählich dem Leser aufschliesst, dann aber ihn auch in seine Tiefen blicken lässt, und das treue beharrliche Werben mit immer neuem, steigendem Genusse lohnt. Wie viel Gutes entstand neben Schiller, zum Theil nach seinem Vorbild und in seinem Geist! es hat damals gezündet und entzückt, und ist nun spurlos verschwunden und vergessen!

Wer jedoch Schiller als Dichter, nur nicht als grossen Dichter gelten lässt, pflegt ihn neben Göthe zu stellen, und mit ihm zu messen. Vermochte ein deutscher Kunstrichter sogar in Göthe nur ein schönes Talent, nicht einen grossen Geist zu erkennen, so hat sein Urtheil weniger Anhang gefunden als das Urtheil, welches Schiller unter Göthe stellte, weil Göthe ein reiner, Schiller ein philosophischer Dichter, oder nur ein gereimter Redner sei. Die weitere Verfolgung dieses Ausspruches würde mich in ein Gebiet verlocken, das dem heutigen Tage ferner liegt. Wollen wir uns nur an Göthes launig-ernstes Wort erinnern: „Wunderliches „Volk, die Deutschen! sollten doch froh sein, zwei solche „Kerle zu besizen wie Schiller ist und wie ich bin; statt „dessen machen sie uns nur zum Zankapfel; und statt

„uns beide harmlos zu geniessen, streiten sie sich auf „Tod und Leben, wer von uns beiden mehr werth sei!“ Wir handeln weise, wenn wir diesem Winke folgen und keinen dieser Geister auf Kosten des andern preisen. Gewiss waren beide grundverschiedene Geister. Schiller suchte das Besondere zum Allgemeinen, und wurde dadurch allegorisch, Göthe schaute das Allgemeine im Besondern, und erhielt das Allgemeine zugleich mit; Schiller schuf seine Ideale aus der Fülle seines Geistes und Gemüthes, Göthe entlehnte sie nur aus Natur und Wirklichkeit und gestaltete sie nach seinen dichterischen Zwecken; Schiller gefiel sich in schwungvollem Schmuck, Göthe in natürlicher Einfachheit; Schiller versenkte sich gern in die Tiefen der menschlichen Philosophie und stärkte durch sie sein Denken, Fühlen und Wollen, Göthe ruhte lieber am Busen der von Gott geschaffenen und schaffenden Natur, beschauend, ergründend, geniessend. Wer immer nur das eine, diese leztere Art, gelten lässt als wahre Poesie – vielleicht behält er Recht vor dem Richterstuhl einer strengwissenschaftlichen Kunstlehre; die Freunde der Kunst aber gewinnen unstreitig, wenn sie beides, Schillers und Göthes Weise, nur für zwei verschiedene Wege zu Einem Tempel halten dürfen, die so gleich berechtigt und gleich anmuthig sind, wie es die Kunstschönheit neben der Naturschönheit, wie es die vollkommene Männergestalt neben dem gleich vollkommenen Frauenbild, wie es der Tagesglanz neben dem Sternenhimmel ist.

Wunderbar wohlthuend bei der Grundverschiedenheit dieser beiden Geister ist der Einklang ihrer Seelen, ihre ungetrübte Freundschaft. Jeder schien am andern das zu verehren, was er an sich selbst vermisste, und die eigene Natur auf diesem Weg ergänzen zu wollen. Solche Nebenbuhler ohne Neid sind ein wahres Götterschauspiel. Auch weiss jedermann, dass sie — der sel-

tenste Fall und die schwerste Aufgabe im Reiche der Dichtkunst! — in ihren Schöpfungen sich unterstüzten. „In Wal„lensteins Lager athmen Hauche des Göthe'schen Lebens, in „Hermann und Dorothea weht Schillerischer Geist.“ Selbst jene freiwillige Unterordnung des jüngeren Meisters unter den älteren macht auf jeden, dem unbedingte Freiheit nicht das allerhöchste Gut, vollkommenes Selbstvertrauen und Unabhängigkeitsgefühl nicht die erste Tugend scheint, einen wohlthätigen, oft selbst rührenden Eindruck. Als zwei Fürsten, die gemeinsam, in Eintracht, ohne Eifersucht die deutsche Dichtkunst und deren Verehrer beherrschten, so stehen beide da in der deutschen Kunstgeschichte; so sind sie in der ruhmreichen Stadt ihres gemeinsamen Wirkens vom sinnigen Künstler hingestellt, auf Einem Sockel, sich wechselseitig den Lorbeerkranz zuerkennend; so werden sie auch gemeinsam in aller Zukunft wandeln als zwei gleich grosse Dichter.

Was ihn uns Deutschen noch besonders werth macht, ist seine bürgerliche Sittlichkeit. Andern Völkern wird es leichter, über dem grossen Mann den kleinen Menschen, über den bewundernswerthen Erfolgen die verächtlichen Mittel und Wege, über der genialen Ungebundenheit die Sünden gegen bürgerliche Zucht und Ordnung zu vergessen und zu verzeihen, und der schreiendste Meineid heisst nur so lange verwerflich, als sein Erfolg noch schwankt; nach dem Erfolg gilt er als Heldenthat — gleich als entschuldige die Staatskunst, gleich als adele der Gewinn das, was ohne das Gelingen Abscheu erregt. Anders fühlt das deutsche Gemüth, und es bedarf entweder einer sittlichen Entartung oder eines künstlichen Aufschwungs zu weltgeschichtlichen Anschauungen, um an eine sogenannte höhere Moral zu glauben, ganz verschieden und oft im Zwiespalt mit jener gemeinbürgerlichen Sittlichkeit, die uns als Knaben einst in der

christlichen Kinderlehre eingeprägt wurde. War Schiller als Dichter ein Idealist, der immer — mehr als mancher gut hiess — in den höchsten Höhen schwebte, so hielt er sich als Mensch streng im Kreise der bürgerlichsten Sitte.

Während neben ihm der Hofmann, der Staatsmann, der Weltmann Göthe, mit äusseren Gütern gesegnet ein behagliches, ja glänzendes Leben führte, theilte Schiller mit vielen seines Gleichen das Loos, bei der Theilung der Welt zu spät erschienen zu sein, und Künstlers Erdenwallen mit dessen irdischen Entbehrungen und Sorgen darzustellen. Doch Dank dem Schicksal! wenigstens durfte er nie ein Gegenstand des niederdrückenden Mitleids sein, wie es mancher Dichter vor und neben ihm ohne Schuld oder durch Schuld geworden. Mit einem Wort, er gab das Bild eines unbescholtenen Familienvaters, der, so wie andere, sich auf stete Arbeit und ehrlichen Erwerb angewiesen sah, und sein höchstes Lebensglück im Kreis einer ebenbürtigen Gattin und theurer Kinder fand. Diesen Stand und diesen Sinn weiss der Deutsche mehr als manch anderes Volk zu schäzen, und diese Bürgerlichkeit seines Lebens, von ihrem Zerrbild, dem Spiessbürgerthum, himmelweit verschieden, zieht sich, ohne dem Schwunge seines hochadeligen Geistes Eintrag zu thun, wie der rothe Faden des Segels durch sein innerstes Wesen; sie ists, die ihn zu unserem volksthümlichen Dichter stempelt. So sag' ich; nicht: zu unserem Volksdichter; denn dieser muss auch den unteren Schichten verständlich sein und herabsteigend auch das rohe Gemüth erfassen können; ein herrlicher Beruf, wenn er sich nicht beschränkt, dem rohen Geschmack zu schmeicheln. Aber das war nicht Schillers Beruf und Kunst. Seine Dichtung spricht zu den Gebildeten wie zu den Halbgebildeten, die nach weiterer Bil-

dung dürsten. Oder gibt sich Schillers Volksthümlichkeit noch nicht genug in dem Sprachgebrauche kund, der von selbst, ohne von Wissenschaft und Kunstlehre gebildet und festgesezt zu sein, zur Herrschaft gelangt ist? Denn wen nennen wir den Dichterfürsten? Nicht ihn, sondern Göthe. Und was ist Schiller? Ihn nennen wir unsern Dichter. Jedem seine Ehre, aber eine verschiedene, wie sie jedem zukömmt! Der eine steht ehrfurchtgebietend über uns wie ein Fürst, der andere tritt uns zugleich traulich nahe wie ein Freund.

Und so wenig Göthes hoher Stand seiner Hochachtung schadete, so unbestreitbar half Schillers bescheidene Stellung ihn zum Liebling seiner Nation machen.

Steht demnach Schiller schon durch sein äusseres Leben und seine sittliche Würde der Mehrzahl unserer Nation näher, so mehr noch durch die ideale Sittlichkeit seiner Dichtungen. Es würde, wo nicht vermessen, doch wenigstens anmassend lauten, für uns Deutsche auf Kosten anderer Völker eine grössere Sittlichkeit im Leben zu beanspruchen, aber eines steht fest: der christlichen Sittenlehre mit ihren Grundlagen, Gottesfurcht im Herzen und Wahrhaftigkeit im Handeln, ist das germanische Volksbewusstsein treuer geblieben als unsere Gränznachbarn im Süden und im Westen. Denn diese halten wohl mit ritterlichem Sinn die Ehre höher als Gut und Leben, aber nicht zugleich, wie Sittlichkeit und Christenthum gebieten, die unsichtbare Ehre vor Gott höher als die sichtbare vor den Menschen; ihre Sitte bringt der persönlichen Achtung, wenn diese gefährdet ist, unbedenklich Recht und Wahrheit zum Opfer, ohne Verdammniss oder Missbilligung fürchten zu müssen. Zu dieser Art Ehrgefühl darf kein Deutscher sich laut und ungescheut bekennen, ohne sittenlos zu heissen. Wahrheit, Gerechtigkeit, Gottesfurcht sind bei uns Gott Lob noch Mächte,

die sich, wenn auch oft durch Handlungen verlezt, doch von der Volksmeinung geehrt, nicht von der Kirche allein anerkannt und gefeiert sehen.

Nun, dieser altdeutschen Sittenlehre, die der Welsche von jeher als eine hausbackene belächelte, der Herzenseinfalt, Wahrhaftigkeit und Treue, huldigte auch Schiller, ihr Geist durchzieht und beherrscht jezt noch seine Dichtungen, wie er im Leben ihn beseelte. Niemand von uns wird seine Götter Griechenlands, einst ein Aergerniss frommer Seelen, unsittlich nennen, als wünsche er, der Dichter, eine Rückkehr zum Heidenthum. Ist's ja doch das unbestrittene Recht der Dichtkunst, des Bühnendichters vor allen, sich bis zur Täuschung in eine fremde Natur, in deren Denken und Fühlen zn versezen, und je mehr er mit der Verleugnung seines Selbst täuscht, desto grösser der Triumph seiner Kunst. Oder war Schiller etwa ein heimlicher Papist, weil er seinen Mortimer das Papstthum so hinreissend preisen lässt, wie es irgend ein Papist vermöchte? Und wie sollen wir von Göthe denken, wenn er, gleichsam er selbst, sich rühmt, „er habe sein Sach auf nichts gestellt?"

Man sagt dem deutschen Geschmack nach, er zeige mehr Sinn für den Stoff als für die Form; kein Zauber der Verskunst und der Dichtersprache vermöge ihn für einen nichtigen Inhalt zu entschädigen oder mit einem unsittlichen zu versöhnen; eine Einseitigkeit gewiss, falls das Urtheil richtig, doch keine mehr beklagenswerthe, als ihr Gegentheil, die Ueberschäzung der schönen Form zum Schaden des sittlichen Inhalts; denn das Schöne bildet den Schmuck des irdischen, das Gute zugleich den endlichen Zweck des ewigen Lebens.

Diesem Bedürfniss des vaterländischen Geschmacks, überall einen sittlichen Hintergrund zu erkennen, nicht blos anschauliche Sittengemälde, sondern Stoffe mit sitt-

lichem Gehalt und Endziel sich vorgeführt zu sehn, diesem entsprach der achtungswerthe Iffland, mit dauerndem Erfolg, so sehr er auch nach Stoff und Form auf dichterische Schwungkraft verzichtete; demselben Bedürfniss trozte ein phantasiereicherer Bühnendichter, dessen Namen zu nennen an einem Schillerfest nicht ziemt; er mit seiner bald unverholenen, bald übertünchten Unsittlichkeit wirkte seiner Zeit auf die rohe Lachlust und die weinerliche oder gleissnerische Empfindsamkeit. Für Schiller blieb der Ruhm vorbehalten, eine höhere Aufgabe zu lösen. Ifflands Jäger hatten Unterhaltung und Befriedigung gewährt; Schillers Räuber hatten den stürmischen Beifall der leidenschaftlichen Jugend errungen; Schillers Wallenstein aber sezte alles, Alt und Jung, die Männerwelt und die Frauenwelt, die Kunstkenner und die Kunstfreunde und alles was ausser dem Heiteren und Schönen zugleich auch für das Erhabene Empfänglichkeit besass, in eine neue, fast unbekannte Bewunderung und Begeisterung. Dess war ich selbst Zeuge, kein eidesmündiger freilich; ich wohnte als Knabe, neben des sizenden Schillers Knie stehend, der Aufführung bei. Und spricht sich diese Begeisterung heute nicht mehr so laut aus, wie vor sechzig Jahren, so hat sie jezt, seit ihrem Gegenstand der überwältigende Reiz der überraschenden Neuheit abgeht, nur an Ruhe zugenommen, ohne in Lauheit überzugehen; sie gleicht einer gereiften Frauenschönheit, welcher naturgemäss die frischen Reize der aufblühenden Jungfrau fehlen.

Heiterkeit suchen wir im Lustspiel, ein ernsteres Lebensbild im Schauspiel, aber im Trauerspiel eine Stimmung, die durch die Anschauung des Lebens uns über das Leben erhebt. Schiller hat sich in allen drei Aufgaben mit Glück versucht, im Trauerspiel aber den Kranz gewonnen. In seinen Meisterstücken lässt er das Walten

einer göttlichen Gerechtigkeit erscheinen, welche keiner menschlichen Verschuldung hindernd entgegentritt, aber auch keine Schuld ungestraft lässt, zum erhebenden Trost für den Beschauer, dass, so lange Gott lebt, das Böse nie einen dauernden Sieg über das Gute davonträgt. So wenig dieser künstlerische Zweck eine Schablone für alle Trauerspiele aller Völker und aller Zeiten sein soll, in den Schillerischen zeigt er sich insgesammt als gemeinsamer Leitstern. Diese fromme Seelenstimmung dient einer noch erhabneren Sittlichkeit, als welche das vollendetste Schauspiel darstellen kann und darf, und findet im deutschen Volk noch immer einen fruchtbaren Boden. Es dient uns zur Genugthuung, dass der falsche Piccolomini mit der Verödung seines Hauses seine heuchlerische Freundschaft büsst, hart genug büsst, um noch schwerer bestraft zu erscheinen, als sein verrathener Freund, und dass die herzlose Königin von England am Schluss, alsbald nach ihrem unrechtmässig errungenen Triumph über die gemordete Schwester, verlassen von ihren Freunden, ihrer Ehre, ihrer Seelenruhe dasteht; „denn jede Schuld rächt sich auf Erden."

Aber wer verbürgt uns, dass Schiller mit dieser erhabenen Kunstauffassung neben der kleinen Zahl von Kunstkennern auch die Masse der blosen Kunstfreunde hingerissen hätte? D a s s es geschah, das war das Werk jenes zweiten in demselben Schiller lebenden Dichters, der — wie ich im Eingang gedachte — die aufgeregten Gefühle seiner Mitwelt theilte und in das Leben und die Gegenwart eingriff. Er athmete die Luft jener Zeit, welche die überrheinische Umwälzung vorbereitete, mit dieser verlief und ihr zunächst folgte. Die Verkennung und Leugnung der allgemeinen Menschenrechte, von manchem Fürsten jener Zeit ungestraft geübt, von vielen Völkern hoffnungslos erduldet, empörte sein Ge-

müth und erhielt sein Blut in Wallung. Er bekannte sich zu den Freisinnigen seiner Zeit; handgreiflich genug in der Art, wie Kosinsky sein haarsträubendes Schicksal erzählt, das ihm nur eine unbeschränkte Tyrannenmacht zu bereiten vermochte; dann wie des deutschen Fürsten gedacht wird, der seine eignen Unterthanen um schnödes Gold verkaufte, um auswärtigen Machthabern im heissen Afrika oder jenseits des Weltmeers für fremde Zwecke zu dienen, zu bluten und zu sterben: ein unglaublicher Greuel, der auch in des geistesverwandten Schubart Liedern wiederhallte und jedes freie Herz empörte. Diesem allgemeinen Gefühl der Entrüstung und der stillen Sehnsucht nach Befreiung und vernünftiger Freiheit gaben Schillers Erstlingsdramen lauten Ausdruck. Das zündete; thatsächliches, auch ohne die damals schon verbrauchten Schlagwörter von Freiheit und Gleichheit und allgemeinen Menschenrechten. Ruhiger zwar gestaltete sich derselbe Freiheitssinn in seiner Altersreife, maassvoller erschien er in seinen Meisterwerken; aber niemals hat er seinen glühenden Hass gegen Gewaltherrschaft verleugnet, weder im Don Carlos, der den Gewissenszwang befehdete, noch im Wallenstein, der die Jesuitenherrschaft am Kaiserhofe und die Eigensucht des Kaisers selbst ins Licht stellte, noch im Tell, seinem Schwanengesang, der die Schmach einer Fremdherrschaft zur Anschauung brachte, gleich als wollte er für die Befreiungskriege vorbereiten, noch ehe die Knechtung vollendet war. Was diese Bühnenhelden in Schillers Auftrag aussprechen, das sind vielfach theils prophetische Worte, die unter unsern Augen sich allgemach erfüllen, theils fruchtbare Samenkörner, die für uns aufgehen; sie sollen und werden uns ewig an den Sämann erinnern, und uns gegen ihn dankbar für seinen Antheil an der Neugestaltung unserer Zeit finden.

Wenn also Schiller durch die Sittlichkeit seiner Stoffe und deren Behandlung seine Deutschen befriedigt, verlangt er vielleicht dafür desto mehr Nachsicht mit den Mängeln seiner Form?

Wohl hat es auch da nicht an strengen Richterstimmen gefehlt, die seine Sprache schwülstig, seine Verse nachlässig, seine Reimkunst unrein nannten. Sie, Verehrteste, erwarten hier keine Prüfung oder Widerlegung dieser Anklagen. Angenommen, nicht zugestanden, sie wären gegründet, und Schillers Verskunst besässe nicht die vollendete Rundung von Platens Muse, was dann? Wie Shakespeares kräftiger Mercutio die Fechter hasst, „die nach dem Rechenbuch fechten", so sehn wir auch in Schiller keinen Dichter, der nach dem Rechenbuch Verse baute und reimte. Und doch — wie viele seiner Verse leben im Munde seines Volkes und erfreuen jeden durch ihren Wohlklang nicht minder als durch ihren Tiefsinn. Er war kein grosser Sprachforscher, kein umfassender Sprachenkenner, kein gelernter Musiker noch Metriker, und doch besass er eine natürliche Gewalt über die Sprache wie wenige, und eine Beredsamkeit, die, um mit nnd nach ihm selbst zu sprechen, bald „mit süsser Rede schmeichlerischem Tone lockte," bald „einen Donnerkeil im Munde führte." Und wie im grossen, so wusste er mit dieser Kunst der Rede auch durch die unscheinbarsten Mittel, jedoch auch dann kraft seiner Bekanntschaft und eigenen Gleichartigkeit mit dem deutschen Gemüth und dessen Tiefen, stets den unmittelbarsten Weg zum Herzen zu finden. Wenn Wallenstein seinen zärtlich geliebten Freund bei sich zurückzuhalten bemüht ist: „Max, bleibe bei mir, geh nicht „von mir, Max!" und dann: „Max, du kannst mich „nicht verlassen! ich mags und wills nicht glauben, dass „mich der Max verlassen kann!" da fühlt sich jedes Ge-

müth ergriffen von dieser gehäuften, an sich entbehrlichen Wiederholung des geliebten Namens. So ist's, mein' ich; warum es so ist, den Grund dieses Zaubers, der uns rührt, den mag die Wissenschaft der Seelenkunde enthüllen. Soll ich nun noch die unvergleichliche Kunst erwähnen, wie er in den Dramen vaterländischen Stoffes auch die eigensten Eigenheiten der deutschen Sprache treu und wirkungsreich vernehmen lässt? wie Wallenstein und seine Generale in derb deutscher Redeweise sprechen, und Tells Landsleute in ungewohnten Ausdrücken, die den Schweizer anheimeln, und den Nichtschweizer mitten in die Schweiz versezen? und dass alles mit Takt und mit Maass, ohne je die Würde des Drama zu verlezen, und ohne die Absicht merken zu lassen, die verstimmen würde?

Auch die Frauenideale, die Schiller wetteifernd mit Göthe schuf, gewannen ihm die Herzen des deutschen Volkes, nicht blos der deutschen Frauenwelt. An Verehrung des schönen Geschlechts blieb auch das Alterthum nicht zurück, und im Ruhme ritterlicher Huldigung und Ergebenheit glaubte auch das Romanenthum, in Frankreich besonders, uns rauheren Germanen eher voran als nachzustehn. Und doch, welch ein Unterschied in dieser Verehrung! Jene feiern mit Vorliebe die weibliche Schönheit und anderes, was den Mann vergnügt, und darum weil es den Mann vergnügt; hierin erkennen sie den Hauptwerth des Weibes, und darum verlohnt sichs in ihren Augen, um die Frauengunst mit jeglichem Opfer zu werben. Unendlich höher achten wir das weibliche Geschlecht. Zwar will auch unser Dichter die Frauen darum geehrt wissen, weil sie „himmlische Rosen ins irdische Leben flechten,“ aber nicht darum allein; nicht blos um das was sie thun, auch um das was sie sind, was sie an und in sich sind. Die unergründ-

liche, seelenvolle, innige, sinnige Natur des weiblichen Gemüthes, seine selbstlose, aufopferungsfreudige, unendliche Liebe, seine innerliche Schönheit, neben welcher der grösste Liebreiz samt Wiz und Geist und Geistesbildung nur als leichte Zugabe erscheint, — sie ist das, was Schiller mit Göthe und mit der Romantik wetteifernd am liebsten ins Auge fasst. Aber lassen Sie mich bei dieser leisen Andeutung eines unerschöpflichen Stoffes stehn bleiben, und nur den Namen Thekla, für die „sich das Spiel des Lebens heiter ansieht, weil sie den innern Schaz im Herzen trägt, und die, wenn sie es gemustert, zu ihrem schönern Eigenthum zurückkehrt", oder die Namen Elisabeth von Frankreich und Johanna von Orleans, ja selbst die edle Büsserin Maria von Schottland nennen. Diese Gestalten mögen Zeugniss geben, wie Schiller das Frauenherz in seinen tiefsten Tiefen kannte und ehrte, und es mit ebensoviel Liebe als Kunst von seinen schönsten Seiten darstellte.

Schiller's deutsches Wesen in dessen ganzer Eigenthümlichkeit machte ihn zum verständlichen und leicht zugänglichen Liebling seines Volks, nicht blos der Hochgebildeten. Doch war ihm Deutschland nicht die Welt, deutsche Dichtkunst nicht ein vollgültiger Ersaz für all das Treffliche, was auch die Fremde bot. Desshalb verleugnete er zu Zeiten die eigene Schöpferkraft, um verwandte Geister des Auslands und der Vorzeit bei uns einzubürgern; Athens Euripides und Britanniens Shakespeare, Frankreichs Racine und Italiens Gozzi hielt er werth, auch unter uns neben ihm und Göthe und Lessing zu glänzen. So that er das seinige, um das Deutschthum vor jener Selbstüberschäzung und jener Einseitigkeit zu bewahren, die an unseren westlichen Nachbarn sich mit Beschränktheit ihres Blickes und Schönheitssinnes gerächt hat und ferner rächen wird, bis sie ihrem stolzen Glauben

an den französischen Geschmack als den einzig wahren entsagen, und nach Deutschlands Beispiel auch fremder Grösse ein unbefangenes Auge zuwenden. Wenn Schillers eigene Schöpfungen ihm einen Werth verleihen, den wir bewundern wie eine Himmelsgabe, so zählt ihm seine Uebertragung des Makbeth und der Phädra zugleich als ein Verdienst, mit dem er auch seine ächtdeutsche Natur bekundet hat, und für das wir ihm Dank schulden.

Hier steh' ich am Ziel meines Vortrags, mit nichten an der Gränze meines Stoffes. Das Endziel ward mir gesteckt theils durch das Gefühl, nicht zu Ihrem Lehrer, nur zum Dolmetsch Ihrer Empfindungen hieher berufen zu sein, theils durch das Bewusstsein, dass der Erschöpfung eines Stoffes auch die Sättigung folgen würde, eine Sättigung, die so leicht zur Uebersättigung führt.

Waren meine bisherigen Worte bestimmt, in Ihrer aller Herzen, Verehrteste, wohlthätige Erinnerungen an unsern Meister hervorzurufen, so darf ich zum Schluss auch ein besonderes Wort an Sie richten, theure Commilitonen, einen herzlichen Wunsch für Sie, eine dringende Bitte an Sie, oder auch, was meinem Lehrerberuf zusteht, eine freundliche Ermahnung: Halten Sie unsern Friedrich Schiller auch fernerhin in Ehren, Ihr Leben lang! Nennen Sie diese Aufforderung keine unnöthige, gleich als wenn Ihre Ansicht bereits unerschütterlich, Ihr Gefühl unwandelbar sei. Denn wer steht, der sehe zu, dass er nicht falle! Ihr Geist, Ihr ganzes Wesen ist noch in der Entwickelung begriffen, in einem Werden, um das wir gestandenen Männer Sie beneiden dürften, wenn nicht auch das Alter und der Stillstand seinen Werth behauptete. Gar schön ist's, alt sein; nicht alt sein, ist gleichfalls schön, sagt ein alter Dichter. Aber wehe Ihnen, wenn Sie im zwanzigsten Lebensjahr das bereits erreicht

hätten, was uns Fünfzigern und Sechzigern wohl ansteht, Festigkeit und Abgeschlossenheit in jeder Lebensansicht. Sie sind zu altersreif, um dieses Wort misszuverstehen oder zu missdeuten. Einer festen Grundlage bedarf jeder aufsteigende Prachtbau, und auch ein geistiges Streben kann fester Grundsäze nicht entbehren; aber wenn Ihr ganzes Wesen einem bereits fertigen Gebäude gliche, so wäre das Unnatur, und Sie hätten damit aufgehört jung zu sein. Endloses Streben ist alleiniges Leben.

Sie sind, mein' ich, grossentheils in Umgebungen gross geworden, in denen Friedrich Schiller noch als grosser Dichter galt, als geeignet, unsere deutsche Jugend erziehen und die deutsche Welt erfreuen zu helfen. Herwegh's berühmtes Wort: „Wozu Schiller und Göthe noch für uns?“ hat wenigstens in den Gegenden, die wir übersehen, keinen Widerhall gefunden, keinen Erfolg erlebt. Allein wie leicht führt Ihre Fortbildung oder Ihr Beruf Sie in Kreise, wo Herwegh's Wort auf Gleichgesinnte stiess, die Ihre Liebe und Bewunderung ein blindes Vorurtheil aus der Knabenzeit schelten. Da gilt es, sich nicht irren zu lassen in seiner Jugendliebe. Allein der Gefahr, an ihr irre zu werden, dürfen Sie nicht ausweichen. Und da ziemt und hilft es nicht, das Ohr zu verschliessen, sich hinter das Gefühl zu verschanzen, die Gleichberechtigung des verschiedensten Geschmacks einzuräumen und so einen schnellen Frieden zu schliessen. Denn ich wiederhole Ihnen, es sind nicht eben schlechte Leute, die, unfähig sich zu des Dichters Grösse zu erheben, ihn nur anbellen und in den Staub ziehn möchten; nein, es gab lange vor Herwegh, es gibt und wird auch ohne sein Losungswort noch künftig Männer geben, die von einem festen Standpunkt aus in ehrenvollster Ueberzeugungstreue seine Dichtungsweise befehden, ohne sie

darum zu verachten. Gegen diese gilt es, wenn Sie dem Freund Ihrer Jugend treu zu bleiben wünschen, gewappnet zu sein. Die glühendste Begeisterung schüzt Sie da nicht, Sie müssen das Schlachtfeld gründlich kennen, um den Waffen des gegnerischen Geschmacks Stand zu halten. Um das zu können, dazu bedarf es mancher Wissenschaft und Bildung, vor allem aber einer nicht blos flüchtigen Jugendbekanntschaft mit dem Dichter selbst, nein, einer vertrauten Lebensfreundschaft mit ihm, der den Geist immer neu belebt und belehrt, und dem Gemüth um so inniger sich anschliesst, je treulicher wir ihm anhangen und je zudringlicher wir ihn suchen. Verschmähen Sie das nicht, meine Freunde! erringen Sie die Herrschaft über das, was er uns gab, dann wird das, was er war, sein Geist, wenn auch keine Herrschaft über Sie, doch einen Einfluss auf Sie üben, der sich als Wohlthat und Förderung fühlt. Wer dem „wunderbaren Mädchen aus der Fremde, das die Herzen weit zu machen versteht," nicht Unterhaltung, sondern Bildung danken will, der darf wohl ihre verschiedenen Gebiete durchwandern, Dichter aller Art begrüssen, mit vielen Freundschaft schliessen, aber will er nicht durch ewiges Wandern selbst ein Heimathloser werden, dann muss er irgendwo sich auch eine ständige Hütte bauen, muss zu wenigen oder auch nur zu Einem als zu seinem erkorenen Liebling und erprobten Herzensfreund für und für zurückkehren. Schiller ist für viele dieser Eine geworden und geblieben, und ich selbst weiss, was und wieviel ich meinem sechzigjährigen Umgang mit ihm verdanke, jenem Dichter und Menschen, dessen innerstes Wesen sein Freund, der Dichterfürst, mit einem heut' allenthalben wiedertönenden Worte malt:

Hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Ihnen, meine Freunde, gönne ich die gleiche wohlthätige Erfahrung; diese sich in Wirklichkeit anzueignen, steht in Ihrer Hand.

O möchte dieser Tag mit seiner weitverbreiteten Feier den alten Glauben bewähren, dass der lauten Begeisterung, wenn sie zugleich eine lautere ist, eine Ansteckungskraft inwohne! Lassen Sie wenigstens uns, verehrte Anwesende, die wir aus unserm Dichter Nahrung sogen, aus ihm bald wohlthuende Heiterkeit, bald künstlerischen Genuss, bald erhebende Erbauung schöpften, uns, die wir ihm heute unsere Huldigung darbringen, lassen Sie uns alle, alle, so lange wir leben, für Friedrich Schiller Propaganda machen, zu unserer eigenen Freude, zum Frommen des nachwachsenden Geschlechts, und zu Deutschlands Ehre.

XIV. *)

Verehrte Trauerversammlung!

Von einem grossen Zuge geleitet, der unser Trauergefühl theilt, erweisen wir Lehrer und Bürger hiesiger Hochschule einem hochgeachteten Amtsgenossen die lezte Ehre, um demjenigen, was irdisch und sichtbar an ihm war, so lange als möglich nahe zu bleiben. Aber ehe wir uns von den theuern Resten eines theuern Daseins trennen, fordert Gefühl und Sitte unabweisbar auch noch ein lautes Wort des Abschieds. Zwar hat der Dahingeschiedene ausdrücklich eine Bestattung gewünscht ähnlich seiner Sinnesart und Lebensweise, still, einfach, anspruchslos; mit einer blosen Einsegnung solle sich das Grab über ihm schliessen. Unsere Sorge wird sein, diesem lezten Willen nachzuhandeln, und wir würden den Geist des Verklärten beleidigen, wollten wir die heiligen Worte, die er verlangte, mit einer weltlichen Lobrede begleiten.

*) Worte am Grabe des Herrn Wilhelm Daniel Joseph Koch, Dr. med. chirurg. et art. obstetr., Professors der Botanik, materia medica und der speziellen Pathologie und Therapie, Direktors des botanischen Gartens an der Universität Erlangen, k. b. Geheimen Hofraths, Ritters des k. schwedischen Nordsternordens und des k. b. Ludwigsordens, Mitgliedes vieler gelehrten Gesellschaften, gesprochen am 17. November 1849 in Auftrag des k. akademischen Senats.

Da mir der ehrenvolle Auftrag geworden, die Gefühle auszusprechen, mit welchen unsere Hochschule den trefflichen Mann, der ihr ein volles Vierteljahrhundert lang alle seine Kräfte widmete, in das Grab versenkt sieht, so verbietet sich eine Lobrede von selbst; wer, wie ich, nicht eingeweiht ist in jene Geheimnisse der Natur, die er erlauschte, die er aufschloss, die er beherrschte, der wird sich nicht unterfangen, dem weitberühmten Naturforscher Koch ein Ehrendenkmal zu sezen, aber ein Liebeszeugniss hat auch der bescheidenste, der demüthigste Mann noch nie verbitten dürfen, noch nie verschmähen wollen.

In diesem Sinne, verehrte Anwesende, werde ich meinem Auftrage gemäss einige Worte der Erinnerung an unsern dahingeschiedenen Mitbürger, Freund, Lehrer, Amtsgenossen zu Ihnen sprechen; möge es mir gelingen, weder dem verklärten Geist, der uns umschwebt, zu missfallen, wenn mich unbewusst der Ausdruck der Liebe zu dem des Lobes hinreisst, noch Sie unbefriedigt zu lassen, indem ich allzuängstlich manches verschweige, dessen Anerkennung Wahrheit und Dankbarkeit zu verlangen scheinen.

An der äussersten Gränze der Rheinpfalz nach Frankreich hin, in Kusel, war der ächt deutsche Mann geboren, Herr Wilhelm Daniel Joseph Koch, am 5. März 1771, als Sohn des dortigen Rentamtmannes. Seine Neigung zog ihn früh zur Natur und zu den Naturwissenschaften hin, und nur dem einflussreichen Willen eines wohlwollenden Oheims haben es jene Tausende, denen er als Arzt Leben und Gesundheit erhielt, zu verdanken, dass er nicht den ärztlichen Studien gänzlich entsagte und sich blos den Naturwissenschaften hingab. Beiderlei Studien pflegte er in Jena und in Giessen, die einen mit Neigung und Begeisterung, die andern mit Pflichtgefühl

und Eifer, beide mit gleich gesegnetem Erfolg. Aber kaum war er nach Vollendung seiner Lehrjahre heimgekehrt, als ihn ein unfreundlicherer Lehrer, das Unglück, in seine Schule nahm. Die Stadt Kusel wurde in dem Revolutionskrieg, mit welchem das vorige Jahrhundert abschloss, durch ein ungerechtes Strafurtheil der französischen Machthaber ein Raub der Flammen, auch Kochs Vaterhaus, und mit ihm alles, was Koch an Büchern gesammelt, an Handschriften ausgearbeitet und an sonstigen Gütern erworben hatte. Nur einen Feuerstahl, das Werk und Geschenk eines kunstfertigen Busenfreundes, grub er später aus dem Schutthaufen des väterlichen Hauses und bewahrte ihn als theures Andenken. Aber ungeschwächten Muthes trat er seine praktische Laufbahn an; zuerst als Gerichtsarzt in Trarbach an der Mosel.

Bald öffnete sich ihm ein weiterer Wirkungskreis. Als Kantonsarzt von Kaiserslautern sah er seiner Thätigkeit achtzehntausend Seelen anvertraut, und in welcher Zeit! Der Typhus, jener furchtbare Begleiter der deutschen Befreiungskriege, wüthete in der Pfalz, und bot dem Arzte Gelegenheit zu jeder Art Hingebung und Aufopferung, aber auch zu jeder Art von Verdienst um die Menschheit und von Ehre für ihn selbst. Wie Koch diese Gelegenheit benüzt hat, bezeugen die Folgejahre, in welchen die Rheinpfalz keinen Arzt höher feierte, keinen vertrauungsvoller in weite Fernen hin zu Hülfe rief, als unsern Koch. Aber seine alte Liebe zu den stillen Naturstudien war in dieser geräuschvollen Thätigkeit und Stellung nicht erstorben, sie war unter dem Druck nur lebendiger geworden. Während er seinem ärztlichen Beruf troz jedem genug that, trug er dennoch das Gefühl in sich, dass diess ein ihm von Menschen aufgegebener Beruf sei, dass seine Natur oder, was dasselbe ist, ein höherer Wille ihn nach einem andern Lebensziel

hinweise. Zudem waren seine ersten Jugendjahre vorüber; er durfte nach fünfundzwanzigjährigen Anstrengungen sich ein ruhigeres Leben gönnen, ein behaglicheres Alter sichern. Da ward ihm, dem schon berühmten Naturforscher, seit er bereits im Jahre 1823 die reife Frucht seiner Naturstudien, den ersten Band seiner *Flora Germanica*, der Welt vorgelegt hatte, fast gleichzeitig der Katheder für Botanik in Heidelberg und in Erlangen angeboten. Er verschmähte den glänzenderen Ruf und entschied sich für Erlangen, um dem engeren Vaterlande treu zu bleiben, und ferner als Unterthan desselben Königs zu leben, wie seine vier Brüder. So gab im Frühjahre 1824 ein Zug von dreissig Wagen dem verehrten Arzt und Physikus das Abschiedsgeleit aus Kaiserslautern. Wie er seitdem in unserer Mitte weitere fünfundzwanzig Jahre in stiller Rastlosigkeit verlebt hat und, wie wir hoffen dürfen, auch in glücklicher Zufriedenheit, dess sind wir selbst Zeugen gewesen.

Die Universität durfte sich Glück wünschen, den bewährten Arzt, den gefeierten Verfasser der *Flora Germanica* nun zu den ihrigen zu zählen. Was bereits von ihm im Drucke vorlag, hatte ihm seinen Rang unter den Naturforschern unserer Zeit gesichert. Eine feine Beobachtungsgabe und eine fleissige Beobachtung der Natur (so rühmen die Urtheilsfähigen, denen ich hier nachspreche) erschien in seinen Arbeiten, wie sie seit dem grossen Linné nicht wieder in gleichem Maass gesehen worden, und für die Diagnose der Pflanze machte sein Werk Epoche. Das war seine Meisterschaft. Die poetische Anschauungsweise der Natur, den philosophischen Aufschwung zu allgemeinen Ideen überliess er anderen; auch diese Bahnen müssen betreten und durchwandert werden zum Gedeihen der Wissenschaft, und sie führen nicht immer zum Irrthum oder in das Reich der Träume.

Aber das war nicht **sein** Weg. Koch wollte, ein abgesagter Feind aller Ueberschwänglichkeit, überall auf festem Boden stehn, wollte in der Wissenschaft nicht weiter glauben als er mit Augen sah, wollte lieber ein gehorsamer Schüler einer nüchternen Lehrerin, der Erfahrung, heissen, als mit der Kühnheit eines gebieterischen Geistes im Reiche der Naturerkenntniss walten.

Auch die Anerkennung fehlte dem bescheidenen Verdienste nicht; im Inlande so wenig als im Ausland. Zwei geistvolle Fachgenossen sind sich in dem Ausspruch begegnet, dass, wenn eine neue Sündfluth alle botanischen Lehrbücher vernichten würde und einzig Kochs Synopsis verschonte, dass dann nichts verloren sei! Unter den vielen Ehrenbezeigungen des Auslandes mag aber keine seinem Herzen so wohlgethan haben, als dass eben aus dem fernen Vaterland seines Geistesverwandten, Linnés, ihm eine Anerkennung zukam, die seltene Auszeichnung des Nordsternordens.

So war ein trefflicher **Gelehrter** für unsere Akademie gewonnen; ob aber auch ein guter **Lehrer** in dem dreiundfünfzigjährigen Mann, der zwar viel gehandelt, viel gelernt, viel geschrieben, aber noch keinen Katheder betreten, noch nie gelehrt hatte? Die Besorgniss schien gerecht, der Zweifel begründet, aber die vollständige Widerlegung durch den Erfolg war — zwar nicht beschämend, aber überraschend.

Jede Berufsart hat ihre eigenthümlichen Formen, in denen sie geübt wird; im Lehrfach gibt es einen besonderen Kathederton von anerkannter Würde und Wirksamkeit, in welchem der Lehrer sich als Lehrer fühlt und als solcher dem Zuhörer gegenübersteht. Wenn dieser Ton die unerlässliche Bedingung eines wirksamen Universitätsvortrags ist, ja, dann war Koch kein guter Lehrer. Aber dem ist Gottlob nicht also. Mag es unent-

schieden bleiben, ob Kochs schlichte Gewöhnung selbstbewusst diese Form des Vortrags verschmähte, oder ob seiner schlichten Natur die Fähigkeit dazu versagt war, genug, er hat eine Art vertraulichen und väterlichen Verkehrs an ihre Stelle gesezt, bei welcher warlich niemand verloren hat, weder die Lernenden an Gründlichkeit der Einsicht, noch er selbst an Würde und Ansehn. Er bestieg auch in der Wirklichkeit keinen Katheder, er zog es vor, an einem Tisch mit seinen Zuhörern zu sizen, und machte durch diese Kunst der Gleichstellung jene botanischen Wanderungen, die er als hoher Siebziger an der Spize seiner Schüler noch fortsezte, zu einem unvergesslichen Genuss für jeden, der daran Theil nahm. Wahre Achtung kann bestehen ohne Liebe, aber wahre Liebe nicht ohne Achtung, und je weniger ein Lehrer um beides buhlt, um so reichlicher kömmt ihm beides von allen Seiten entgegen; davon gibt Kochs Beispiel ein sprechendes Zeugniss. Wer zählt seine Schüler? und wer nennt unter ihrer Unzahl auch nur Einen, der blos seiner Tüchtigkeit Achtung und nicht zugleich seiner Liebenswürdigkeit Liebe gezollt hätte?

Das war Koch zunächst für uns, die wir als Glieder der Hochschule nächst der Familie am schmerzlichsten seinen Verlust fühlen. Er wollte auch ganz der Hochschule angehören und wies die oft angesprochene Thätigkeit als praktischer Arzt standhaft zurück, — ohne sich treu zu bleiben und ohne unerbittlich zu widerstehen, wenn jemand in verzweifelten Krankheitsfällen seinen trostreichen Rath ansprach. Mir selbst folgte er an das Krankenbett einer sterbenden Gattin, schon vorher überzeugt, nichts mehr retten zu können, aber er wusste, dass seine wohlthätige Erscheinung und Zusprache doch augenblickliche Linderung bringe. Lass Dir das noch heute danken, edler Mann!

Aber auch ausserhalb des Lehrerberufes wird der Verklärte vielfach vermisst, seit Alter und Kränklichkeit ihn mehr an sein Zimmer fesselte. Der Landrath unseres Kreises hatte ihn mit Freuden als Abgeordneten der Hochschule bewillkommnet. Obwohl nur mit der Rheinprovinz und deren bürgerlichem Leben vertraut, und ein Fremdling, wenigstens ein Neuling in den ganz verschiedenen Zuständen des fränkischen Landes, gewann er doch durch seinen praktischen Sinn und Takt das allgemeine Vertrauen schnell in dem Maasse, dass der Landrath ihn jedesmal auf den Präsidentenstuhl berief. Wir wissen, mit welchem Schmerzgefühl die Freunde, die der biedere Mann sich dort erworben, seine spätere Ablehnung dieses Berufes vernahmen, die ihm selbst schmerzlich genug war; denn so ungern er Tage und Wochen seinem Studium entzog, so hatte er doch aus seiner überrheinischen Heimath das ausgebildete Gefühl mitgebracht und bewahrt, dass, wo das Gemeinwohl ruft, jeder Privatwunsch verstummen muss.

Auch der gesellige Kreis befreundeter Männer, dem er früher so gerne angehörte, sah ihn, der so viele Jahre die Seele ihrer heiteren und verständigen Unterhaltung gewesen, mit Schmerz für sich allmählich absterben, und dadurch eine fühlbare Lücke entstehen. Das ganze praktische Leben besass für Koch eine gewaltige Anziehungskraft, und so kurz, befangen und kunstlos er sich zeigte, wo eine steife Förmlichkeit ihn zwang als Redner aufzutreten, so leicht und beredt floss ihm die Rede im ungebundenen Kreis, wahrhaft fesselnd, wenn er sich des Worts bemächtigte, und bald in lebhaften Erzählungen seiner Erlebnisse, bald in anschaulichen Schilderungen von Wundern der Pflanzenwelt sich erging, mitunter, wiewohl selten und fast schüchtern und gleichsam unwillkürlich, sinnige Betrachtungen anknüpfend. Im Wechselgespräch aber war er,

was die kräftige Nahrung und zugleich die reizende Würze männlicher Unterhaltung ist, beständig aufgeregt und oft hartnäckig, oder wie andere es bisweilen nannten, heftig und leidenschaftlich; denn es war ihm Ernst mit allem was er behauptete; die an sich nicht verächtliche Gabe, der Kurzweil wegen eine kühne Ansicht gegen besseres Wissen und Gewissen mit Scheingründen zu verfechten, war ihm nicht verliehen; diese Advokatenkunst hätte auch mit der Einfalt seines Herzens und der Biederkeit seines Wesens in Widerspruch gestanden.

In dieser umfassenden Thätigkeit und in diesen einfachen Genüssen verharrte er, bis ein unglücklicher Fall im eignen Zimmer und in dessen Folge ein Schenkelhalsbruch ihn nicht blos in seine vier Wände bannte, sondern wo nicht an das Bett, doch wenigstens an den Stuhl fesselte. Selbst den botanischen Garten, seine Schöpfung und sein Schooskind, konnte er von nun an nur von seinem Fenster aus beherrschen. Allein er trozte der Natur und dem Unglück. Konnte er nicht mehr zu seinen Schülern hinabsteigen, so zog er sie zu sich herauf in sein Krankenzimmer; konnte er nicht mehr aufstehn, um Pflanzenformen an die Tafel zu zeichnen, so erfand er eine künstliche Vorrichtung, um von seinem Schmerzensstuhl aus dasselbe Geschäft sizend zum Frommen seiner Zuhörer verrichten zu können. Seit seinem Unfall betrachtete ihn die Stadt als einen Sterbenden, und vernahm mit Verwunderung, dass er nach wie vor, noch in diesem Sommer, seine Botanik lehre. Aber der gnädige Gott, der so schweres über ihn verhängte, der hatte zugleich gesorgt, dass sein Greisenalter und Krankenlager kein einsames, verlassenes sei. Eine geliebte Tochter lebte in seiner nächsten Nähe, verbunden mit einem hochgeachteten Mann, der seit vielen Jahren ihm nicht blos dankbarer Schüler und liebevoller Sohn war,

sondern als vielbeschäftigter Arzt ihm täglich Gelegenheit zu dem lebhaftesten geistigen Verkehr bot; dazu eine Schaar von neun Enkeln, die wechselnd, aber tagtäglich dem freundlichen Grossvater durch ihre Gegenwart das Mittagsbrot würzten, und in denen er zum Theil Interesse für seine Naturstudien wahrnahm, in denen er den besten Theil seines Selbst sich verjüngen sah; und in mässiger Ferne eine gleich geliebte Pflegetochter, die er einst als eine dreijährige Doppelwaise zur Gespielin seiner einzigen Tochter zu sich genommen, und deren Bild ihn nun als das einer glücklichen Gattin und Mutter, als einer liebevollen Tochter umschwebte.

Aber der neunundsiebenzigjährige Greis nahte seinem Ende. O könnt' ich sagen, dass es ein sanftes Ende gewesen! Dieselbe starke Lebenskraft, die ihn wohlthätig durch ein langes Leben begleitet hatte, machte sich am Schluss des Lebens unwillkommen durch ihren hartnäckigen Kampf gegen seine Auflösung. Ein mehrtägiger schmerzensvoller Todeskampf! Gott wusste wohl, warum er dem so schwere Leiden auferlegte, der so viele Leiden gelindert hatte; er selbst wusste es nicht, wir begreifen es gleichfalls nicht. Aber Ergebung und Anbetung helfen auch über diese Kluft.

Jezt hat er überwunden. Mit ruhigem, freundlichem Angesicht, wie die versichern, die seine Leiche gesehen, ruht er in diesem Sarg. Denn seine Seele war in den lichten Augenblicken, die ihm der Nachlass der Schmerzen gönnte, ruhig und in den Abschied von allem, was ihm hienieden lieb und theuer war, ergeben, und mit seinem Lebensberuf beschäftigt bis zur lezten Stunde des ungestörten Bewusstseins.

Dieses wohlthätige Bild eines geschiedenen Freundes, der auf ein langes, erfahrungsreiches, segenvolles Leben zurückschauend voll Seelenruhe in die Wohnungen des

ewigen Friedens einging, wollen wir heimnehmen von diesem offenen Grabe und in treuem, dankbarem Herzen aufbewahren; wir wollen dem Freunde die von ihm selbst ersehnte Grabesruhe gönnen, die auch wir früher oder später von unseren Theuern uns gegönnt wünschen, wollen von seinem Sarge mit jenem Abschiedswort und Lebewohl scheiden, auf welches die Todten ein Recht haben: Ruhe sanft!

XV.*)

Verehrte Trauerversammlung!

Noch ist die Wunde nicht vernarbt, die uns vor wenig Monden der Tod eines berühmten Arztes und Lehrers schlug, so führt uns heute, wenn auch nicht unerwartet, doch darum nicht minder schmerzlich, ein zweiter Verlust eines gleich berühmten Arztes und Lehrers in diese Räume der Trauer und des Friedens. Das Gefühl der liebevollen Hochachtung, das wir damals mitbrachten und das wir heute mitbringen, ist ein gleich grosses an beiden Gräbern; doch der jüngst Heimgeleitete stand an der äussersten Gränze, die dem Menschenleben gegönnt ist, war nach vollständig gelöstem Tagwerk, wenn auch für uns noch zu früh, doch dem ewigen Naturgesez gemäss abgerufen worden; der Freund aber, dessen Reste dieser Sarg umschliesst, war eben erst in die glücklichen Jahre eingetreten, in denen nach demselben Naturgesez die noch ungeschwächte Jugendkraft sich mit der gereiften Besonnenheit des Alters paart, und in denen die segensreichste Wirksamkeit erst beginnt. Und wenn

*) Worte am Grabe des Herrn Carl Friedrich Canstatt, Dr. med. chirurg. et art. obstetr., Professors der Therapie, Klinik und Staatsarzneikunde, Direktors des Krankenhauses an der Universität Erlangen, Mitgliedes vieler gelehrten Gesellschaften, gesprochen am 13. März 1850 in Auftrag des k. akademischen Senats.

den edlen Koch seine Menschenfreundlichkeit auch einem weiteren Kreise als dem der Hochschule nahe brachte, so gehörte Canstatt schon durch seinen äusseren Beruf, als Vorstand einer allgemeinen Krankenanstalt, allen Klassen unserer Mitbürgerschaft, der ganzen Stadt, dem ganzen Kreise an. Und soll ich noch eines nennen, was unsere heutige Trauer erhöhen darf? Koch ward einem kleineren Familienkreis entrissen, der ihn als sein ehrwürdiges Haupt liebte und verehrte; Canstatt musste ausser der theuren Gattin auch unmündige Kinder verlassen, die des Vaters noch bedurften.

Mir ist als einem Amtsgenossen, den der Verewigte seiner besondern Freundschaft würdigte, das Ehrenamt übertragen, Ihnen, verehrteste Anwesende, sein Andenken zu empfehlen. Wie kann ich das besser thun, als wenn ich, möglichst ohne eigene Zuthat, Ihnen sein ehrenhaftes Leben und sein liebenswürdiges Bild vor Augen stelle? vielen, hoff' ich, zur wohlthuenden Erinnerung; manchem, fürcht' ich, hat die vieljährige Gebrechlichkeit des edlen Mannes das Glück missgönnt, aus eigner Anschauung das unvergessliche Urbild zu kennen, um es mit dem unvollkommenen Abbild meiner schwachen Worte zusammenzuhalten.

Das altehrwürdige Regensburg ist der Geburtsort unseres Amtsgenossen, unseres Lehrers, unseres Mitbürgers, unseres Freundes, unseres Arztes, unseres Wohlthäters, Carl Friedrich Canstatt; sein Vater, der nun den Schmerz fühlt den theuren Sohn überleben zu müssen, ein thätiger hochgeachteter Arzt; seine Geburtszeit das Jahr 1807, kurz vor jenen verhängnissvollen Zeiten, welche Regensburg mit dem Untergang durch Kriegesnöthen bedrohten. Als Knabe in der Vaterstadt aufgewachsen bezog er im dreizehnten Jahr das Gymnasium in München, als Hausgenosse der berühmten Tonkünstler Moralt.

In diesem Abschnitt seines Lebens begann ein Streit der ernsten Wissenschaft und der schönen Kunst um Canstatts Besiz, wohl auch ein Kampf in seiner eigenen Brust. Denn während die Lehranstalt den sechzehnjährigen Gymnasialschüler für reif und berufen zu den akademischen Studien erklärte, erhielt der sechzehnjährige Tonkünstler von anderer Seite her die Aufforderung, in die königliche Kapelle einzutreten. Welcher dieser beiden Rufe kam wirklich von oben? Sein Herz zog ihn mehr zu dem Dienst dieser Kunst hin, die er bereits kannte, bereits liebte, die er sein ganzes Leben hindurch mit Begeisterung pflegte, deren Vollgenuss sein Auge oft mit einem überirdischen Glanz verklärte; aber der fromme Sohn folgte dem entschiedenen Willen des ernsten Vaters, der seinen eigenen segensreichen Beruf auf den Sohn vererben wollte. So begann er seine medicinischen Studien in Wien, wo ihm ein liebevoller Oheim wohnte. Dort blieb er, bis ihn im J. 1828 der zauberreiche Name Schönlein nach Würzburg lockte. Nachdem er unter diesem Meister, dem er später sein Hauptwerk dankbar widmete, seine Studien vollendet und den Doctorgrad erworben hatte, waren die nächsten Jahre getheilt zwischen Würzburg und Heidelberg, zwischen Wien und Regensburg, um dann, nach glänzend bestandener Staatsprüfung im J. 1831, sich als praktischer Arzt in Regensburg niederzulassen. Er that es; aber der feurige, rastlos strebende Geist fand in solcher Ruhe keine Ruhe. Sein Wissensdurst trieb ihn hinaus in die Welt, zunächst nach Paris; zur gelegenen Stunde für einen Mann wie Canstatt. Die furchtbare Erscheinung der Cholera, die eben dort im J. 1832 zum Ausbruch kam und die Lebenslustigen aus Paris verscheuchte, sie wirkte mit unwiderstehlicher Anziehungskraft auf den jungen wissensdurstigen Arzt, wie ein gefahrvoller Kampf auf den thatendurstigen

Helden. Unter die Zahl der Choleraärzte aufgenommen eilte er von Kranken zu Kranken, von Haus zu Haus, von Hospital zu Hospital, ohne in vierzehn Tagen auch nur einmal die Kleider abzulegen. Nach viermonatlicher Riesenarbeit führte ihn sein Weg über die Schweiz nach Brüssel. Kaum angekommen sieht er auch hier die Cholera einziehn, als wollte sie ihrem siegreichen Feinde hier einen neuen Kampf anbieten. Canstatt nimmt ihn an, diesen Kampf, noch freudiger und muthvoller als vorher, weil er sich durch seine Erfahrungen gestärkt und besser gerüstet weiss, er errichtet auf Verlangen der belgischen Regierung ein selbständiges Cholerahospital in Brüssels Nähe, in Houlay. Seine Thätigkeit wird von grossen Erfolgen gekrönt, der Name des siebenundzwanzigjährigen deutschen Arztes ist in aller Mund, die einflussreichsten Familien bestimmen ihn, seinen Wohnsiz in Brüssel aufzuschlagen, Anerkennungen aller Art werden vom Hof und von Hochschulen auf ihn gehäuft. Aber nun, nach diesen Anstrengungen, nach diesen Erfolgen, glaubt er auch sich selbst belohnen zu dürfen. Er führt seine Braut heim, die ihm seit fünf Jahren verlobte Laura Diruff. In ihr gewann er eine Lebensgefährtin, die Geist und Bildung genug in sich vereinte, um in den guten Tagen die Interessen seines vielseitigen Geistes zu theilen und die Ansprüche seines liebebedürftigen Herzens zu befriedigen, die zugleich Liebe, Treue, Seelenstärke genug besass, um in den langen schweren Tagen der Prüfung die Stüze, die Hülfe, der Trost des dahinsiechenden Mannes zu werden. Fünf Jahre lang, nur unterbrochen durch eine wissenschaftliche Reise nach London, hatte er seinen Wohnsiz in Brüssel, von den Reichen und Vornehmen aufgesucht, die Armen und Hülfsbedürftigen aufsuchend, nach fernen Gegenden Belgiens zu Hülfe gerufen, aus fernen Gegenden um Rath befragt, weit und breit bekannt als der junge deut-

sche Choleraarzt. Dass er ein Fremder in Belgien war, das war vergessen; dass er als Jude geboren war, wie sein Vater es noch ist, hatte ihm nie geschadet; dass er bei seinem Uebertritt znm Christenthum dem protestantischen Bekenntniss den Vorzug gegeben, auch das that dem allgemeinen Zutrauen keinen Abbruch, selbst bei dem strengkatholischen Theil der Gesellschaft nicht, der nur beklagte, dass der treffliche Mann nicht Katholik sei, während er es zu sein verdiene.

Aber das stets wachsende Vertrauen begann ihn zu drücken; er fühlte noch einen andern Beruf in sich als Kranke zu heilen. Der innere Drang nach wissenschaftlicher Fortbildung trieb ihn fort aus diesen ihm theuer gewordenen Umgebungen — wieder nach Paris; er folgte einer Einladung des berühmtesten Lehrers der Augenheilkunde, Sichel. Hier bot ihm nun die geistreiche Welthauptstadt alles, was der wissbegierige Jünger oder Meister seiner Wissenschaft erwarten konnte — aber nach Jahresfrist machte das deutsche Gemüth in ihm seine Rechte geltend. Es zog ihn wieder nach der Heimath, aus dem grossartigen Gewühl der zahllosen Menschenmasse, in welchem die Kraft des Geistes alles und die Wärme des Gemüthes wenig gilt, fort in beschränktere Kreise, wo der Mensch auch als Mensch gilt durch das was er ist, und nicht blos als Zahl und Kraft durch das was er thut und wirkt. In Regensburg, im Vaterhaus harrte er, bis das Vaterland seinen erprobten Kräften einen Wirkungskreis anweisen werde, am liebsten auf einem akademischen Lehrstuhl; doch sollte, doch konnte dieser höchste Wunsch seines Herzens keine augenblickliche Gewährung finden. So begnügte er sich indess mit der eröffneten Aussicht, und mit einstweiliger Anstellung als Gerichtsarzt und Mitglied des Medicinalausschusses in Ansbach, welche im J. 1838 erfolgte.

In Ansbach ward ihm zweimal das Glück der Vaterfreuden beschieden, zwei Söhne, die frisch und gesund an Leib und Seele bis jezt des Vaters Freude, von nun an der Mutter Trost sind. Jedoch auch zu Erzeugnissen des Geistes gewann er hier Musse und Freudigdigkeit; nicht als wäre er bis dahin als Schriftsteller unbekannt oder unbeachtet geblieben; aber seine Thätigkeit hatte sich auf kleinere Werke in fremder Sprache, auf einzelne Aufsäze für verschiedene Zeitschriften beschränkt. Jezt trat er mit einem wirklichen Buch hervor, über die Alterskrankheiten, und auch diess sollte nur der Vorläufer jenes grossen Werkes sein, das seinen ausgebreiteten Ruf begründete. Dieses Werk, Canstatts specielle Pathologie und Therapie, stellte sich nicht die Aufgabe, neue Bahnen zu brechen, sondern die vorhandenen Errungenschaften zu sammeln, zu sichten und zu prüfen. Mit welchem Fleiss, mit welchem Scharfblick, mit wie unparteilicher Anerkennung fremden Verdienstes, mit wie milder Beurtheilung fremder Irrthümer er seine Aufgabe gelöst, das ziemt dem Laien nicht auszusprechen, allein er hat das Recht ein Kennerurtheil nachzusprechen.

Noch ehe das Werk vollendet war, unternahm er die Gründung alljährlicher Jahresberichte über die Fortschritte der Medicin, ein Unternehmen, das noch ganz andere Tugenden erforderte, als Canstatt bisher hatte entwickeln können. Ein solches Unternehmen würdig und geistig zu leiten, die Seele des Ganzen zu sein, das erfordert ich möchte sagen Regententugenden in einem kleineren Kreise: die Umsicht eines Staatsmanns und die Energie eines Feldherrn, umfassenden Ueberblick des Ganzen und sorgsame Pünktlichkeit im Einzelnen, Herrschaft über das ganze Gebiet des Wissens und zugleich eine Menschenkenntniss, die sich nicht blos in der Wahl fremder Kräfte zeigen muss, auch in der Kunst sie in

geordneter Thätigkeit und bei gutem Willen zu erhalten. Dass Canstatt auch dieser Aufgabe genügte, glaubt jeder der weiss, dass auch diese seine Schöpfung ihren Schöpfer überlebte. Sein milder Sinn, seine strenge Gerechtigkeit, seine leidenschaftslose Ruhe, sein Ernst für die Sache, seine Zartheit in den Formen, gepaart mit geistiger Kraft und Einsicht, dieser Verein von Eigenschaften gab ihm eine Macht, die vielen andern versagt ist.

Diese umfassende Thätigkeit erhöhte sein Anrecht auf eine akademische Professur. Durch des unvergesslichen Henke Tod im Sommer 1843 war der Lehrstuhl für Therapie, Klinik und Staatsarzneikunde an unserer Hochschule erledigt. Der königliche Ruf zu dieser Stelle kam ihm auf einer Heimreise aus der Schweiz, in Frankfurt zu Handen — zu guter Stunde für uns; denn der Bevollmächtigte einer fremden Regierung hatte den Reisenden durch die ganze Schweiz, ohne ihn treffen zu können, verfolgt, um ihn für eine nordische Hochschule zu gewinnen, so wie es ihm auch später nicht an Versuchungen fehlte, seine bescheidene Stellung bei uns gegen eine glänzende im Ausland zu vertauschen. So war Canstatt für Erlangen gewonnen, und hatte für sich mit dem Lehrstuhl zugleich einen zweiten Herzenswunsch erreicht, Vorstand eines Krankenhauses zu werden.

Bis hieher durft' ich hoffen, den entfernteren Freunden des Verewigten aus seinem früheren Leben manchen unbekannten Zug mitzutheilen, der mir theils durch seinen eigenen Mund bekannt geworden, ehe der Tod ihn schloss, theils durch seine Angehörigen, die jezt im Rückblick auf die glückliche Vergangenheit augenblicklichen Trost und Labung finden. Soll ich nun auch erzählen und schildern, was er unter unsern Augen war, that und wirkte? Das würden Sie mir nur dann Dank wissen, verehrte Anwesende, wenn ich in die Geheimnisse

seiner Wirksamkeit eindringen könnte als ein ebenbürtiger Beurtheiler; kann ich das als Laie nicht, so mag die allgemeine Stimme und Mitwissenschaft für mich sprechen. Wo Thaten und Sachen selbst reden, da ist neben ihnen das Wort und Zeugniss entbehrlich und oft lästig.

Seine Thätigkeit blieb nicht lange ungestört. Er hatte seit Jahren seinem zarten Körper mehr leibliche und geistige Anstrengungen zugemuthet, als dieser ertragen konnte. So suchte er Heilung oder wenigstens Erholung in einem mildern Klima, ging mit der treuen Gattin nach Italien, nach Pisa, Rom, Neapel. Dort mehrmals am Rand des Grabes, kehrte er nach zweijähriger Entfernung dennoch gestärkt zurück, zu allgemeiner Freude; er selbst wusste besser, wie unheilbar sein Lungenleiden sei. Drei Jahre irdischen Daseins waren ihm noch beschieden; Amtsgenossen und Schüler, Universität und Stadt, Krankenhaus und Wissenschaft haben es erfahren, wie er sie fruchtbar machte; nicht wie ein Sterbender, obschon in dieser ganzen Zeit der sieche Körper nicht mehr mit eigener Kraft seinem Beruf nachzugehn vermochte. Seit Anfang dieses Jahres wurde die Kränklichkeit zur Todeskrankheit, sein Leben ein beständiger Kampf mit dem Tod. Er täuschte sich selbst nicht und bestellte sein Haus, eröffnete der treuen Gattin seine Wünsche für ihre künftige Lebensweise, und ermahnte sie, die ohnehin duldsame, die gemeinschaftlichen Kinder nur zur Duldsamkeit, nur ja vor allem zur *Duldsamkeit* und Bescheidenheit und Liebe zu erziehen. Ein glücklicher Gatte und Vater, sich geachtet und geliebt wissend nah und fern, in ganz Deutschland und seinen Nachbarländern, voll Sinn für alle edleren Interessen des irdischen Daseins, voll Drang neue Aufgaben sich zu stellen und zu lösen, hätte er gern noch länger gelebt, auch

um den Preis eines siechen Körpers. Er verhehlte das nicht; kein Sittengesez verbietet die Liebe zum Leben; grundlose Verachtung des Lebens ist Unnatur, ja bisweilen Versündigung. Allein er murrte nicht, er klagte nicht, er war ein Mann und gewann mit der Ergebung selbst Heiterkeit wieder, doch eine neue, eine himmlische Heiterkeit. Schon mehrmals hatte sein treuer Arzt den sich entwindenden Geist fast gewaltsam zurückgehalten; in der Mitternachtsstunde zwischen dem 9. und 10. März versuchte er's noch einmal, als der Kranke ihm andeutete, dass Gefahr da sei; es war mehr als Gefahr! ein Sterbender war's, der die dargebotene Arznei mit einem Wink der Hand zurückwies, dann mit derselben Hand nach oben wies, den Weg anzeigend, den er nun gehe, und die Richtung, wo er und wo wir den Freund von nun an suchen sollten.

Was bedarf es nach der einfachen Erzählung eines solchen Lebens noch weiter zu seinem Lobe? diess Leben gewährt von selbst das Bild eines Mannes von seltenen Fähigkeiten des Geistes, die theils eigene Anstrengung, theils die Gunst äusserer Umstände in hohem Grade ausgebildet hatte; eines Meisters in seinem Fache und dabei voll lebhaften und ungeheuchelten Interesses für alles andere, was rein menschlich ist und die allgemeine Bildung angeht, für Literatur und Kunst, für Musik und Malerei, für die Tagesereignisse des engern Vaterlands wie für die grösseren der neuesten Weltgeschichte; es gewährt das Bild eines Mannes, der gegen alle Welt so mild im Urtheil war, wie streng gegen sich selbst; nie unwahr aus missverstandener Feinheit, nie unzart aus missverstandener Wahrheitsliebe, zum ernsten Gespräch bereit wie zum heiteren Scherz, aber niemals zum Spott; durch sein vielbewegtes Leben gewandt und sicher im Benehmen, und dabei von kindlicher Einfachheit in

den Formen des Umgangs; was soll ich sagen? sein Leben, sein Wesen, seine äussere Erscheinung gewähren das Bild eines Mannes so ehrenhaft und achtunggebietend, als menschenfreundlich und liebenswerth.

Was fehlte nun nach dieser Schilderung dem jezt Vollendeten zu einem vollkommenen Menschen schon hier auf Erden, zu einem Reinen, zu einem Heiligen? Der tiefe Ernst eines offenen Grabes, an dem wir stehen, muss jeden, der hier denkt, und doppelt den, der hier das Wort nimmt, vor zwei Entweihungen im gleichen Maasse warnen: vor der Lästerung wie vor der Vergötterung. — Ich, sein Freund und Verehrer, weiss freilich nicht, was ihm fehlte; wer ihm noch näher stand, weiss es noch weniger; aber wenn wir etwa von Verehrung und Liebe verblendet sind, vielleicht weiss es sonst wer zu nennen? Niemand zu Lieb und niemand zu Leid! — aber irre ich nicht, so waren wenig Namen unter uns so ganz über jede üble Nachrede erhaben bei Vornehm und Gering, wie der Name Canstatt. Und dennoch? — Er wusst' es, er vielleicht allein, was ihm fehlte an jener Vollkommenheit, die vor Gott gilt. Denn ohne das lebendige Bewusstsein der eigenen Mängel, ohne dieses mächtige Gefühl, das den Menschen zugleich vor sich selbst demüthigt und zugleich zu Gott erhebt, ist keine Bescheidenheit denkbar; wer sich selbst ohne Mängel wüsste, der Selbstgerechte, der dürfte sich allerdings über die mangelhafte Mitwelt erheben, besässe ein begründetes Recht zum Stolz und Hochmuth. Und doch war eben Demuth und Bescheidenheit ein Grundzug von Canstatts innerem Wesen und äusserer Erscheinung; und eben diese Tugenden waren es, die ihm jene allgemeine Liebe erwarben, welche mindestens gleich stand der Achtung und Bewunderung, zu welcher sein Geist und seine Bildung, sein Wissen und seine Lehrgabe,

seine Sittenreinheit und seine rastlose Thätigkeit den nahen und fernen Beobachter hinriss.

Allein er trug diese Demuth, die Grundlage aller Frömmigkeit, ja er trug seinen Glauben an Gott und göttliche Dinge nicht auf der Zunge. Er gehörte zu den tiefen Naturen, die eben ihre heiligsten Gefühle zu entweihen glauben, wenn sie zu Worten sie verkörpern; denn wess das Herz voll ist, davon geht es über; aber meist nur dann, wenn das Herz selbst weniger Tiefe hat. Es bedurfte auch solcher Worte bei ihm nicht; schon sein seelenvolles, schwärmerisches, oft melancholisches Auge verrieth das auf Gott gerichtete Gemüth und was sein Mund in stiller Brust verschloss; und nicht minder sein Leben und Handeln, ja auch seine Reden in jenen lezten hoffnungslosen Tagen, die ihn nicht länger einen Mann der That sein liessen, gaben ein Zeugniss, dass sein Auge wahr gesprochen.

Diess schöne Auge ist nun geschlossen in diesem Sarge, aber ein anderes noch schöneres Auge hat sich ihm aufgethan, mit dem er nun schaut, was wir noch glauben und hoffen. Das ist der gerechteste, der wahrste, der einzige Trost, mit dem wir seinen Geist von uns scheiden sahen, mit dem wir nun selbst von seinen irdischen Resten scheiden. Ehre seinem Andenken auf Erden! Verwesung seinem Leibe in diesem Grabe! Friede seiner Seele bei ihrem Schöpfer!

XVI.*)

Verehrte Trauerversammlung!

Auch ich folge theils einem äussern Beruf, theils einem Bedürfniss meines Herzens, wenn ich nach den inhaltsreichen Worten, die wir so eben vernommen, selbst noch an das Grab unseres unvergesslichen Freundes trete, um noch einmal, soweit es die Rede vermag, den Todten lebendig vor Ihre Augen zu stellen. Sie aber werden mir um so williger noch Gehör schenken, je schwerer wir uns auch sonst von einem Sarge trennen, der einen geliebten Todten umschliesst. Auch galt das Andenken, das der geehrte Redner vor mir ihm gewidmet, vor allem dem wirkungsreichen Lehrer und Gelehrten Fleischmann. Und dennoch hörten wir diesen nämlichen Fleischmann selbst mit nicht erheuchelter Bescheidenheit oft versichern, dass er seine Laufbahn als akademischer Lehrer nur dem Zufall danke. Er that sich selbst Unrecht. Dass er ein auch im Ausland geachteter Mann der Wissenschaft gewesen, glauben wir gern dem sach-

*) Worte am Grabe des Herrn Gottfried Fleischmann, Doctors der Medicin, Professors der Anatomie und Physiologie, Directors des anatomischen Theaters an der Universität Erlangen, Ritters des Verdienstordens vom heiligen Michael, Mitgliedes vieler gelehrten Gesellschaften u. s. w. gesprochen am 25. August 1850.

kundigen Fachgenossen; wie gross die Zahl, wie lebhaft die Anerkennung seiner dankbaren Schüler war, davon zeugte klar sein Jubelfest, das ihm noch vor kurzem in unserer Mitte zu feiern vergönnt war; aber den meisten von uns, die wir hier versammelt sind, stand er am nächsten als der einsichtsvolle, unermüdliche Arzt und als der gemüthvolle edle Mensch, der beides, Arzt und Mensch, stets zu gleicher Zeit und an gleichem Ort war und in dieser Doppelgestalt die Wunder that, die der blosen Kunst nicht gelingen.

Eine kurze Geschichte seines Lebens wird, hoff' ich, diesem Abriss Licht und Schatten und Farbe verleihen.

Gottfried Fleischmann gehörte einer ärztlichen Familie der Altstadt Erlangen an. Uns allen lebt noch in frischem Angedenken, wie seit einer Reihe von Jahren Jung und Alt jeden 23. Februar als seinen Geburtstag feierte, und wie der vierundsiebenzigjährige Mann, dem die Liebe seiner Mitbürger kein geringeres Lebensbedürfniss war als seine tägliche Nahrung, mit rührender Dankbarkeit die Zeichen der allgemeinen Anhänglichkeit aufnahm. Dem Knabenalter und der Schulbildung entwachsen, liess er sich von dem sachkundigen Vater und den hiesigen Universitätslehrern so wie in die Vorhallen, so auch in das Heiligthum seiner Wissenschaft einführen; keine fremde Akademie hat er jemals bezogen, kein Hospital in Berlin oder Wien besucht, keine Schulweisheit noch ärztliche Erfahrung in Paris und London eingesammelt. Der Ruhm eines hochgestellten, weltberühmten Arztes war kein Gegenstand seines Dichtens und Trachtens; die Freude eines harmlosen Wirkens und Stilllebens in seiner theuren Vaterstadt, der er mit ganzer Seele angehörte, das war sein Streben; das Vollgefühl eines pflichtgetreuen, fleissigen Arbeiters im grossen Weinberg des Herrn, der ihm die Heilung menschlicher Leiden als

Tagewerk zugewiesen, das war sein Ehrgeiz; die Dankbarkeit und Liebe seiner nächsten Umgebung, das war der höchste Lohn, nach dem er geizte. Durch die Empfehlung hochgeachteter Universitätslehrer, unter denen er die Namen Hildebrand und Wendt, Loschge und Schreger nie, auch als Greis nicht, ohne kindliche Ehrfurcht nannte, ward er in kurzer Zeit ein beliebter, mit den Jahren auch ein gefeierter Arzt in der Stadt und weit umher auf dem Lande. Die schlichte Einfachheit seines Wesens, die dem Urbild eines altdeutschen Biedermannes gleich kam, gewann ihm bei seiner ersten Erscheinung schon das Vertrauen seiner Kranken; seine natürliche Ruhe, weder durch unzeitige Theilnahme des Gemüths gestört noch in theilnahmslose Kälte ausartend, bewahrte und vollendete das so schnell gewonnene Vertrauen. Die kunstlose Heilkraft der Natur stand ihm hoch über seiner Kunst, ihr vorzugreifen nannte er Fürwiz, Marktschreierei, Versündigung. „Wenn Ihr verlangt, dass Euer Arzt jede Klage jedesmal mit einem Recept beantworte, da sucht Euch einen andern Arzt, denn zu mir könnt Ihr dann kein Vertrauen fassen!“ mit solcher Anrede begrüsste er oft den neuen Patienten. Ja, wollte man seine Worte wörtlich nehmen, so war er sogar ein Verächter seines Berufs als einer ohnmächtigen Kunst. Doch seine Worte wurden durch seine Thaten und Wirkungen entkräftet und erschienen nun dem Verständigen — nicht etwa als ein leerer Scherz, sondern — als ein Ausdruck jener Demuth, der eine geheime zauberische Macht inwohnt.

Doch in wenig Häusern blieb er blos der leibliche Arzt. Er fühlte sich leicht und schnell und gern als Hausfreund, der die Freude zur doppelten Freude, das Leid zum halben Leide machen half; ohne besondere Künste der Geselligkeit doch ein heiterer Gesellschafter,

ohne besondere Gewandtheit in künstlich verwickelten Lebensverhältnissen doch ein umsichtiger Rathgeber — so oft der Rath nicht mehr als gesunden praktischen Sinn, als ein reines, theilnehmendes Gemüth erforderte. Ich schildere ihn wie er war und wie er geschildert sein will, wie er sich selbst schildern würde, wenn sein Mund nicht geschlossen wäre, ohne Lobrednerei. Er war ein Mann aus Einem Guss, er war eine Natur, wie unser Dichter eine solche Erscheinung nennt. Fern lag seinem Wesen die Feinheit des allseitig gebildeten Weltmanns, er war ein Gemüthsmensch durch und durch — doch nicht auf Kosten seiner Wissenschaft und seines Berufes, nicht so wie es der Träumer und der Phantast ist. Aber eben diese Reinheit, Wärme, Tiefe und Treue des Gemüths machte ihn für viele seiner Kranken aus einem Hausfreund oft zu dem Vertrauten der Familie und ihrer Geheimnisse, zum Tröster im Kummer, zum Vermittler in Zwistigkeiten, zum Versöhner in Zerwürfnissen, oft — wie er sich selbst in vertrauten Stunden nannte — zum Beichtvater. „Ich muss für viele vielerlei sein, wie der Apostel Paulus,“ pflegte er zu sagen: und er konnte es. Dem Vornehmen gegenüber behauptete er jene ruhige Manneswürde, welche die Standesverhältnisse zwar anerkennt, aber zu keiner demüthigenden Geltung gelangen lässt; und mit dem gemeinen Mann verstand er, wie wenige neben ihm, die Kunst dessen Sprache zu sprechen, in dessen Gedanken zu denken, nach dessen Sinn und Gewohnheit zu handeln; da war er nichts anderes und wollte nichts anderes sein als — wie er sich so oft und so gern im Scherz nannte — „der Altstädter Bauer Gottfried Fleischmann.“ Ja, das war ein Volksmann — obschon kein Demokrat, kein Wühler, kein Volksredner, aber ein Freund, ein Tröster, ein Helfer für jedermann mit Wort und That, und am liebsten

für das Volk, und im Volk hauptsächlich für den, der einer Hülfe am meisten bedurfte und ihm am wenigsten wieder dienen konnte, für den Aermsten, für den Gemeinsten, ja selbst für den Gesunkenen.

Was er als Lohn verlangte, war vor allem Vertrauen und Wahrhaftigkeit. Durch eine ehrliche offene Kündigung des ärztlichen Vertrauens fühlte er sich nicht verlezt; ich habe das selbst erprobt, als ich ihm auf eine Zeit lang untreu wurde mit seiner Zustimmung, unbeschadet unserer Freundschaft und seiner nachherigen Hülfe. Um so grösser war seine Herzensfreude, wenn er das unbedingte Vertrauen durch den Erfolg gekrönt sah. Auch davon wüsst' ich aus Erfahrung zu erzählen, wenn es hier am Ort wäre.

Das war der ausübende Arzt und der zartfühlende Mensch: beide wohnten nicht blos zusammen in dem einen Körper, der jezt in Staub zerfällt, sie gingen auch wie zwei gute Geister immer Hand in Hand, beriethen und handelten gemeinsam und wollten sich nimmer trennen lassen.

Sein nächster Beruf war der eines Universitätslehrers. Ich will nicht wiederholen, was er in diesem Kreise gutes gethan und gewirkt von seiner Anfangsthätigkeit als Prosector an, und dann zwei und dreissig Jahre hindurch als Lehrer und ordentlicher Professor, wie er die Anatomie nicht blos mit seltener Pflichttreue als ein anvertrautes Geschäft verwaltete, sondern mit väterlicher Liebe wie ein eigenes Kind pflegte; wie er die dahin gehörigen Sammlungen nicht blos mit den beschränkten Mitteln, die ihm zu Gebote standen, erhielt und mehrte, sondern durch eine grossartige Schenkung verdoppelte. Das alles hat Ihnen, verehrte Anwesende, so eben ein Eingeweihter vor die Seele geführt. Und wir alle, auch die nicht im gleichen Gebiete mit ihm arbeiteten, wir

liebten in ihm bisher und betrauern nun den friedfertigen Amtsgenossen, der stets blos das Gute und das Wohl des Ganzen wollte, nur immer wo möglich ohne ein persönliches Interesse zu verlezen, während er selbst persönliche Opfer nicht scheute.

Aber Fleischmann war auch ein guter Bürger; dass er an den städtischen Verwaltungsgeschäften thätigen Antheil genommen, ist mir nicht bekannt; aber nicht das allein ist's, was den guten Bürger macht, sondern das warme Herz und die treue Gesinnung für das Gemeinwohl. Wo es einen gemeinnüzigen Zweck zu fördern galt, da stand Fleischmann — wenn auch nicht an der Spize, denn das Vorangehn widerstrebte seiner Neigung — aber desto gewisser in der ersten Reihe. Sein schönes Gartenbesizthum hatte er seit fast 40 Jahren der öffentlichen Benüzung aufgethan. Dieser Garten nebst zwei geliebten Kindern eines Neffen und treuer häuslicher Pflege bot ihm Ersaz für das, was der Unvermählte entbehrte, für jenes Familienleben, um dessen Vollgenuss er seine Freunde beneidet hätte, wär' er des Neides fähig gewesen.

Sein Lebensglück schien auf dem Spiel zu stehn, als der Bau der Eisenbahn seinen Garten als Opfer zu fordern und zu verschlingen drohte, und er lebte neu auf, als er die Gefahr abgewendet wusste. Dort feierte er seit vielen Jahren an jedem ersten Mai ein Kinderfest, und freute sich da immer der reichen Bescherung, die er spendete, wie die Mutter sich des Christabends freut.

Im diessjährigen Mai zum erstenmal liess er, obschon noch nicht krank, aber müde, dieses Fest ausfallen; das war das Vorzeichen und der Anfang seines Todes. Bald darauf erkrankte er; sein altes Gichtübel nahm ein ernsteres Gesicht an. Aber mitten in seinem Leiden ward ihm noch ein grosser Freudentag, sein

Doctorjubiläum, zu dessen ungetrübter Feier einestheils die Krankheit sich zurückzog und neuer Lebenshoffnung Raum gab, andrerseits seine nächste Umgebung, Mitbürger, Collegen, Studirende, mit der grossen Zahl seiner fernen Schüler wetteiferte, und unser König selbst ihn durch Verleihung eines Ordens ehrte, den er leider nur empfangen, aber nie mehr tragen sollte.

Von nun an ging er dem Tod mit gemessenem Schritt entgegen, immer noch hoffend und selbst Hoffnung erregend, bis wenige Tage vor seinem Ende; da fühlte er seine Kräfte schwinden. Ein guter Geist führte mich am Tag vor seinem Hinscheiden noch an sein Krankenbett; dass es ein Sterbelager sei, verrieth sein Anblick und bestätigte seine Antwort auf meine Begrüssung: Jezt hilft nichts mehr; ich danke dir für deine lange Freundschaft; alles hat seine Zeit! Und dem Arzte, der ihm noch Hoffnung einsprach, entgegnete er mit jenem Lächeln, das wir alle an ihm kannten: Doctor, das fühlt man schon! es ist nichts mehr! alles hat seine Zeit!

Als seine Auflösung nahte, suchte man sein Auge vor dem blendenden Licht zu schüzen: Nein, hell! hell! rief er; gleich als ob sein Auge schon eines andern Lichts gewohnt sei, von welchem auch das hellste Licht, das uns hienieden blendet, und von dem wir ihn geblendet glaubten, nur ein schwacher Abglanz ist; und die Arznei, die ihm noch geboten wurde, wies er von sich: Nur Ruhe, Ruhe! Das war sein leztes Wort.

Er hat sie gefunden, diese Ruhe; der Tod kam über ihn in der Gestalt des Schlafes, ohne Kampf, wie es ein Mensch hoffen darf, der sein Haus bestellt hat, sein äusseres und sein inneres. An dieser Stätte wird nun der müde Leib ruhen, die Grabesdecke wird ihn nicht drücken, und mancher, der heute als Kind dieser Todtenfeier bei-

wohnt, kann und wird einst noch als Greis bei dem Grabhügel, der sich bald auch an dieser Stelle erheben wird, mit dem frommen Dichter fühlen oder sprechen: Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir — mir war er mehr.

XVII.*)

Verehrte Trauerversammlung!

Es war dem theuren Manne, an dessen Sarge wir heute stehn, nicht beschieden, ein auch nur mässig langes Leben unter uns zu leben; es war seinen Freunden der traurige Trost nicht vergönnt, ihn in seinen lezten Tagen in ihrer Mitte zu wissen und stündlich neu für ihn zu hoffen, neu für ihn zu fürchten; nur ein Grab sollten wir ihm geben und einen Nachruf, der dem stummen Gefühl der Liebe so wohl thut, wie die Thräne dem stillen Gefühl des Schmerzes. Mir ist der ehrenvolle Auftrag geworden, diesem allgemeinen Schmerz Worte zu leihen. Der Kunst bedarf es zur Ausführung des erhaltenen Auftrags nicht. Ein vieljähriger und nahestehender Freund darf nur sein Herz sprechen lassen, und die Gemüthsstimmung der hier Versammelten kömmt seinen einfachen Worten theilnehmend und ergänzend entgegen.

Es sind nun dreizehn Jahre, seit ungerufen und persönlich noch unbekannt ein jugendlicher Philosoph unter

*) Worte am Grabe des Herrn Emil August von Schaden, Doctors und ordentlichen Professors der Philosophie an der Universität Erlangen, gesprochen am 15. Julius 1852 in Auftrag des k. akademischen Senats.

uns seinen Wohnsiz aufschlug, einem gereiften Jüngling ähnlicher als einem fertigen Mann. Seine Gesichtszüge, seine Gestalt, seine Haltung, ja sein ganzes Wesen rief jedem, der ihn sah, das Bild eines grossen Dichters ins Gedächtniss, und die an sich schon wohlthuende Erscheinung nahm durch diese Erinnerung an Schiller noch mehr für sich ein. Ein Zug von tiefsinniger Schwermuth verrieth den geborenen Dichter oder Philosophen, ein Zug von ruhigem Wohlwollen zeugte vom Adel einer ausgebildeten Gesinnung. Es war der vierundzwanzigjährige August von Schaden, in München geboren, aber erzogen in Nürnberg, fast seit seiner Geburt eine vaterlose Waise unter der Pflege einer hochgebildeten, zärtlich liebenden Mutter, welche die besondern Gaben ihres Kindes zu erkennen und zu würdigen wusste, und unter Leitung eines geistesverwandten Hauslehrers, der früh die Stelle eines Erziehers gegen den Freundesnamen umtauschte und lange Zeit als Dekan Bäumler der Busenfreund seines gereiften Zöglings bis zu dessen leztem Athemzuge blieb. Aber zu nicht geringerem Segen kam er gleichzeitig in die Zucht und Lehre eines Schulvorstandes, welcher seiner Entwickelung mit vorzüglicher Theilnahme folgte, jedoch unbestochen und unbeirrt dahin arbeitete, den ausserordentlichen, phantasiereichen Knaben vor allem zu einem ordentlichen, arbeitsamen Jüngling heranzubilden. Denn die allgemeine Ordnung ist nicht blos eine Wohlthat für den Mittelschlag der Menschen, nein, bei dem wunderbaren Erfahrungssaz, dass im Reich des Geistes die entgegengesezten Punkte sich berühren, ist dieselbe Ordnung auch der einzige Weg, um das Ausserordentliche vor der Unordnung zu behüten. Das innige Wechselverhältniss, in welchem Schaden als reifer Mann zu seinem Lehrer Roth stand, gab das sprechendste Zeugniss, wie klar er selbst die Weisheit

jener Erziehungsart erkannte und wie aufrichtig er für sie dankte.

Hierauf besuchte er die Hochschule zu München. Von den Seinigen zunächst für die Rechtswissenschaft bestimmt, fühlte er sich weder durch diese noch durch eine andere jener Wissenschaften, welche zu einem praktischen Lebensberuf vorbereiten, wirklich angezogen. Ohne als Geistlicher oder Staatsbeamter oder als Arzt wirken zu wollen, hielt er dennoch sein Auge offen und sein Interesse lebendig für alles, was eines dieser Fächer berührte, sobald es nur geistiger und allgemeiner Natur war. Seine Verhältnisse gestatteten es ihm, seinem innern Ruf zu folgen, und auf das, was man allgemeine Bildung nennt, sich zu beschränken — eine Neigung, die dem Geistes- und Seelenleben ernste Gefahr droht, wenn sie, ohne einen Mittelpunkt zu finden, in einer encyklopädischen Bildung verschwimmt und überall und nirgend wohnt. Schaden fand einen Mittelpunkt — in der Philosophie, der Königin der allgemeinen Wissenschaften. Auch hier bewahrte ihn seine gute Natur vor einer Klippe, an der schon mancher Reichbegabte gescheitert ist — vor der missverstandenen und verfrühten Selbständigkeit. Denn das besondere Wesen der Philosophie, dass sie, sie allein unter allen Künsten, sich nicht eigentlich lernen lässt, sondern immer Selbsterfindung fordert, hat schon manchen zu dem Irrthum verleitet, die Anschliessung an einen Meister der Wissenschaft für Beeinträchtigung der eigenen Unabhängigkeit und Geistesfreiheit und Ursprünglichkeit zu halten, also an der alten Wahrheit irre gemacht, dass der Lehrling vor allem glauben muss. Wenn aber unser Freund sich mit ganzer Seele den älteren Meistern hingab, in Schellings, Baaders, Steffens, Hamanns Schule ging, so trieb ihn dazu nicht blos seine selbstbewusste Einsicht, sondern auch, wie

ich sagte, seine gute Natur, sein Gemüth, das ihm die Liebe, die Bewunderung, die Hingebung an eine Vortrefflichkeit ausser und über ihm selbst zum Bedürfniss machte. Ob die Unabhängigkeit seines Geistes und die Originalität seines Denkens wohl darunter litt, dass er der Zögling eines selbstgewählten Meisters war und dessen treuer Anhänger blieb? Sein ganzes Leben mag auf diese Frage antworten!

So vorbereitet trat er unter uns, als Schriftsteller erst durch ein Buch bekannt, aber durch begeisterte Freunde als ein seltener Genius angekündigt, durch den allgemeinen Ruf wenigstens als ein selbständiger, schaffender, origineller Geist anerkannt.

Seine Vorlesungen übten alsbald grosse Anziehungskraft, so unverholen auch das Bekenntniss und selbst die Klage sich laut machte, wie schwer es falle, seinem Gedankengang oder Gedankenflug ununterbrochen zu folgen. Das ist die Anklage, welcher der flachste Philosoph am leichtesten entgeht; allein wer bei wirklicher Gedankentiefe den Mangel an Leichtverständlichkeit dem Lehrer zum Vorwurf macht, der gleicht dem Thoren, welcher dem Meere eben so bequem wie dem klaren Bächlein auf den Grund zu sehn verlangt, und desshalb das Wasser trüb glaubt, weil es tief ist. Zwar ist's die höchste Aufgabe des Denkers, den Tiefsinn des Gedankens mit der Klarheit des Wortes zu vermählen, aber wenige Philosophen haben, seit die Welt steht, diese Aufgabe gelöst, und keiner am Anfang seiner Laufbahn. Schaden selbst erkannte diese Forderung an; sein innerer Reichthum schüzte ihn vor der Versuchung, einem leichtfasslichen Inhalt durch absichtliche Dunkelheit der Form eine philosophische Weihe verleihen zu wollen; sein Schönheitssinn hätte diese Unnatur, sein Wahrheitssinn diese Täuschung verschmäht. Nein, er rang redlich

mit der Schwierigkeit und drang sichtbar vorwärts, auch mit Hülfe seines Mannesalters, das der reifen Vernunft die Herrschaft über die glänzende Phantasie in die Hand gab — bis mitten in diesem Fortschritt zu dem höchsten Ziel sein Lebensfaden riss.

Es ist weder meines Amtes noch dieses Ortes, irgend ein Urtheil über Werth und Gehalt seiner Lehren zu fällen. Sollte ich rühmen, dass Schadens Philosophie allüberall in der Gelehrtenrepublik Zustimmung gefunden habe? ich müsste so mich einer thörichten Behauptung schämen; allein selbst eine umfassende Anerkennung seiner schriftstellerischen Thätigkeit war ihm nicht beschieden — nach dem allgemeinen Schicksal auch der grössesten Geister, die lange predigen mussten, bis sie endlich Gehör fanden, und zum Theil sich erst auf eine empfänglichere Nachwelt hingewiesen sahen. Der Tagesschriftsteller wie der mimische Künstler ist verloren, wenn er nicht im geltenden Augenblicke gefällt und wirkt; dem wahren Gelehrten und Philosophen bleibt der stolze Trost, dass seine Zeit noch nicht gekommen; und Jahre politischer Aufregung und industrieller Bestrebungen sind wahrlich kein Boden, auf welchem Philosophie, besonders eine phantasiereiche Philosophie gedeiht! Wie weit sich unser Freund diesem Troste hingegeben, wissen wir nicht; genug für uns und für ihn, dass die nicht entsprechende Anerkennung ihn weder entmuthigte noch verstimmte, dass er dieses Schicksal auf sein rechtes Maass zurückzuführen wusste. „Zwar in Raum- und Zeitenferne „leben ist ein schöner Traum; doch entbehren mag ihn „gerne, wem's behagt im engen Raum.“ Das eitle Gut des Weltruhms, dessen Erwerbung keine Sittenlehre zur Pflicht macht, und dessen Genuss viele Menschen vielleicht beglückt, aber keinen wahrhaft beseligt, schon manchen von Gott hinweg, noch keinen zu Gott hinge-

führt hat — diess eitle Gut hat ihm die göttliche Gnade reichlich durch andere, wahrhafte Gnadengaben ersezt. Zuerst durch ein sorgenfreies Leben. Für dieses Gut darf und muss jeder, der es geniesst, als für eine Gnade danken, so gewiss als der von schweren Nahrungssorgen gedrückte Familienvater darum nicht murren noch mit Gott hadern darf. Er konnte dafür danken. Ein noch höheres Gut ist ein gesegneter Hausstand, ein Gut, das nöthigenfalls für viele andere Entbehrungen entschädigen kann. Auch dieses ist ihm in reichem Maasse zugefallen; eine Gattin nach der Wahl seines Herzens, die neben allen häuslichen Tugenden auch dem Gedankenflug des Mannes, soweit es der weiblichen Natur möglich und wohlanständig ist, zu folgen vermochte; in der Blüthe der Jahre heimgeführt, aus einem ebenbürtigen, geistesverwandten Hause, dessen bloser Name Thiersch als Empfehlungsbrief im Inland wie im Ausland dienen kann; der Ehebund gesegnet durch ein hoffnungsvolles Kinderpaar; und dazu Friede, Freude, Liebe und Eintracht im Hause und im weitesten Kreis der Angehörigen. Und die Krone von allem: eine Thätigkeit als Lehrer, wie er sie wünschen konnte, ein erwünschter Erfolg dieser Thätigkeit, und entsprechende Anerkennung dieses Erfolges. Ja, hätte der Verewigte je Anlass gefunden, über mangelnde Anerkennung auch im nächsten Kreise seiner Wirksamkeit zu klagen — die Theilnahme der allgemeinen Liebe und Achtung, die sich in der Zeit seiner lezten Leiden aussprach und sich auch heute an seinem Grabe kund gibt, müsste ihn eines besseren belehren! Denn die Wissenschaft, durch die er die Jugend zu bilden hatte, stand ihm hoch; die Jugend, die er durch diese Wissenschaft bilden sollte, stand ihm noch höher. Er besass die Kunst, Licht und Wärme vereinigt zu verbreiten, seinen Einfluss auf Geist und Herz zugleich zu

erstrecken, abwechselnd Lehrer und Freund zu sein. Wie viele von uns sahen ihn nicht als den stillwirkenden Mittelpunkt eines gastlichen Hauses, wann er es zu geselligem Verkehr geistiger Art seinen älteren und jungen Freunden öffnete; — unvergessliche Stunden, in denen der Ernst den Grundton angab, die Heiterkeit bescheiden, aber nicht schüchtern dem Ernste folgte, und alles Rohe und Gemeine, falls es sich eingeschlichen hätte, furchtsam sich selbst hätte verläugnen müssen!

Soll ich nun noch wiederholen was der beredte Mund, den Sie vor mir vernommen, über die Anregungen gesprochen, die von ihm, dem kunstsinnigen Mann, auf engere und weitere Kreise ausgegangen? wie er weit entfernt von aller Einseitigkeit, Unduldsamkeit in jeder Gesellschaft, wo feine Sitte und geistiges Streben Geltung besass, sich wohl befand und seinen Plaz ausfüllte? und wie diess ganze Wesen seine Weihe erhielt durch eine christliche Gesinnung, die er lieber still im Herzen pflegte als unberufen ausprach, aber nicht geheim hielt, wenn es ein offenes Bekenntniss galt?

Auch den schmerzlichen Eindruck, den die Schilderung seiner lezten Tage machen musste, scheue ich mich in Ihrem Gemüthe zu erneuern. Wie sein irdisches Leiden geheilt ist, sehen wir mit trauriger Gewissheit hier vor uns, und wir alle fühlen lebhaft, was wir Anwesende und was mancher Entfernte zugleich mit diesem Ende, das zulezt wir selbst herbeiwünschen mussten, an unersezlichem Besiz verloren haben.

Es ist keine Versündigung uns selbst zu fragen, warum der Vater aller Liebe gegen den Gang der Natur die greise Mutter den einzigen Sohn begraben lässt, das glücklichste Familienleben trennt und zerstört, den Freunden den Freund, den Schülern ihren Lehrer mitten in der segensreichsten Wirksamkeit entreisst. Allein alle

Antwort auf diese menschlichen Fragen muss, wenn sie nicht Fürwiz sein will, in göttlicher Anbetung aufgehn. „Gottes Wege sind nicht unsere Wege!“ Sie sind mächtiger, sind weiser, sind liebevoller als der menschliche Verstand begreift und ahnt. Diess ist das zugleich demüthigende und zugleich erhebende Wort, das, seitdem es offenbart ist, so vielen Millionen gebrochener Herzen am Grabe Trost und Freudigkeit und neue Kraft zum Leben gab.

Beugen wir uns daher in Anbetung und Demuth der höheren Macht, dem reineren Lichte, der unendlichen, aber unbegreiflichen, oft räthselhaften Liebe! Das ist jene gottselige Gesinnung, die unser Freund im Leben selbst bekannte und in anderen zu pflanzen suchte, die ihm jezt, als er die Weisheit dieser Welt mit den Gütern dieser Welt zurückliess, allein als sicheres Besizthum in das Jenseits gefolgt ist; und das ist zugleich die würdigste Stimmung, in welcher auch wir jezt von den irdischen Resten unseres verklärten Freundes Abschied nehmen.

XVIII.*)

Verehrte Trauerversammlung!

Ein frühzeitiges Grab hat sich geöffnet für einen theuren Freund und Amtsgenossen, den wir erst vor Jahresfrist als eine neue Zierde unserer Hochschule zu uns luden, den wir nach kaum begonnener Thätigkeit im besten Mannesalter dahin siechen sahen, dem wir heute nur noch die lezte Ehre eines Geleites zu seiner jezigen Ruhestatt und eines klagenden Nachrufs mit tiefem Schmerz erweisen.

Herr Rudolf Hermann Arndt Kohlrausch war in Göttingen am 6. November 1809 geboren, wo sein Vater, derselbe, der gegenwärtig noch als 77jähriger Greis dem gelehrten Schulwesen im Königreich Hannover in gesegneter Wirksamkeit vorsteht, als Erzieher eines jungen Grafen sich einen eigenen Hausstand gegründet hatte.

Die verschiedenen Anstellungen und Versezungen des Vaters führten den Knaben mit nach Barmen, nach Düsseldorf, nach Münster. In Münster hauptsächlich erhielt er seine Gymnasialbildung. Seine vorwiegende

*) Worte am Grabe des Herrn Rudolf Hermann Arndt Kohlrausch, Doctors der Philosophie und k. b. ordentlichen Professors der Physik an der Universität Erlangen, gesprochen am 12. März 1858 in Auftrag des k. akademischen Senats.

Neigung und Begabung für die Studien der Mathematik und der Naturwissenschaften, verbunden mit ausgezeichnetem mechanischen Talent, offenbarte sich, wie es bei diesen Fächern meistens der Fall ist, sehr früh. Zuerst wandte er sich mit Vorliebe der Zoologie zu. Obschon ihm diese in den späteren Jahren als Wissenschaft ferner trat, so blieb sein kindliches Gemüth doch dem harmlosen Leben der Thierwelt fortwährend zugethan. Wie er früher das Jagdvergnügen über alles liebte, so war es eine der lezten Freuden des Sterbenden, als er wenig Tage vor seinem Ende vom Krankenbett aus einen Zug von Staaren hoch am Himmel vorbeifliegen sah; da liess er sich an's Fenster führen und verfolgte siemit dem Auge soweit er konnte; zugleich verpflichtete er seinen neben ihm stehenden Sohn, doch ja den ersten Storch, der bald den nahenden Frühling verkünden werde, ihm zu melden und zu zeigen. In seinen Studien musste jedoch frühzeitig die Zoologie der mit der Mathematik näher verwandten Physik weichen. Dieses Studium nahm auf den Universitäten Bonn, dann Göttingen sein Interesse fast ausschliesslich in Anspruch; ihm blieb er, nachdem er im Jahre 1832 sich in Göttingen den Doctorhut erworben, durch eine Abhandlung über den Flug der Vögel, bis zum Ende seines Lebens und Strebens treu.

Seine öffentliche Thätigkeit begann er als Lehrer an der jezt nicht mehr bestehenden Ritterakademie zu Lüneburg, bis ihn ein Ruf als Lehrer der Mathematik und Physik an das Gymnasium nach Rinteln in Niederhessen führte. Diese Thätigkeit ausserhalb seines engeren Vaterlands Hannover, dem er mit ganzer Seele anhing, war seinem kindlichen Zartgefühl und seinem männlichen Stolz um so erwünschter, als er dadurch seinen Vater der Verpflichtung überhob, in seiner einflussreichen amtlichen Stellung den Werth und die Verdienste des eigenen Sohnes

zu würdigen und zu belohnen. Hessen wurde nun seine liebe Heimath, und namentlich in Rinteln verlebte er vom Jahre 1835 an vierzehn glückliche Jahre, in einer erwünschten Thätigkeit und in den angenehmsten Verhältnissen; denn hier war es, wo er auch die Braut heimführte, mit der er schon bei seinem Aufenthalte in Lüneburg einen Herzensbund geschlossen hatte, Fräulein Marie, Tochter des dortigen Herrn Apothekers Dempwolff, und die in den lezten sechs Monaten ihre Liebe und Treue durch die hingebendste Krankenpflege zu bewähren, reichliche Gelegenheit fand.

Kohlrausch nannte wohl bisweilen diesen Aufenthalt in Rinteln die schönsten Jahre seines Lebens und blieb in dauerndem und lebendigem Verkehr mit zahlreichen dortigen Freunden.

Der Winter 1849 fand ihn bereits als Lehrer der Physik an der polytechnischen Schule in Kassel. So ehrenvoll diese Stellung in der Hauptstadt seines neuen Vaterlands war, so machte ihm doch die späterhin mit ihr verknüpfte Zumuthung von Unterrichtsgegenständen, die seinem innern Beruf weniger zusagten, und ihn in der Aufgabe seines Lebens, deren er sich klar bewusst war, gestört hätten, eine Aenderung wünschenswerth. Er zog eine Versezung an das Gymnasium in Marburg seiner bisherigen glänzenderen Stelle vor. Doch wurde sein akademischer Beruf, wenn auch spät genug, doch bald darauf, nach zwei Jahren, im Herbste 1853 anerkannt durch Ernennung zum ausserordentlichen Professor der Physik an der Universität zu Marburg.

In dieser jedenfalls sehr bescheidenen Stellung für einen Naturforscher, der mit den ersten Grössen in diesem Fache, mit Wilhelm Weber u. a., nicht nur eng befreundet, sondern auch als ebenbürtiger, nur jüngerer Forscher zu gemeinschaftlicher literarischer Thätigkeit

verbunden war — in dieser bescheidenen Stellung traf ihn eine Einladung hierher, wo der seit 50 Jahren in der Literatur, seit 36 Jahren in Erlangen rastlos und erfolgreich thätige Kastner das allgemeine menschliche Loos des Alterns empfinden musste, und noch einer jüngeren Kraft neben sich bedurfte, falls die mit Riesenschritten vorwärts dringende Wissenschaft sich vollständig vertreten sehen sollte.

Der Name Kohlrausch hat seit mehr als 40 Jahren einen lauten und guten Klang in unsern Landen. Kaum dass irgend ein Knabe oder ein Jüngling, der eine gelehrte oder auch nur eine Bürgerschule besucht hat, die deutsche Geschichte und ihre ruhmreichste Zeit kennen gelernt hat ohne Verbindung mit dem Namen Kohlrausch. Mit um so günstigerem Vorurtheile wurde der Sohn erwartet, und fast nicht wie ein Fremder empfangen.

Bald nach seiner Ankunft im Monat Mai 1857 begann er seine Vorlesungen. Nicht blos der gewählte Stoff, über Electricität, sondern auch die ausnehmende Klarheit des Vortrags fand bei allen seinen Zuhörern, sowohl bei den Studirenden, die theils nach solchem Unterrichte schon längst dürsteten, theils aus freiem Antriebe oder aus nicht unlöblicher Neugier den Vorträgen beiwohnten, als auch bei den vollkommen urtheilsfähigen Collegen, die sich unter die Lernenden mischten, den unbedingtesten Beifall. Das war eine kurze Freude, eine schnell erbleichende Hoffnung! Nur wenige Wochen war er mit voller Kraft thätig. Dann begann er über Unwohlsein zu klagen, nur mit Selbstüberwindung die angefangenen Vorträge fortzusezen, bis er sich genöthigt fühlte, bei den Aerzten Hülfe zu suchen. Diese erkannten nur allzu bald in seinem Zustande ein älteres, tiefliegendes Leiden, weit ernster, als es sich in seinen bisherigen Erscheinungen kund gab; sie erkannten mit geheim gehaltenem Schmerz, dass er den Keim des Todes schon mit nach

Erlangen gebracht habe, dass er einer ähnlichen Krankheit erliegen werde, wie sein Bruder, der als berühmter Arzt und Schriftsteller in Hannover vor drei Jahren ihm vorangegangen.

Von da an ist sein hiesiges Leben keine Wirksamkeit mehr, nur eine Leidensgeschichte, bald mehr bald weniger schmerzhaft, aber ausser der treuen Pflege der Seinen noch wesentlich erleichtert durch die Geistesfrische, die in dem hinsiechenden Körper ungeschwächt sich erhielt, und durch die Seelenkraft, mit welcher er seinem frühen Ende entgegensah, wenn er diese gleich mehr und lieber durch stille Handlungen weiser Fürsorge als durch laute Worte innerer Ergebung an den Tag legte.

Jene unbesiegbare Kraft des Geistes gestattete ihm das fortdauernde Interesse für alles, was seine Wissenschaft anging; allein auch ausserdem sorgte derselbe Vater, der ihm in unerforschlicher Weisheit das Schwere auferlegt hatte, zugleich in unerschöpflicher Güte für mancherlei Tröstung und für stärkende Freudentage. Zu diesen gehörte vor allem der Besuch seines Freundes Wilhelm Weber, der mit trüben Ahnungen von Göttingen aus zu dem kranken Freunde eilte und ohne Hoffnung irdischen Wiedersehens, aber mit dem Gefühl, den Verlorenen unbeschreiblich erquickt zu haben, von ihm Abschied nahm.

Kohlrausch war bereits ein völlig aufgegebener Mann, als ihn ein Brief des Freiherrn von Liebig aus München überraschte mit der Nachricht, dass ihm und seinem Freund Weber durch Seine Majestät den König der Maximilianspreis verliehen sei, wegen ihrer electrodynamischen Maassbestimmungen. „In diesen Unter- „suchungen“ so schreibt der eben genannte Kapitelsvorstand des Preiscollegiums, „die sich eben so sehr durch „Scharfsinn wie durch Umsicht und Beharrlichkeit aus-

„zeichnen, ist es Ihnen gelungen den Weg von den sta-
„tischen zu den dynamischen Erscheinungen zu bahnen
„und alle Stromintensitätsmessungen, die chemischen,
„electrodynamischen und electromagnetischen auf ihr
„mechanisches Maass zurückzuführen.“

Und als mit anderem, womit er das physicalische Cabinet vervollständigt, auch ein sehnlich erwarteter Chronometer anlangte und ihm vorlag, brach er, den nahen Tod vor Augen, in die wehmüthigen Worte aus: „Nun seh' ich meine lange gehegten Wünsche einen nach „dem andern erfüllt vor mir, nach langem Harren und „Entbehren mir den Weg geöffnet und geebnet, um in „meiner Wissenschaft zu erreichen, wornach ich von „jeher strebte; nun könnte mein wahres Leben und Wir„ken erst recht beginnen — da muss ich fort!“ Denn mit der schwindenden Lebenskraft war die arbeitsfreudige Lebenslust nicht gebrochen, und mit Seufzen darf ja der Mensch auf Prüfungen, die Gott auferlegt, antworten, wenn nur nicht mit Murren.

Aber auch die, wenn gleich stummen, doch unverkennbaren Beweise von Theilnahme, Vertrauen, Achtung, Liebe, die ihm, dem Neueingetretenen, von allen Seiten entgegenkamen, durften ihm zum Trost gereichen auf seinem Schmerzenslager, bis er uns in den ersten Nachtstunden des 8. dieses Monats ohne Schmerz und Todeskampf verliess.

Uns, den Zurückgebliebenen, auch denen die ihm gar nicht näher standen, muss es ein wohlthätiges Gefühl sein, glauben zu dürfen, dass ihm während seines ganzen Aufenthalts in unserer Mitte, ausser dem schweren, das ihm von oben auferlegt ward, nichts betrübendes widerfahren ist, dass er es selbst gefühlt hat, wie im Privatverkehr alles ihn mit offenen Armen empfing, wie in seiner öffentlichen Wirksamkeit Collegen und

Regierung allen Wünschen, die er aussprach, freundlichst und freudigst entgegen zu kommen suchten.

So dürfen wir uns getrösten, dass er nicht aus unserer Mitte geschieden sei mit dem schmerzlichen Gefühl der Reue, einer der unserigen geworden zu sein, nur um hier sein frühes Grab zu finden, und die treubewährte Lebensgefährtin mit sechs Waisen in einer noch neuen Heimath zu hinterlassen.

Es wäre Leichtsinn und Anmassung, den selbstredenden Thatsachen noch ein Charakterbild des Dahingeschiedenen beizufügen. Wir alle, die wir hier an seinem Grabe stehen, kannten ihn erst seit Jahresfrist, und das sind die edelsten Naturen nicht, die sich so leicht und schnell und gern in das Innerste ihres Wesens blicken lassen. Was die Herzen schnell gewinnt, kann Gleissnerei sein; was schnell abstösst, ist oft nur eine achtungswerthe Einseitigkeit entschiedener Charakterstärke. Alles muss die Probe der Zeit bestehen und überstehen und erst so sich in seinem dauernden Werth oder Unwerth bewahrheiten. Aber eine Eigenschaft gibt es, die sich schnell kund gibt und die nur durch die unnatürlichste Kunst und Art der Heuchelei, oder durch unlöblichen Mangel an Menschenkenntniss täuschen kann — das ist die Einfachheit der Erscheinung, als unwillkürlicher Ausdruck der Einfältigkeit des Herzens. Und was ist diese Einfalt anderes als die Wahrhaftigkeit? eine Tugend, die allein freilich noch nichts Grosses zu schaffen vermag; aber nichts wahrhaft Grosses, was vor Gott Gefallen finden und auf Erden Bestand haben soll, kann der Wahrhaftigkeit entbehren. Und als ein Bild dieser Herzenseinfalt und Wahrhaftigkeit, dazu mit einem Auge, das Ernst zugleich und Wohlwollen strahlte, trat uns der Verewigte bei seiner ersten Begrüssung entgegen. Wir dürfen beklagen, dass ihm keine Zeit gelassen war, sein

ganzes Wesen allmählich vor uns durch Wort und That zu entfalten, dass ihm noch weniger vergönnt war, seine mit Erfolg begonnenen Entdeckungsreisen im Reiche der Wissenschaft und der Wahrheit fortzusezen; begnügen wir uns statt dessen, das im Sinn und Gedächtniss festzuhalten, was er uns klar zu zeigen vermochte, das Bild einer Natur, wie unser Dichter sagt, oder, wie ein derberes Wort es nennt, eines Mannes aus Einem Stück, welcher das wirklich war, was er zu sein schien und scheinen wollte, ein begeisterter Forscher, der viel geleistet hat und noch mehr zu leisten versprach, ein zuverlässiger Ehrenmann, der mit dem Geiste rastlos vorwärts schritt, und mit Gemüth und Willenskraft auf desto festerem Grunde stand.

Friede seiner Asche!

XIX.*)

Verehrte Versammlung!

Ein Name von gutem Klang ist's, der uns hier vereiniget hat: der Name Nägelsbach. Er soll statt einer Begrüssung wohlthätig in allen Herzen wiedertönen, soll meinen Worten, die sein Bild heraufbeschwören werden, ein günstiges Vorurtheil erwecken und als gute Vorbedeutung dienen.

Vor wenig Wochen mussten wir den theuren Mann zur ewigen Ruhe begleiten, wir, seine Amtsgenossen, ohne Sie, seine Schüler oder jüngeren Freunde, ohne Sie, an deren Wohl seine ganze Seele hing, ohne Sie, denen sein Leben angehört hatte. Sie werden es gern als väterliche Fürsorge, als zuvorkommende Befriedigung Ihres stillen Herzensbedürfnisses anerkennen, dass, nachdem ihn bereits das Grab birgt, wir, die Väter unserer Hochschule, ausschliesslich zu Ihren Gunsten noch eine Todtenfeier anordneten, eine ausserordentliche Feier, gegen alles Herkommen und ohne alle Folge für die Zukunft. Ob ebenso auch im Sinn des Todten, wie

*) Gedächtnissrede für Herrn Dr. Karl Friedrich von Nägelsbach, ordentlichen Professor der Philologie an der Universität Erlangen, gehalten am 21. Mai 1859 in Auftrag des k. akademischen Senats.

nach dem Wunsch der Lebenden? Ja gewiss! aber nur dann, wenn diese Feier sich als reiner Ausdruck unserer Liebe kund gibt, und nicht als eine Ehre, die seinem Werth und Verdienst gebühre. Denn er sah sich gern geliebt, aber ungern gefeiert.

Versteh' ich, der beauftragte Sprecher, meine Aufgabe recht, so soll ich in dieser zunächst Ihnen, theuerste Commilitonen, gewidmeten Feier nicht wiederholen, was ein beredter Mund in der Trauerstunde der Bestattung an der feierlichen Stätte des offenen Grabes mit geistlicher Weihe zu einer gemischten Versammlung über seinen Lebensgang gesprochen; seine erhebenden Worte, die Sie zu hören gehindert waren, sind seitdem Gemeingut auch für Sie geworden. Doch will ich auch nicht als bloser Lobredner eines Mannes auftreten, der des Lobes nicht bedarf, so wenig, als ich ein Todtengericht zu halten mich berufen fühle. Dem wahren Zweck dieser Feier, dem Sinn des Verewigten und, wie ich hoffe, auch dem Wunsch der Versammlung wird nichts besser entsprechen, als wenn ich ein möglichst treues Bild des Geschiedenen, so wie wir ihn kannten, zu geben suche; der unerlässlichen Forderung aller Malerei gemäss aus Licht und Schatten zusammengesezt, und ohne alle Furcht, dass irgend eine Schattenpartie zugleich einem Flecken ähneln möchte. Die manichfachen Verhältnisse, in denen ich selbst seit mehr als einem Menschenalter, seit vollen sechsundreissig Jahren, zu ihm stand, erst als Lehrer, dann als Freund, endlich als Amtsgenosse und — der ältere Mann schämt sich nicht, er rühmt sich dessen, — oft auch als Lehrling, geben mir dazu mehr als manchem andern Muth, Freudigkeit und, wie ich hoffe, auch die Befähigung. Und wenn ich zu diesem Lebensbild auch aus den Worten meines Freundes, die ich in vertrauten Stunden vernommen, einzelne Farben

entlehne, so fürchte ich keinen Verrath zu begehen, kein Vertrauen zu missbrauchen; denn er glich ja jenem Römer, dem sein Baumeister ein Haus zu bauen versprach, in dem ihn niemand belauschen könne; Nein, sagte jener, baue mein Haus so, dass jedermann sehen kann, was ich thue, und hören, was ich spreche.

Der menschliche Geist fühlt sich immer angezogen durch die Betrachtung eines seelenstarken, in sich selbst abgeschlossenen, eines ganzen Mannes, selbst wenn dieser ein selbstsüchtiges Ziel verfolgt mit eiserner Festigkeit; wie vielmehr, wenn so ein ganzer Mann sich frei von Selbstsucht wie irgend einer hielt, und mit aller Wärme des Gemüths und der Liebe und dabei mit gleicher Festigkeit sein Leben in rein sittlichen Bestrebungen aufgehn liess! Und vernehmen Sie auch nichts, als was Ihnen ohnehin schon bewusst ist — diese Stunde ist ja nicht einer nüzlichen Belehrung, sie ist nur der dankbaren Erinnerung gewidmet.

Wir kannten den dahingeschiedenen, den sehnlich vermissten und, wie wir eben jezt schmerzlich fühlen, den unersezlichen Mann als berühmten Gelehrten, als vortrefflichen Lehrer, als einen der edelsten Menschen. So werden diejenigen unter Ihnen, welche das Glück seines Unterrichts und Umgangs genossen, ihn in meinen Worten leicht und gern wiedererkennen, so sollen auch Sie, denen dieses Glück versagt war, ihn wenigstens durch Worte kennen lernen.

Die Wissenschaft beherrschte Nägelsbach, kann man kühn behaupten, nach ihren drei verschiedenen Richtungen, in die Weite, in die Tiefe, und in die Höhe. Die Weite dieser Herrschaft erweist sich in seiner Vielseitigkeit, und für diese zeugt zunächst seine Doppelnatur als gelehrter Philolog und Theolog, noch vor hundert Jahren eine regelmässige, in unserem Jahrhundert eine

seltene Erscheinung. Nicht blos ein geprüfter, sondern auch ein erprobter Theolog war Nägelsbach, und nicht blos an theologischem Wissen, sondern auch an evangelischem Sinne. Ja, ich möchte nicht behaupten, dass die Interessen der Wissenschaft, deren Vertretung ihm amtlich oblag, denen er seine Zeit und Kraft schuldete, seinem Herzen näher standen, als die geistlichen, und auch seine Schriften stehen zum Theil der Theologie nahe genug, um den Titel eines Doctors der Theologie, mit welchem er sich geschmückt sah, vollkommen zu rechtfertigen. Was wohl den Ausschlag bei ihm gab, sich dennoch lieber dem weltlichen Beruf zuzuwenden? War es die Ueberzeugung, dass der Lehrerberuf, wenn nur mit christlichem Geist geübt, der Wirksamkeit eines Geistlichen ebenbürtig ist, und, sobald er nur will, aufhört ein rein weltlicher zu sein? Oder hatte ihn die grossartige Einfalt der alten Schriftsteller, eben weil sie seiner eigenen Natur entsprach, schon als Knaben so mächtig angezogen, dass er aus reiner, wirklicher Liebe zu ihnen sein Leben ihrem beständigen Umgang widmete? Ich weiss es nicht; aber dass er sich für die Alterthumsstudien entschieden, diesen Entschluss hat weder er selbst jemals bereut, noch darf ihn die Wissenschaft und die Welt beklagen, selbst die Kirche nicht, der er scheinbar dadurch seine Dienste entzog. Auch die Alterthumskunde beherrschte er in ihrem weitesten Umfang. Kann man an dieser Wissenschaft zwei Seiten unterscheiden, ihre rein wissenschaftliche und eine sittliche, die sie zur Jugendbildung eignet, so sehen wir ihn beiden Seiten mit gleichem Erfolg zugewendet; der lezteren freilich mit entschiedener Vorliebe; denn er wollte, wie er sagte, zeitlebens das bleiben, was er bis zu seiner vornehmeren, keineswegs höheren, Thätigkeit auch geheissen habe — ein Schulmeister.

Und dürfen wir in dem umfassenden Gebiet der Philologie ihren sprachlichen und ihren blos geschichtlichen Theil als Gegensäze betrachten — wie weit auseinander lag die Erforschung des homerischen Sprachgebrauches oder sein neues Gebäude einer lateinischen Stilistik mit der Darstellung der griechischen Theologie und der römischen Staatsalterthümer, und wie unter sich verschiedene Einsichten und Studien erheischten seine von Ihnen hochgefeierten Vorträge über Aeschylus und Demosthenes, über Aristophanes und Plato, über Cicero und Horatius und Juvenal! Und bei alle dem blieb sein Herz weit genug, um an allen neuen Erscheinungen auch auf dem Gebiet der Theologie und Philosophie, der Dichtkunst und der Redekunst, wie an dem Gang der Weltgeschichte den regsten Antheil zu nehmen; denn anders als mit ganzer Seele vermochte er auch das ihm fernerliegende nicht zu betreiben.

Erfreute er sich dieser Weite und Vielseitigkeit vielleicht auf Kosten der Tiefe und Gründlichkeit seines Wissens? Kein Vorwurf hätte sein Gefühl schmerzlicher getroffen als dieser, und ich spreche in seinem Sinn, wenn ich ihn sagen lasse: Zehnmal lieber ein treuer Arbeiter in Einem Fach mit Beschränktheit und Einseitigkeit, als ein geistreicher aber seichter Vielwisser!

Ich unterlasse es jene Gründlichkeit des Wissens an ihm zu rühmen oder nachzuweisen, deren Mangel offenbare Schande bringt; aber auch im weitesten Sinne wurzelte sie in seinem tiefsten Wesen. Ein Kind der Ungründlichkeit ist die Uebereilung im Urtheilen und Handeln. Wahrhafte Bewunderung verdiente es bei seiner ungemeinen, oft krankhaft scheinenden Lebhaftigkeit, wie fern er troz derselben von aller Uebereilung blieb. Geirrt mag er oft haben, wie andere Geister gleich hohen Ranges; aber wer, frage ich, hat je ein Urtheil aus seinem

Munde vernommen, das er unbesonnen, oberflächlich nennen konnte? Zwar fühlte er sich begabt genug, zwar zeigte er sich in jedem Augenblick genug Herr seines Wissens, um das Wahre meist auf den ersten Blick zu erkennen; allein trat der entgegengesezte Fall ein, dann forderte er Bedenkzeit, und nur selten bezichtigte ihn die Folge, dem ersten Eindruck ein übertriebenes Vertrauen geschenkt zu haben. Dieses stolze Bewusstsein beständiger Gewisssenhaftigkeit im Urtheilen trug er lebhaft in sich, und der Leichtsinn schien ihm eine Schwäche, die sogar an das Laster gränze. Von diesem Standpunkt aus will auch jene scheinbare Hartnäckigkeit geschäzt sein, mit der er das einmal ausgesprochene Urtheil verfocht. Darf das Bestreben Recht zu behalten überhaupt als Fehler zählen, dann gehört dieser Fehler wenigstens zu den ritterlichen, die troz aller Verwerflichkeit doch niemals Unehre bringen. Aber war Nägelsbach schwer von einer einmal gefassten Ansicht zu bekehren, so lag dem etwas tieferes zu Grunde, als blos persönliches Ehrgefühl, als die blose Scham nachgeben zu müssen; nämlich er konnte sich nicht besiegt geben, ohne zugleich Gewissensvorwürfe zu empfinden. Denn je gewisser ihm alles heiliger Ernst war, und je grundsäzlicher er man kann sagen niemals eigentlich s c h e r z t e, desto mehr wollte er mit jedem seiner Worte nichts als baare gültige Münze geben. Bei dieser Gesinnung schien ihm ein übereiltes Urtheil aus s e i n e m Munde nicht blos ein menschlicher Irrthum, sondern gleichsam eine sträfliche Täuschung. Folgerecht zeigte er sich auch allen kühnen Griffen in der Wissenschaft und dem überraschenden Umsturz altgeheiligter Ansichten abhold; denn an dem, was er in seiner Jugend gelernt und als Wahrheit erkannt, hing er mit einer Art Pietät und Treue, gleichwie an alten Wohlthätern und Freunden. Und war die alte Ansicht etwa mit seinem

Gemüth verwachsen, und glaubte er sie gar mit absprechendem Uebermuth befehdet, ja dann konnte er auch in Entrüstung überwallen, wenn er einen Cicero, dessen Humanität er hoch hielt, um seiner Schwächen willen gänzlich in den Staub getreten sah. Diese Anhänglichkeit an das Alte dürfte dem stürmischen Forscher vielleicht frommer Aberglaube scheinen, nimmermehr aber war sie arbeitsscheue Bequemlichkeit dem Neuen und dem Fortschritt gegenüber.

Mit jener Vielseitigkeit und mit dieser Gründlichkeit vereinigte Nägelsbach auch die Fähigkeit und Neigung, seine Wissenschaft von ihrem höchsten Gesichtspunkt aufzufassen. Darum pflegte er sie, wie mit Scharfsinn, so auch mit Hochsinn und mit Geist; wie mit dem treuesten Fleiss, so auch mit einer warmen Liebe, die der Begeisterung glich. An allumfassender Kenntniss des Alterthums, an Wiz und Scharfblick, an dem Ruhm neue Bahnen gebrochen zu haben, mag mancher Fachgenosse hoch über ihm stehen; an aufrichtiger L i e b e zu den alten Meistern und ihren Werken that es ihm keiner zuvor, auch in der älteren Zeit nicht, in welcher noch diese Studien mehr einer schönen Kunst als einer strengen Wissenschaft glichen. Für viele Forscher hat die würdige Geistesarbeit, das dunkle Alterthum aufzuhellen, noch mehr Anziehungskraft, als der sinnige Genuss seiner Anschauung, den sie als ein leichteres Geschäft dem unzünftigen Liebhaber überlassen. Nägelsbach gehörte nicht zu diesen. Bei aller Fähigkeit zur Selbstverläugnung hätte er sichs nimmermehr zugemuthet, jahrelange Arbeit an die Läuterung und Erläuterung eines alten Schriftwerks zu wenden, das kein andres Verdienst ansprechen kann, als das, dem Alterthum anzugehören. Allein nie erlaubte er sich ein Wort des Spottes, der Geringschäzung, des vornehmen Mitleids, wenn er Fachge-

nossen solchen Fragen, die ausschliesslich der strengsten Wissenschaft angehören, und nur eine mittelbare Bedeutung für die bildende Kraft des Alterthumsstudiums ansprechen, ihre Zeit und Thätigkeit widmen sah; um so öfter hörten wir ihn gegen den verderblichen, aus Hochmuth erwachsenden Irrwahn eifern, in der Wissenschaft das minder wichtige darum dem Nichts gleichzustellen. Auch wollte er in solchen Dingen des todten Wissens darum, weil sie ihn kalt liessen, doch keineswegs ein Fremdling bleiben; irgend etwas in seiner Wissenschaft nicht zu wissen, was sich wissen liess, verlezte sein Ehrgefühl, oder mehr noch, schien ihm eine Pflichtversäumniss. Jedoch wahrhaft fesseln und warm machen konnte ihn das Alterthum nur so weit, als es den Ideen der Sittlichkeit und Schönheit als Spiegel dient, unmittelbar auf Geist und Herz wirkt, und beide unmittelbar oder auf Umwegen bilden und veredeln hilft. Und zu diesem Zweck besass und übte er jene wohlthätige Kraft und Kunst der innigen Bewunderung, die so manchmal dem stärksten Geiste über der klaren Erkenntniss unvermerkt verloren geht.

Nägelsbach war mehr Denker als Dichter, schwärmte zwar, aber nur mit dem Herzen, niemals mit der Vernunft, und wünschte, falls ihm die rechte Mitte zu finden nicht gelinge, lieber der derben Nüchternheit des Verstandes, als einer weichlichen Uebermacht des Gefühls zu verfallen. Allein sein Beispiel ist ein sprechender Beweis, wie der Meister in der Wissenschaft mit seiner Forderung das einzelnste und kleinste durchdringen kann, ohne seinen Blick für das grössere dadurch trüben, ohne seinen Sinn für das Ganze schwächen zu lassen. Hätte der Schwung seiner Phantasie zu solch' höherer Auffassung nicht genügt — die Wärme seines Gemüths ersezte das Mangelnde; denn diese beiden Kräfte sind es, die den

Menschen über das Gewöhnliche erheben. Doch niemals verlieh er jener tief empfundenen Liebe und Bewunderung einen Ausdruck durch inhaltsleere Lobsprüche, nach Art der zwar entzündbaren aber denkunlustigen Gefühlsmenschen. In der Wissenschaft bei dem Gefühl stehn zu bleiben schien ihm bloser Dilettantismus. Sein Bedürfniss nach klarer Einsicht in Grund und Wesen, seine Uebung in methodischem Denken, seine Gabe das Nebelhafte in klares Licht zu verwandeln, das alles drängte ihn, allem, was er sprach und schrieb, nach Möglichkeit eine streng wissenschaftliche Gestalt und Ordnung zu geben.

So offenbar sich Nägelsbach in der Studirstube und auf dem Lehrstuhl in seinem eigentlichen Beruf fühlte, so wenig entzog er sich dem Geschäftsleben, wenn es ihn rief. Mit Widerstreben übernahm er, noch ein Neuling in den akademischen Geschäften, das Prorectorat, das an unserer Hochschule mehr als an anderen mit zeitraubenden, unerquicklichen, dem Gelehrten ganz fremdartigen Geschäften verbunden ist; aber was er einmal als seine Pflicht erkannt, dem gehörte er mit der gesammeltsten Geisteskraft an, und er erlaubte sich über seinen Zeitverlust wohl manchen lauten Seufzer, aber niemals selbst kein stilles Murren. Und führte er dieses Ehrenamt im grossen mit ebensoviel Kraft als Einsicht, so liess er im kleinsten nichts weniger als Pünktlichkeit, Gewandtheit, Raschheit und Entschiedenheit vermissen, Tugenden des Geschäftslebens, deren Mangel einem rastlos thätigen und begeisterten Gelehrten gern verziehen wird. Denn seine ausgebildete Gewissenhaftigkeit, gepaart mit der vollsten Herrschaft über sich selbst, liess ihn den hohen Geist der Ordnung so heilig halten, dass ihm deren Störung eine wenn auch kleinere S ü n d e schien.

Mit grösserer Freudigkeit folgte er dem Ruf zu Geschäften, wo es galt durch entschiedene Gesinnung und

kräftige Rede eine Sache zu vertreten, die ihm am Herzen lag; und wenn es das galt, so fiel das Auge der Wählenden zunächst auf ihn. Diese Anerkennung führte ihn vor zehn Jahren nach Jena, wo Abgeordnete fast aller deutschen Hochschulen gemeinsam über eine möglichst freisinnige und zeitgemässe Umgestaltung der deutschen Hochschulen berathen sollten und beriethen. Und hat diese Versammlung, wie so manches Bestreben jener Zeit, wenn vielleicht auch unsichtbare, doch keine greifbaren Früchte getragen, so half er dafür, von unserem König zu einer ähnlichen Berathung in die Hauptstadt berufen, dem zum Sieg, was er eine Lebensfrage des gedeihlichen Studiums nannte, zu einem Sieg, dessen Früchte Sie, verehrte Commilitonen, jezt unverkürzt geniessen, und Sie werden Sich freuen, von mir zu hören, wem Sie ihn zum grossen Theil verdanken. Es ist diess die Hörfreiheit. Zwei Grundsäze, beide mit voller Berechtigung, standen sich gegenüber: hier missliebiger Zwang zur Ordnung mit der vermeintlichen Aussicht auf sicheren Erfolg, dort die Wohlthat einer freien Selbstbestimmung mit den Gefahren ihres Missbrauchs. Nägelsbach, der begeisterte Vorkämpfer aller vernünftigen Freiheit, sah in jener altherkömmlichen Ordnung einen ihm verhassten Geisteszwang, er stand auf der Gegenpartei, und freute sich des vermittelnden Beschlusses, der die freie Wahl des Studienplanes als wesentlichsten Theil der akademischen Freiheit gewährleistete, und sich begnügte, sie durch rücksichtsvolle Vorsichtsmaassregeln gegen Missgriffe jugendlicher Unerfahrenheit wohlthätig zu beschränken. Das zählte er nicht weniger zu den Triumphen seines Lebens, als den ungetheilten Beifall, den seine Schriften und Vorträge fanden, und erfreute sich der erwünschten Folgen, wenigstens an unserer Hochschule; eine Ueberzeugung, die er seines Theils auf

das innigste hegte und selbst unserm Könige gegenüber auf das entschiedenste aussprach. Sie aber, meine Herren, zu denen ich vorzugsweise zu sprechen habe, werden den Dank für ein erobertes Gut, dessen Entbehrung freilich Sie selbst nie empfunden haben, nicht anders bethätigen können, als wenn Sie diese Hörfreiheit in dem Geiste geniessen, in welchem deren Vorkämpfer sie Ihnen gönnte.

Die Beredsamkeit, die er bei solchen Gelegenheiten entwickelte, trug vollständig das Gepräge seines Wesens. Allen absichtlichen Schmuck der Rede verschmähte er, modische Schlagwörter, auf augenblicklichen Eindruck berechnet, waren ihm ein Greuel, seine Einbildungskraft war zu sehr gewöhnt unter der Herrschaft der Vernunft zu stehen, als dass sie ihm ihre angenehmen aber gefährlichen Dienste aufgedrängt hätte — und doch sprach er vortrefflich. Seine Kunst bestand darin, dass er der Wahrheit oder wenigstens dem Wesen, das ihm die Wahrheit schien, unverwandt ins Gesicht blickte, nicht rechts nach dem Beifall der Hörenden, noch links nach den Folgen seiner Worte absah; und so sprach er, vorbereitet oder nicht, mit einem sicheren Selbstvertrauen und einer einfachen Klarheit, wenn blos sein Verstand ihm das Wort eingab, mit einer hinreissenden Wärme und Innigkeit, so oft zugleich sein Herz bewegt war, gleich als wenn die Wahrheit selbst und nicht blos seine Ueberzeugung spräche.

Das war Nägelsbach als Gelehrter, in seinem vollen Werth anerkannt in ganz Deutschland, und eben darum so mancher Versuchung ausgesezt, seinen hiesigen Wirkungskreis mit einem auswärtigen zu vertauschen. Denn oft, besonders wenn auf Reisen der Zufall ihn mit einflussreichen Männern zusammengeführt hatte, und diese seinen hohen Ruf durch seine persönliche Erscheinung

noch überboten fanden, oft drohte uns die Gefahr ihn zu verlieren, und nur Nägelsbachs dankbare Anhänglichkeit gegen unsere Hochschule, die er die Pflegerin seiner Jugend und die Gründerin seines Glückes nannte, konnte den Verlust abwenden, zu unserer und unseres Königs Freude — vielleicht auch zu seinem eignen Wohl; denn schwerlich hätte die Herrlichkeit einer Grossstadt und der Verkehr mit grossen Geistern sein Gemüth vor dem Heimweh geschüzt nach seinem lieben Frankenland.

Diese Tugenden des Gelehrten gaben seinen Vorlesungen jenen Gehalt, der Ihnen ein unbedingtes Vertrauen einflösste, nichts Zweifelhaftes für ausgemachte Wahrheit zu empfangen. Mit diesem Vertrauen hat der Lehrer schon viel, ja die Hauptsache gewonnen, und sein Lehrling kann mit Recht mehr nicht *verlangen*. Aber der vorzügliche Lehrer kann noch mehr *geben*. Und was Sie noch in lebendiger Erinnerung tragen, lassen Sie mich auch in Worte fassen, und wenn Sie die unmittelbare Erfahrung machten, *dass* er auch durch die Form seines Vortrags Sie bald hinriss, bald fesselte, jedenfalls gewaltig auf Sie wirkte, so hören Sie vielleicht nicht ungern aus dem Mund eines alten Lehrers die Erklärung, *wodurch* diess geschah.

Ein absichtliches Studium einer wirksamen Vortragsweise lag seiner Kunst keineswegs zu Grunde. Viel anderes hatte er nur im Schweiss seines Angesichts durch Lernen und Nachdenken erobert, aber die rechte Lehrmethode, meinte er, pflege einem wahrhaft sicheren Besiz des Lehrstoffs von selbst zu folgen; ja ich hörte ihn jene Lehrer bedauern, die ihren Mangel an Herrschaft über den groben Stoff durch eine desto feinere Anordnung und Behandlung zu ersezen suchen und diess zu können glauben. Wer seine Vorträge hörte, bewunderte die Klarheit und Bestimmtheit in allem was er sprach; diese

nüchternen Vorzüge der Rede fördern jederzeit den Zuhörer, wenn sie auch nicht sein ganzes Wesen ergreifen. Aber auf seltene Weise vereinigte Nägelsbach mit jener Besonnenheit eine gleich grosse Lebendigkeit, die durch eine voll- und wohltönende Stimme sich unterstüzt sah. Zu diesen und allen übrigen Lehrgaben kam jedoch noch eine Eigenschaft hinzu, die sich in der Schulstube häufiger findet als auf der Hochschule, vielleicht auch ihrem Wesen nach auf der Schule ihren eigentlichen Plaz findet, die aber keinenfalls irgend eine Art des Vortrags verunziert. Es gibt zwei Weisen des Vortrags. Alle Achtung vor einem Lehrer, der im Kreis gereifter Zöglinge sich ganz und völlig in die Sache und die Wissenschaft versenkt, in allem Verkehr mit der Aussenwelt nur Störung und Zerstreuung sieht, gleich als spreche er nur mit sich selbst und lasse an seinem lauten Denken den Lehrling ganz freiwilligen, unbeachteten Antheil nehmen. Und Lehrer von umfassender Wirksamkeit haben oft so und nicht anders gelehrt. Zu dieser Art erhabener Ruhe hat sich Nägelsbach nie emporgeschwungen. Herz und Geist, Verstand und Gemüth wohnten in seinem Ich allzunahe bei einander, um ihn auch nur einen Augenblick vergessen zu machen, dass er Menschen, denkenden, fühlenden Menschen gegenüberstehe, und zwar solchen, gegen die ihm Pflichten oblagen. Ihm genügte es nicht, blos Zeugniss von der Wahrheit zu geben; es war ihm Herzenssache, sich auch begriffen zu sehen, auch Glauben zu finden; seine Rede bemühte sich ihn zu erzwingen, sein Auge bat gleichsam darum und suchte begierig einem andern Auge zu begegnen, das an seinem Munde hinge. Sie, meine Herren, werden beide Arten des Vortrags in ihrem vollen Werth gelten lassen, während Ihnen die Freiheit bleibt, der gemüthvollen Weise, an welche Nägelsbach Sie gewöhnte, den Vorzug zu geben.

Wie oft klagte er in meiner Gegenwart, den vielen Jünglingen, die ihm ihr Vertrauen schenkten, sich nicht noch mehr hingeben zu können, als er thue; durch Rath, Zusprache, und jenen manichfachen, traulichen Verkehr auch ausserhalb des Hörsals, den nur eine nicht überfüllte Hochschule gestattet! „aber, sagte er, meine Fähigkeit zu sprechen ist völlig erschöpft mit jener Anstrengung, die der Lehrstuhl selbst mir auferlegt.“ Die Kraft und Ausdauer seiner schon längst leidenden Brust hielt der Kraft und Lebendigkeit seines Vortrages nicht das Gleichgewicht.

Allein all sein Thun und Wirken bildet nur die kleinere Hälfte seines Werthes. So versuch' ichs denn, auch das innere Sein und Wesen des edlen Menschen vor Ihre Seele zu führen. Denn er stand Ihnen nahe genug, um Sie auch in sein Herz blicken zu lassen, und nicht wenige leben unter Ihnen, und nicht in Ihrer Mitte allein, die in dem Lehrer zugleich ihren Gewissensrath und, bewusst oder unbewusst, auch ihr sittliches Vorbild, ein Urbild wahrer Humanität ehrten. Wenn es in jedem menschlichen Charakter Einen Grundton und Grundzug gibt, der in jedem seiner Worte und Handlungen wiederklingt und wiederstrahlt, so war es bei Nägelsbach die Wahrheit und Gerechtigkeit, jene Tugend, in welcher alle Sittlichkeit zugleich wurzelt und gipfelt, jene Tugend, welche dem germanischen Volksstamm vor andern eignet und ihn, wie die neuesten Tage beweisen, scharf von dem romanischen Blute unterscheidet. Dem ächt deutschen Mann war diese unerschütterliche, einfältige Wahrheitsliebe keine erworbene Tugend, sie war ihm angeboren. Wer ihn zum erstenmal sah, dem musste schon der kinderreine Blick seines treuen Auges und die sichere Einfalt seiner Rede unbedingten Glauben einflössen, und wer ihm näher stand, der meinte dreist verbürgen zu

können, dass über diese Lippen, seit sie zu sprechen anfingen, mit Wissen kein unwahres Wort gegangen. An einem solchen Mann die Rechtschaffenheit im Wandel und die Treue gegen seine Freunde wie gegen seinen Beruf rühmen, das hiesse, wie Tacitus sagt, an seiner höheren Trefflichkeit sich versündigen. Aber das war Nägelsbachs Eigenthümlichkeit, dass er schon vor dem blosen Gedanken an Selbstsucht, ja vor dem möglichen Schein der Selbstsucht eine Art von Schauder empfand. Dieses Gefühl schüzte ihn selbst vor der Gefahr, in grossen oder kleinen Dingen zwischen der guten Sache und seinem Wunsch oder Urtheil zu schwanken und eine Wahl treffen zu müssen; denn das Gefühl der Pflicht, sein persönliches Wohl dem Besten anderer oder der Gesellschaft aufzuopfern, war bei ihm ein natürliches; was andern als Edelmuth erscheint, das nannte er nur Gerechtigkeit, und die Selbstverläugnung galt ihm für einerlei mit Selbstbeherrschung. Verehrte Freunde, die Sie so lange Zeugen seiner Worte und Handlungen waren, wollten Sie Sich Nägelsbachs Persönlichkeit vorstellen, wie er aus irgend einem Beweggrund, aus Liebe oder Abneigung, aus Menschenfurcht oder Mitleid gegen seine Ueberzeugung gesprochen oder gehandelt hätte, — Ihre Einbildungskraft würde Ihnen den Dienst versagen. So weich seine Seele geschaffen war, so wenig er sein Herz dem Walten des blosen Gefühls verschloss — so stark und unbeugsam bewies er sich, wenn es galt, diesem blosen Gefühl den Mann entgegenzustellen und seine starke Willenskraft zu erproben. Wir sahen ihn wohl in ernsten Stunden, in denen sein Pflichtgefühl in Kampf gerieth mit den rein menschlichen Gefühlen der Freundes- oder der Menschenliebe oder des Mitleids. Der wohlwollende Mensch verräth in solchen Augenblicken einen innern Kampf, einen Zwiespalt der Seele mit sich selbst,

Aber wer so gut und zugleich so stark und klar ist, wie unser Freund war, dem bleibt der Schmerz zwar nicht des blutenden, aber des zweifelnden Herzens erspart. Und so sehen wir zu Zeiten auch ihn unseres Luthers weltgeschichtliches Wort in kleinerem Kreis, aber mit demselben Geist wiederholen: Hier steh' ich, ich kann nicht anders!

Bei diesem tiefen Ernst, der sein ganzes Leben durchdrang, fehlte ihm doch nichts weniger als Jugendlichkeit und Lebensfrische. So wenig diese sich in seinen Arbeiten verläugnet, die troz ihrer frühen Altersreife doch keine Spur von kleinlicher, peinlicher Aengstlichkeit an sich tragen, so trat sie doch besonders wohlthätig hervor in seinem Umgang, in den spärlichen Stunden, die er seiner Erholung zum Opfer brachte. Nie liess er da auch im Kreise jüngerer Freunde seine Ueberlegenheit an Jahren und Kenntniss auf andre als die wohlthätigste Weise empfinden, auch wenn der Gang des Gespräches ihm Anlass gab, mehr belehrend als mitsprechend aufzutreten; denn eine leichte Conversation ohne Inhalt und Gehalt konnte sich in seiner Gegenwart nicht behaupten. Aber auch der Heiterkeit verschloss er sich keineswegs, und es war eine Freude mit anzuhören, wie herzlich er mit den Lachenden lachte. Er fühlte sich da ganz in seine Jugendzeit zurückversezt, wo er als Mitglied jener Burschenschaft, die vor Jahrzehnten eben so viel Achtung genoss als Verfolgung erfuhr, alle Freuden der akademischen Freiheit, unbeschadet seines innern Ernstes und seines rastlosen Fleisses, fröhlich mitgenossen hatte. Und der Zufall vergönnte ihm das Glück, umgeben von gleichgesinnten Jugendgefährten, die mit ihm zu gleichen Würden gelangt, dieses traulichste Zusammenleben zu erneuern; denn das Grundgefühl, das sie früher verband, hatten sie alle treu bewahrt, nur durch die Lebenserfahrung geläutert.

Freilich, wenn das flüchtige Wort unseres Dichters: „wer sich nicht selbst zum Besten haben kann, der ist gewiss nicht von den Besten“, in voller Wahrheit bestände, dann hätte ihm für den Umgang etwas gemangelt. Denn zu dieser Art Selbstverläugnung fehlte ihm jener leichte Sinn, dessen Zerrbild wir Leichtsinn nennen. Dieser leichte Sinn, der an sich zwar nimmermehr eine Tugend, aber oft eine dankenswerthe Mitgabe der Natur ist, um das Leben bald erleichtern, bald auch verschönern zu helfen, er war seiner Natur versagt, und mit ihm die Fähigkeit und Neigung zum eigentlichen Scherz. Ich würde ein unvollständiges Bild unseres Freundes geben, wenn ich aus Furcht vor Missdeutung Bedenken tragen wollte, diess auszusprechen. Und ich frage Sie, seine Freunde, Sie, seine Schüler: haben Sie je ihn eigentlich scherzen hören? Hätten Sie ihn gern scherzen hören? Haben Sie das Scherzen an ihm vermisst? Selbst der unschuldigsten Ironie blieb er so fern wie dem verlezenden Spott, und sah sich auch nicht gern selbst zu ihrem Ziel gemacht. Diese Kunst und Lust stimmte so wenig zur Ganzheit eines Nägelsbach als zu dem Wesen jenes Mannes, mit dem sich niemand ungern vergleichen lässt; denn auch Göthe — so urtheilte eine weltberühmte Frau — erschien unendlich liebenswürdig, so lang' er ernsthaft sprach; nur spassen durfte er nicht.

Es hing dieser Zug auf das innigste mit dem edelsten Theil seines Ich zusammen. Denn nicht genug, dass der Müssiggang für ihn eine Unmöglichkeit war, er besass auch nicht die Gabe, seinem Geist zu Zeiten jene unbedingte Ruhe zu gönnen, wie sie die menschliche Natur gebieterisch fordert. Jede Art von Spiel, mit dem der Erwachsene, oft der geistreichste Mann seine Mussestunden ausfüllt, und sich für den Ernst des Lebens neu

stärkt, war ihm völlig unbekannt, ja musste seinem Gefühl verdammlich erscheinen, als leichtsinnige Vergeudung der kurzen, theuren Lebenszeit, hätte ihn nicht seine Duldsamkeit gegen andere, die seiner Strenge gegen sich selbst die Wage hielt, zur Nachsicht gestimmt. Denn für ihn musste alles einen Hintergrund und einen Zweck haben; alles Spiel aber gehört ausschliesslich dem Augenblick an. So bestand alles, was er Erholung nannte, in einer fortgesezten, nur gemässigteren Anstrengung seines Denkvermögens. Denn er blieb gleich aufgeregt im Kreise seiner Freunde, wie in seinem Amtsberuf. Diese Unfähigkeit zu einem wirklichen geistigen Ausruhen, gleichsam zu einem wohlthuenden Mittelzustand zwischen der angestrengten Thätigkeit und dem todesähnlichen Schlaf war das einzige, worüber die Freunde mit dem Freunde haderten. Sie erkannten schon längst in ihr den Grund jener unnatürlichen Schlaflosigkeit, die ihn seit Jahrzehnten quälte und den schön und kräftig geformten Körper, dessen Aussehen ein hohes Greisenalter verhiess, langsam aber um so sicherer einem frühen Grab zuführte.

Seiner Seelenstärke stand eine unbeschreibliche Milde der Gesinnung und eine ihr entsprechende Freundlichkeit des Benehmens zur Seite. Der Spruch: „zeige dich stark in der Sache, mild in der Form!“ ward von wenigen in gleichem Maass wie von ihm geübt. Wir sahen ihn oft und gern in leidenschaftlicher Erregtheit, aber wann je in der Leidenschaft des Zornes oder auch nur eines belästigenden Unmuthes? Wen hat er je in der Hize des lebhaftesten Streites verlezt? Ja, unglücklich hätte er sich gefühlt, wäre ihm ein verlezendes Wort, absichtlich oder nicht, entfahren, und die starken Seelen, denen die fremde Empfindlichkeit gleichgültig bleibt, so lange sie sich in ihrem Recht fühlen, waren keine Gegenstände seiner Neigung.

Alles, was ihn uns auf diese Weise so liebenswürdig und verehrungswerth machte, das alles konnte er seiner guten Natur und seiner allgemeinen Bildung und seinem Umgang mit den edlen Heiden verdanken; aber zwei andere Eigenschaften, die sein Wesen krönten, verriethen in ihm den gläubigen Zögling einer höheren Offenbarung; das war die Demuth und die Liebe, wie er sie verstand, als christliche Demuth, als christliche Liebe. Auch die edlen Griechen und Römer kannten diese Namen, ehrten und übten diese Tugenden nach Vermögen, aber wer sich völlig in ihren Geist und in die Herrlichkeit des Alterthums versenkt, dem steht die Versuchung nahe, sich bei einer halben Demuth und einer halben Liebe zu beruhigen. Vor dieser Gefahr schüzte unseren Freund seine christliche Erziehung im Elternhaus und seine christliche Erkenntniss im frühen und im späteren Lebensalter.

Freunde des Verewigten! Die Kunst, mit wenig Worten viel zu sagen, übt sich leicht, wo die Sache selbst lautes Zeugniss gibt: Sein Umgang mit den Alten hatte sein ganzes Wesen geadelt, sein christlicher Glaube hatte es geheiligt.

Auf dem Sterbelager sprach er das Gefühl seines nahen Endes aus, in einem altklassischen Vers, wie er gern that: „Ich habe gelebt, und steh' nun am Ziel der beschiedenen Laufbahn.“ Er sprach diess mit einem Ton gemischt aus irdischem Schmerz und himmlischer Freudigkeit, als wollte er hinzufügen: „früh, und früher als mein Wunsch war, aber wenn mein Schöpfer ruft, nicht allzufrüh!“ Lassen Sie uns hinzusezen: „mit allen Ehren für ihn und mit reichem Segen für viele.“ Nach Werken, nicht nach Jahren will das wahre Leben gemessen sein. Doch nicht auf sein Wirken blickte er mit Zufriedenheit zurück, vielmehr, wie das lezte Wort des

Sterbenden: „Dank und Segen!“ bezeugt, auf die reich empfangenen Gnaden, deren Gipfelpunkt er in seinem Familienglück erkannte. Während seiner ersten Ehestandsjahre, in einer Zeit, in welcher die Bedürfnisse und die Bitten des Schulstands, dem Nägelsbach noch angehörte, vor tauben Ohren verhallten, hatte er allerdings mit Sorgen gekämpft; aber das nannte er schon damals keine Prüfung, und später nur ein wohlthätiges Mittel, um das Glück einer sorgenlosen Lage, wie er sie zulezt genoss, desto inniger zu empfinden und desto dankbarer zu geniessen. Gern sprach er immer von jener Zeit, und es war rührend, ihn die leiblichen Entbehrungen schildern zu hören, die er, und wie er nie zu rühmen vergass, noch mehr seine seelenstarke Gattin sich damals auferlegte, um das, was beide die höheren Bedürfnisse nannten, befriedigen zu können: andern zu helfen, mit Anstand zu leben, und dem gelehrten Hausbedarf nichts fehlen zu lassen. Und als ihn mitten in seinem hiesigen Glück der harte Schlag traf, einen hoffnungsvollen Sohn zu verlieren, seinen erstgeborenen, im ersten Jahr von dessen ärztlicher Thätigkeit, da kannte er einen weit besseren Trost, als der weise Sokrates, der im ähnlichen Fall sich sagte: ich wusste ja, dass ich nur einen sterblichen Sohn besass.

Sollen wir ihn etwa glücklich preisen, dass ihn der Tod den vielleicht schweren Tagen und Prüfungen, denen wir Ueberlebenden entgegensehen, wohlthätiger Weise entrückt habe? Das dürfen wir, seine Freunde, ihm vielleicht gönnen, aber er selbst hätte diesen Trostgrund zurückgewiesen. Denn hat er auch seinen persönlichen Muth zu bewähren wenig Gelegenheit gefunden, so gab doch sein eben so ruhiges als entschiedenes Auftreten jedem die Gewissheit, wie fremd seinem Wesen jede Art von Furcht war. Viele Tage des Glücks hatte er mit

uns genossen, er hätte freudig auch Sorgen und Leid mit den Seinen und mit uns getheilt; ja er hätte bei seiner glühenden Liebe zum deutschen Vaterland und bei seinem Gottvertrauen mitten in Gefahr, Kampf und Leid dem endlichen Sieg der Wahrheit über die Lüge, des Lichts über die Finsterniss mit Zuversicht entgegengesehen, und anderen durch sein Beispiel, seine Rede, seinen unerschütterlichen Glauben zur Stärkung gedient.

Hüten wir uns auch, den Geist des edlen Todten, von dem wir uns gern umschwebt glauben, durch Verheissung eines unsterblichen Ruhmes zu beleidigen! Dieses gleissnerische Schattenbild mag unseren wälschen Nachbar noch im Angesicht des Todes kizeln und trösten, ihn, dem der Weltruhm seine Unsterblichkeit, seine Seligkeit, sein Gott ist, aber nimmermehr einen Christen, einen Nägelsbach. Thäten wir's dennoch, so würde ich die wohlbekannte, ernstfreundliche Stimme des Verklärten, dem im Leben jede Anerkennung seines Werthes eine maasslose schien, also zu vernehmen glauben: „Nicht auf diese Weise ehret mich, ihr Geliebten! Was ich durch Gottes Gnade etwa geleistet, verschwimmt bald im Ocean der Wissenschaft, und mein Name fällt mit tausend glänzenderen Namen dem Dunkel anheim; den irdischen Ruhm, der nie Ziel noch Wunsch meines Lebens war, erkenne ich jezt noch vollkommener als ehemals in seiner Nichtigkeit. Was ich im Leben allein suchte, das hab' ich gefunden, Gnade bei Gott, nicht weil ich viel geleistet, sondern weil ich viel geliebt. Als irdischer Lohn genügt mir ein l i e b e n d e s Andenken, bei euch, ihr älteren Freunde, m i t denen ich lebte und liebte, und bei dir, du jüngeres Geschlecht, f ü r das ich liebend lebte."

Die Geschichte bewahrt vielleicht seinen jezt noch hochgefeierten Namen länger als er geglaubt; aber ein

dankbares, gesegnetes Andenken voll hoher Verehrung und inniger Liebe bei den Ueberlebenden, Alt und Jung, nah und fern, das dürfen wir ihm getrost verbürgen; und verdient er's, dass wir ihn auch thatkräftig ehren, dann wollen wir nie vergessen, was uns in seinem Auftrag an seinem offenen Grab als das irdische Glaubensbekenntniss des Sterbenden verkündigt wurde: „Bewahret die klassischen Studien, sonst bricht die Barbarei über uns herein! aber haltet auch fest am Evangelium, sonst bleibt das Alterthum unverstanden und bringt uns unheilvolles Heidenthum!" Ja, an diesem seinem Wort wollen wir festhalten, dieses sein Werk wollen wir fördern!

Anhang
pädagogisch-philologischen Inhalts.

I.

Didaktische Erfahrungen und Uebungen.*)

Ein Gelehrter oder ein Lehrer, der diese Blätter zur Hand nimmt, um eine materielle Belehrung daraus zu schöpfen, wird sich bald auf das unangenehmste getäuscht sehen. Was er darin findet, ist für ihn lautere Trivialität, oder wenn er hie und da auf eine neue Zusammenstellung von Bekanntem stösst, so ist auch diess von der Art, dass jeder irgend geübte Lehrer dieselbe eben so leicht und gut selbst machen kann, als er sie hier gemacht findet.

Allein ich kenne keine Verordnung, dass, und sehe keinen Grund, warum solche Schulprogramme blos zur Erweiterung der Wissenschaft oder blos zur Verständigung des Publikums dienen sollen. Was hindert den Lehrer, bisweilen einen solchen gelegentlichen Aufsaz ausschliesslich für seine Schüler zu berechnen, und durch

*) Erlanger Schulprogramm vom Jahre 1849.

den Inhalt desselben seinen Unterricht zu ergänzen? Ein Lehrer von selbständigem Geist findet selten einen Leitfaden, eine Schulausgabe, die ganz nach seinem Geschmack gearbeitet wäre; mit dem zu verabfassenden Programm ist ihm Gelegenheit gegeben, ein Muster in seinem Sinne aufzustellen, das er seinem Unterricht zu Grunde legen könnte.

Eine so zusammenhängende Arbeit liegt nun freilich nicht in meiner Absicht. Ich gebe lieber, wie in einem vor elf Jahren geschriebenen, freundlich aufgenommenen Schulprogramm (Pädagogische Bemerkungen und Bekenntnisse, Erlangen 1838, und wieder abgedruckt in meinen Reden und Aufsäzen Th. I S. 233), nur Aphorismen, Fragmente aus den verschiedenen Fächern des Gymnasialunterrichts, in welchen ich entweder selbst Unterricht ertheile oder wenigstens Erfahrungen gesammelt habe.

Diese Säze sind also, wie gesagt, zunächst meinen Schülern bestimmt. Sie enthalten grossentheils Gedanken und Lehren, welche ich fast alljährlich auszuführen veranlasst bin, und welche bei meinem Widerwillen gegen eigentliches Diktiren nicht immer in der gehörigen Vollständigkeit und Schärfe aufgefasst werden.

Dem Inhalt nach betreffen sie grossentheils den altklassischen Unterricht und zwar dessen sprachliche Seite. Ich suche darin theils Elementarbegriffe auf meine Weise klar zu machen, theils Beispiele zu geben, wie sich die an sich trockene Erklärung von Wörtern und Sprachregeln beleben lässt, bald durch Vergleichungen nach Art einer Parallelgrammatik, bald durch Anknüpfung von Lehrsäzen anderer Wissenschaften, die ausser dem Bereich unseres Gymnasialunterrichts liegen; ein Verfahren, welches den Schüler erkennen lässt, wie ein rechter Sprachunterricht in die verschiedensten Regionen des Wissens und Erkennens führt, und durch ihn noch etwas

ganz anderes gewonnen wird, als die Kenntniss einer Sprache.

* * *

Um die lateinischen Verba irregularia zu bilden, muss man bekanntlich 4 Grundformen kennen und eben so fest wie die Paradigmata dem Gedächtniss einprägen, z. B.

do, dedi, datum, dare.

Im Deutschen reichen für die starken Zeitwörter, die man ehemals gleichfalls Anomala nannte, 3 Formen aus:

fangen, gefangen, fing.

Die Sitte, auch die griechischen Anomala durch einen gleichen Mechanismus der Methode eben so geläufig zu machen, wie die lateinischen, geniesst meines Wissens keine allgemeine Verbreitung, und doch würde sie in gleichem Grade fördern.

Im Griechischen bedarf es in der Regel 4 Formen, das Präsens, das Futurum, den Aorist, und das Perfectum:

τίκτω, *τέξομαι*, *ἔτεκον*, *τέτοκα*.

Nun wird zwar kein Lehrer seinen Schülern zumuthen, die sämtlichen Anomala Graeca auf gleiche Weise seinem Gedächtniss einzuprägen. Viele derselben im Kopfe zu haben ist gewiss nüzlich; allein es gibt auch ein Minimum, welches für den Unterricht nothwendig und unerlässlich ist; kurz, einige Anomala muss der Schüler immer gegenwärtig haben. Denn wenn er meint, das Futurum von *ἀκούω* oder *χαίρω* laute *ἀκούσω, χαρῶ,* so begeht er freilich einen Schnizer, aber er ist darum noch kein Ignorant; wenn er aber ein Futurum *πίψω* oder *ὁρήσω* von *πίπτω, ὁράω* bildet, so glaubt ihm niemand, dass er überhaupt griechisch gelernt habe.

Ich hebe nur zwei Duzend dieser Anomala heraus, die durch ihre Zahl kein Gedächtniss belästigen, durch die Vollständigkeit ihrer Tempora die Erlernung erleich-

tern, und durch ihren häufigen Gebrauch sich besonders unentbehrlich machen:

ἄγω ἄξω ἤγαγον ἀγήοχα.
αἱρέω αἱρήσω εἷλον ᾕρηκα.
βαίνω βήσομαι ἔβην βέβηκα.
βλώσκω μολοῦμαι ἔμολον μέμβλωκα.
γίγνομαι γενήσομαι ἐγενόμην γέγονα.
γιγνώσκω γνώσομαι ἔγνων ἔγνωκα.
εἴρω ἐρῶ εἶπον εἴρηκα.
ἔρχομαι ἐλεύσομαι ἦλθον ἐλήλυθα.
ἐσθίω ἔδομαι ἔφαγον ἐδήδοκα.
εὑρίσκω εὑρήσω εὗρον εὕρηκα.
ἔχω ἕξω ἔσχον ἔσχηκα.
θνήσκω θανοῦμαι ἔθανον τέθνηκα.
λαγχάνω λήξομαι ἔλαχον εἴληχα oder λέλογχα.
λαμβάνω λήψομαι ἔλαβον εἴληφα.
λανθάνω λήσω ἔλαθον λέληθα.
μανθάνω μαθήσομαι ἔμαθον μεμάθηκα.
ὁράω ὄψομαι εἶδον ἑώρακα oder ὄπωπα.
πάσχω πείσομαι ἔπαθον πέπονθα.
πίνω πίομαι ἔπιον πέπωκα.
πίπτω πεσοῦμαι ἔπεσον πέπτωκα.
πυνθάνομαι πεύσομαι ἐπυθόμην πέπυσμαι.
τρέχω δραμοῦμαι ἔδραμον δέδρομα.
τυγχάνω τεύξομαι ἔτυχον τετύχηκα.
φέρω οἴσω ἤνεγκον ἐνήνοχα.

Ein Lehrer, der die Anomala überhaupt auswendig lernen lässt, und diese Methode nicht grundsäzlich als geistlosen Mechanismus verwirft, der wird wohl thun, wenn er sie strikt in dieser Form lernen lässt. Ich habe Lehrer gekannt, welche in bester Absicht, um einem ganz gedankenlosen Hersagen vorzubeugen, vor jeder Form das Tempus selbst mit aussprechen liessen: Prä-

sens *πίπτω,* Futur *πεσοῦμαι* u. s. w. Diess halte ich nicht nur für Zeitverlust, sondern auch für einen Fehler gegen die einfachsten Regeln und Erfahrungen der Mnemonik. Denn die 4 aufeinander folgenden griechischen Wörter wachsen für das jugendliche Gedächtniss in Ein Wort zusammen; dagegen durch die Tempusnamen unterbrochen, können sie erstens nicht mehr in Einem Athemzug aufgezählt werden, und zweitens verliert die Zusammenstellung den Charakter der Einfachheit und Einheit. — Nicht wahr, das sind Kleinigkeiten? und *minima non curat praetor!* Aber *vel minima curat praeceptor,* besonders wenn es gilt, ein nothwendiges Uebel, wie das Memoriren von Dingen, die lediglich Gedächtnisssache sind, auch nur einigermassen zu lindern.

* * *

Die Schulgrammatik zählt 8 Redetheile, welche in dem bekannten Memorialvers

Vae tibi ridenti, quia mox post gaudia flebis!

enthalten sind. In der allgemeinen oder philosophischen Sprachlehre dagegen werden die Redetheile ganz anders klassificirt. Hier gilt z. B. die Interjection gar nicht als ein Redetheil, weil sie nur ein Naturlaut, ein gleichsam unwillkürlicher Ausdruck der Empfindung ist, wie ihn auch das unvernünftige Thier hervorbringen kann; zu der eigentlichen Sprache gehören aber blos die Wörter, welche Producte des Geistes, der Vernunft sind. Die übrigen 7 Redetheile aber stellt die nämliche allgemeine Sprachlehre in folgender Ordnung auf:

I. Redetheile (partes orationis).

1) Substantivum.

a. Nomen appellativum.

b. Nomen proprium.

2) Attributivum.
 a. Adjectivum.
 b. Participium.
 α. transitives (activum und passivum).
 β. intransitives.
3) Verbum.
 a. Verbum substantivum.
 b. Verbum κατ᾽ ἐξοχὴν d. h. Verbum substantivum samt Participium.

II. Redetheilchen (particulae orationis) oder Partikeln.
1) Präposition, d. h. Verhältnisswort des Substantivs.
2) Adverbium, d. h. Verhältnisswort des Attributivs.
3) Conjunction, d. h. Verhältnisswort des Verbums.

Oder auch trichotomisch, so:

I. Nomen.
1) Substantivum.
2) Attributivum.

II. Verbum.

III. Adverbium.
1) inhärirend.
2) energisch.
 a. als Präposition.
 b. als Conjunction.

Die Pronomina sind eine Unterart theils der Substantiva theils der Adjectiva.

* * *

Die Metrik hat in ihren Elementen und Produkten Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit der Musik, mit der Grammatik, mit der Logik, und es kann eine Parallele dieser Elemente das Verständniss erleichtern.

1. Metrik.	2. Musik.	3. Grammatik.	4. Logik.
Mora	Ton	Laut	Merkmal
Fuss	Takt	Wort	Vorstellung
Vers	Saz	Saz	Urtheil
Strophe	Stück	Periode	Schluss.

* * *

Das Deponens ist bekanntlich eine passive Form mit activer Bedeutung. Gibt es denn auch umgekehrt eine active Form mit passiver Bedeutung? Dafür wird nur ein Verbum angeführt, *vapulare,* geschlagen werden. Aber auch dieses eine Beispiel ist nur ein scheinbares, denn *vapulare* ist nichts anderes als ein Verbum neutrum und bedeutet schreien, und zwar vor Schmerz, in Folge von Schlägen. In dieser Bedeutung finden wir das Primitivum des Deminutivs *vapulare* im altdeutschen; wafen heisst noch im Nibelungenlied schreien, rufen; wovon ein Substantiv Wafel noch in vielen deutschen Dialekten für Mund gebräuchlich ist; und das griechische *ἠπύειν* oder dorisch mit dem Digamma *Ϝαπύειν,* ist dasselbe Verbum. Wenn ich also *vapulabit* sage, um anzudeuten, dass jemand Schläge bekommen wird, so nenne ich nur die Folge, das Schmerzgeschrei, und lasse daraus erst auf die Ursache, die gleichzeitig erhaltenen Schläge schliessen. Eben so sagen die Griechen, um vor einem Vergehn und der darauf gesezten Züchtigung zu warnen: *οἰμώξει,* du wirst wehklagen.

* * *

Wie unterscheidet sich das Verbum intransitivum von dem Verbum neutrum? Die Antwort lautet: der Sache nach gar nicht. Beide haben einerlei Inhalt, denn beide sind Verba, die entweder einen blosen Zustand bezeichnen wie *aegrotare,* oder eine Handlung, deren

Wirksamkeit innerhalb des handelnden Subjectes stehn bleibt wie *currere*; und einerlei Umfang, denn jedes Intransitivum ist ein Neutrum und umgekehrt; es sind also nach dem logischen Ausdruck Wechselbegriffe. Und woher kömmt der zweifache Name für Einen Begriff? von einer zweifachen Eintheilung der Verba überhaupt: dichotomisch in

1. Transitiva. 2. Intransitiva.

a. Activa. b. Passiva.

und trichotomisch in

1. Activa. 2. Passiva. 3. Neutra.

Beide unterscheiden sich also lediglich durch ihren verschiedenen Gegensaz.

* * *

Man darf ja nicht glauben, dass der Comparativ eine Steigerung des Positivs, oder der Superlativ eine Steigerung des Comparativs sei. Denn derselbe Gedanke lässt sich mit dem Positiv, Comparativ, und Superlativ ausdrücken, ohne dass die eine Construction einen höhern Grad des Adjectivs bezeichnet als die andere. Die drei Ausdrucksweisen

Posit. Roma prae ceteris urbibus magna fuit
Compar. Roma ceteris urbibus major fuit
Superlat. Roma omnium urbium maxima fuit

sind dem Inhalt und Gedanken nach durchaus nicht verschieden.

Dagegen sind die Comparationsgrade einer Steigerung allerdings fähig, aber nur durch den Zusaz einer Partikel, z. B. *longe maximus* und *quam maximus* besagen mehr als das blose *maximus.* Aber wie unterscheiden sich diese beiden Steigerungen von einander? Sehr wesentlich, wie schon daraus erhellt, dass ich nur *longe maxi-*

mus mit einem Genitiv verbinden kann, z. B. *omnium* oder *montium*, während *quam maximus omnium* nicht blos unlateinisch, sondern sogar sinnlos sein würde. Nämlich *longe maximus* enthält eine Vergleichung mit andern Gegenständen, welche gleichfalls gross sind, dagegen *quam maximus* eine Vergleichung mit dem Begriff der Grösse selbst.

Einer solchen doppelten Art der Vergleichung ist auch der Comparativ und Positiv fähig; in welcher Weise, zeigt folgende Tabelle:

P. valde magnus.	P. satis magnus.
C. multo major.	C. etiam major.
S. longe maximus.	S. quam maximus.

* * *

Von den Pronominibus werden dreierlei Adverbia gebildet, erstens locale, zweitens temporale, drittens modale. Die localen Adverbia sind wieder dreifach, je nachdem sie den Ort entweder als einen blosen Aufenthalt (terminus in quo) oder als einen Ausgangspunkt (term. a quo) oder als ein Ziel (term. ad quem) darstellen. So ergibt sich folgende, mancher Erweiterung fähige Tabelle für die Adverbialpronomina der griechischen, lateinischen und deutschen Sprache:

Pronomen	Localia: Term. in quo	Localia: Term. a quo
is	ibi	inde
ὅς[1])	τόθι	τόθεν
er	da	daher
hic	hic, heic	hinc
ὅδε, οὗτος	ἔνθα, ἐνταῦθα	ἔνθεν, ἐντεῦθεν
dieser	hier	von hier
ille	illic	illinc
ἐκεῖνος, τῆνος	ἐκεῖ, ἐκεῖθι	ἐκεῖθεν
jener	dort	dorther
quis	ubi	unde
τίς	ποῦ, πόθι	πόθεν
wer	wo	woher
aliquis[3])	alicubi	alicunde
quisquam	usquam	—
quispiam	uspiam	—
quidam	—	—
τις	που, ποθί	ποθέν
qui	ubi	unde
ὅς	οὗ, ὅπου	ὅθεν, ὁπόθεν
welcher, der	wo	woher
quisque	ubique	undique
ἕκαστος	ἑκαστόθι	ἑκασταχόθεν
jeder	überall	überallher
alius	alibi	aliunde
ἄλλος	ἄλλοθι	ἄλλοθεν
ander	anderswo	anderswoher
αὐτός	αὐτόθι	αὐτόθεν
idem	ibidem	indidem

Term. ad quem	Temporale	Modale
eo	tum	ita
τῇ	τότε, τόκα	τώς, ὥς
dahin	da	so
huc	nunc	sic
ὧδε, ἐνθάδε	νῦν, νυνί	ὧδε, οὕτως
hieher	jezt, nun	—
illo, illuc	tunc [2])	—
ἐκεῖσε	τηνίκα, τηνικαῦτα	ἐκείνως
dorthin	damals	—
quo	quando	qui, ut
ποῖ, πόσε	πότε	πῶς
wohin	wann	wie
aliquo	aliquando, *einmál*	aliqua
quoquam, quaquam	unquam, *jemals*	—
quopiam	—	—
quadam tenus	quondam, *einst*	quodammodo
ποι	ποτέ, ποκά	πως
quo	quum, quando	ut [4])
οἷ, ὅποι	ὅτε, ὁπότε	ὡς, ὅπως
wohin	wann, als	wie
quoque	cunque [5])	utique
ἑκασταχόσε	ἑκάστοτε	—
überallhin	jederzeit	jedenfalls
alio, aliorsum	alias	aliter
ἄλλοσε	ἄλλοτε	ἄλλως
anderswohin	ein andermal	anders
αὐτόσε, ἄψ	αὐτίκα	αὔτως
eodem	simul	item

Anmerkungen.

1) ὅς. Als Pronomen der dritten Person findet sich ὅς in dieser vollen Form sehr selten, fast nur in der platonischen Formel ἦ δ' ὅς, sprach er; desto häufiger aber in der abgeschwächten Form, welche gleichlautend mit dem Artikel ὁ ἡ τό ist; denn wenn ὁ μέν u. a. ohne Substantiv steht, so ist ὁ nicht als Artikel, sondern als Pronomen, als *is quidem* zu fassen.

2) *tunc.* Ich habe vor kurzem schon in einem Programm bemerkt, *tum* sei das Temporale von *is*, und *tunc* von *ille.* Ein Anzeiger hat diess so missverstanden, als wenn ich *tum* von *is* und *tunc* von *ille* etymologisch ableite. Das durfte mir freilich nicht in den Sinn kommen. Ich konnte blos sagen wollen: „*tum* ist immer in *eo tempore*, dagegen *tunc* in *illo tempore* aufzulösen“, um hiemit in die Streitfrage über den Unterschied der beiden Formen *tum* und *tunc* das nöthige Licht zu bringen.

3) *aliquis.* Das Latein ist besonders reich an Bezeichnungen für das Pronomen indefinitum, während die Griechen für *aliquis, quis, qui, quisquam, quispiam* und *quidam* nur das einzige τις besizen; denn das synonyme ἁμός war ganz aus dem Gebrauch verschwunden, und hat sich nur in den dialektischen Ableitungen ἁμόθι, ἁμόθεν, ἁμοῖ, ἁμάκις, ἁμῶς γέ πως, ἁμῇ γέ πῃ und in οὐδαμός erhalten. Die deutsche Sprache hat zwar dafür jemand, irgend wer, etwer, einer, ohne jedoch diese Formen so scharf zu unterscheiden wie die lateinische, ausgenommen die Temporaladverbien einmál, jemals und einst.

4) *ut.* Alle diese Adverbia des relativen Pronomens enthalten, wie dieses Pronomen selbst, zugleich eine Conjunction in sich, zählen daher zugleich als Conjunctionen.

5) *cunque.* Diess findet sich blos einmal, in Horat. Od. I, 32, 15 *Mihi cunque salve rite vocanti.* Es ist eben so das Temporale zu *quisque*, wie *quumquumque* in Lucret. II, 113 dasselbe zu *quicunque* ist.

* * *

Während *cor* das Herz bedeutet, ist dennoch *cordatus* niemals durch beherzt, d. h. muthig, sondern immer durch klug, verständig zu übersezen. Woher das? weil der Römer eine andere Ansicht über das Verhältniss des Körpers zur Seele hatte, als wir Neueren. Wir betrachten heutzutage allgemein den Kopf als den Siz, und das Gehirn als das Organ des Geistes, der Denkkraft, des Verstandes und der Vernunft, dagegen das Herz als den Siz und das Organ der Seele, des Gemüthes und des Willens. Die Griechen und Römer dagegen thaten dem Kopf nicht so viel Ehre an, und sahen in dem Gehirn kein so edles und wichtiges Organ. Die Brust, *pectus*, war für sie der alleinige Siz des Geistes und der Seele; die Denkkraft, *mens*, sezten sie noch besonders in das Herz, *cor*; dagegen das Gemüth oder Gefühl und den Willen oder den Muth (*animus*) in die Brust, *pectus.* Daher ist *cor* oft durch Kopf zu übersezen. Wenn die Lateiner von Ennius sagten: *tria corda habet,* weil er in drei verschiedenen Sprachen gleich gut dachte, sprach und schrieb, so heisst das: er hat drei Köpfe, ein dreifaches Denkvermögen. Dagegen was wir Herz nennen, in doppeltem Sinn, bald als Gefühl (z. B. ein Herz für fremde Leiden haben, und herzlos) bald als Muth, (z. B. wehre dich, wenn du Herz hast, und beherzt) heisst im Lateinischen niemals *cor.*

* * *

Unter Idiom versteht man die gesamte Eigenthümlichkeit einer Sprache, wodurch diese sich von andern

Sprachen unterscheidet; dagegen Idiotismus ist ein einzelner Sprachgebrauch, welcher von den Gesezen der allgemeinen Sprachlehre abweicht. Diese Abweichung tritt ein, wenn eine Sprache anders spricht als sie nach den Gesezen des vernünftigen Denkens eigentlich sprechen sollte. Man kann den Idiotismus einen durch den allgemeinen Gebrauch sanctionirten Sprachfehler nennen.

Jede Sprache besizt solche Idiotismen, ohne dass sie ihr zur Unehre gereichen. Für den Elementarschüler genügt, sie historisch als vorhandene Regeln zu kennen und anzuwenden; für den reiferen Schüler hat es Interesse zu wissen, was eine solche Abweichung von der Regel für einen Grund habe.

Der Deutsche sagt: ich wäre beinahe umgekommen. Dagegen der Lateiner: *paene perii.* Entspricht nun der Conjunctiv des Deutschen oder der Indicativ des Lateiners besser demjenigen, was man sagen will? Offenbar der Indicativ. Denn der Gedanke ist: ich bin umgekommen, aber nur beinahe. Der Deutsche aber vermengt zweierlei Arten, diesen Gedanken auszudrücken; die kategorische: Ich bin beinahe umgekommen! und die hypothetische: Ich wäre umgekommen, wenn nicht noch eine Kleinigkeit gefehlt hätte. Wenn ein einzelner Deutscher diese Confusion sich zu Schulden komme liesse, so wäre diess ein Schnizer; da aber das ganze deutsche Volk sie begeht, so ist es ein Idiotismus.

Der Lateiner sagt: *audacior sum quam prudentior.* Der Deutsche: ich bin kühner als klug, oder noch lieber: ich bin in höherem Grade kühn als klug. Hier ist der Idiotismus auf Seiten des Lateins; es ist ein Latinismus. Die deutsche Ausdrucksweise ist eben so richtig gesagt als gedacht, denn der Begriff mehr gehört dem Gedan-

ken nach lediglich zum ersten Saz. Dieser Idiotismus verdankt jedoch seinen Ursprung nicht einer Verwirrung oder Nachlässigkeit, sondern einem dunkeln Streben nach Verschönerung der Rede. Die logische Correctheit ist der rhetorischen Schönheit aufgeopfert. Nämlich die zwei Begriffe kühn und klug stehen einander gegenüber und entsprechen sich einander. Dieses innere Verhältniss sucht die Sprache auch äusserlich für die Sinnlichkeit, für das Ohr bemerklich zu machen, indem sie den beiden sich entsprechenden Wörtern auch eine äusserliche Aehnlichkeit gibt, nach dem Gesez der Concinnität; eben so wie nach dem Gesez der Symmetrie zwei Gemälde, welche als Gegenstücke an der Wand hangen, einander ähnlich sein müssen. Diesen Zweck erreicht die lateinische Sprache dadurch, dass sie beiden Adjectiven die Form des Comparativs gibt, obschon nur das erste als Comparativ gedacht wird.

Manche solche Sprachfehler sind so natürlich, dass sie in mehreren Sprachen zugleich erscheinen. Z. B. Ich bin weiser als du glaubst ist so richtig gesagt, als gedacht. Die französische Uebersezung: *Je suis plus sage que tu ne crois* enthält eine Negation, welche überflüssig ist, mithin nicht gedacht wird. Dieser Pleonasmus entsteht durch die Vermengung mit einer andern Ausdrucksweise, welche eine Negation erfordert: ich bin so weise wie du nicht glaubst. Aber eben so sagt auch Cicero in einem Brief: *Mihi videtur diutius abfuturus ac nollem* statt *ac vellem*, und öfter, und doch gewiss immer, ohne dadurch dem Latein ins Gesicht zu schlagen. Eine ähnliche Erscheinung bietet die griechische Sprache dar bei dem Gebrauch von *ἤ οὐ* nach Comparativen. Und selbst Göthe sagt, nicht blos im Tasso:

Leichter wäre sie dir zu entbehren,
Als sie es jenem guten Mann nicht ist.

sondern auch in Prosa, z. B. in einem Briefe an Frau von Voigt: „In meinem lezten Brief versprach ich Ihnen „ein lebhafteres Bild von Ihrem Freunde, als es eine Sil- „houette nicht sein kann,“ und noch öfter. Möglich, dass sich dieser Gallicismus bei dem deutschen Prosaisten in Folge seiner Lecture und zeitweisen Vorliebe für die französische Literatur und Sprache eingeschlichen hat, wie lateinische und förmlich undeutsche Constructionen bei manchem älteren Philologen; aber wahrscheinlicher hat diese Abweichung vom allgemeinen deutschen Gebrauch darin ihren Grund, dass die Versuchung zu dieser Anomalie für jede Sprache gleich nahe liegt. Denn jeder Vergleichungssaz nach einem Comparativ hat einen negativen Geist und Charakter neben einem positiven Aeusseren. Ich bin grösser als du! besagt: ich bin grösser und nicht du! Diese Confusion nun ist bei den Franzosen zum Sprachgesez geworden, bei den Lateinern war sie neben der regelrechten Ausdrucksweise gestattet, im Griechischen fand sie nur in ganz bestimmten Verbindungen Plaz, und im Deutschen ist sie eine Eigenthümlichkeit einzelner Schriftsteller.

* *
*

Wenn der Lehrer nach der eigentlichen Bedeutung eines Wortes fragt, so kann er zweierlei darunter verstehn: 1) Die älteste Bedeutung. 2) Die gewöhnliche Bedeutung.

Was heisst *sors* also eigentlich? Meine ich damit die älteste Bedeutung, so muss ich nach dem Stamm suchen. Dieser ist *serere* sprechen, ein Verbum, welches nur als Simplex obsolet geworden, dagegen in dem Substantiv *sermo* und in den Compositis *asserere* und *disserere* leicht zu erkennen ist. Davon ist *sors* eben so gebildet, wie *fors* von *ferre*. Die Urbedeutung war also

ohne Zweifel: der Spruch, Ausspruch, z. B. des Richters, wie bei Virg. Aen. VI, 431, oder häufiger, des Orakels, wie ja auch *fatum* (von *fari*) ursprünglich den Spruch bedeutet. Da man nun in Ermangelung eines lebendigen Orakelgottes zu dem Loos als einem todten Orakel greift, so erhielt dasselbe *sors* auch die Bedeutung des Looses. Diese Bedeutung ist also der Zeit nach die abgeleitete, mithin uneigentliche Bedeutung, aus welcher sich auf natürliche Weise noch andere entwickeln; denn *sors* bedeutet noch alles, was dem Menschen durch den Spruch entweder des Orakels, des göttlichen Willens, oder durch einen menschlichen Loostopf zufällt: also bald das Lebensschicksal, bald das Capitalvermögen, welches der Mensch als Gabe des Glücks erhält, im Gegensaz der Zinsen, die er seiner eigenen Thätigkeit verdankt, bald das Amt.

Umgekehrt ist es, wenn ich unter der eigentlichen Bedeutung die gewöhnlichste verstehe. Am häufigsten bedeutet *sors* das Loos, und ein Lateiner hätte auf die Frage, was *sors* sei, unstreitig zunächst an ein Loos gedacht und alle übrigen Bedeutungen für abgeleitete, uneigentliche gehalten.

* * *

Jede vollständige Interpretation oder Erläuterung eines Schriftwerkes muss eine vierfache sein: 1) eine sprachliche, 2) eine historische, 3) eine logische, 4) eine ästhetische.

Die sprachliche Interpretation erläutert die Bedeutung und den Sinn sowohl der einzelnen Wörter, als der aus denselben zusammengesezten Säze und Perioden; das erste ist die lexicalische, das zweite die grammatische Erklärung.

Die historische ergänzt alle Anspielungen auf geschichtliche oder geographische Namen oder Thatsachen, deren Kenntniss der Schriftsteller voraussezt.

Die logische erklärt den inneren Zusammenhang der einzelnen Säze, verfolgt den Gedankengang und ergänzt die etwa fehlenden Mittelglieder.

Die ästhetische macht auf die poetischen und rhetorischen Kunstschönheiten, welche ein ungeübter oder flüchtiger Leser zu übersehen Gefahr läuft, aufmerksam, sowohl bei einzelnen Ausdrücken und Stelllen als hinsichtlich der Anordnung und Wirksamkeit des Ganzen.

In der Praxis dürfen jedoch diese vier Arten nicht getrennt erscheinen; man muss sie als vier Seiten betrachten, die man an einem Ganzen unterscheiden kann, aber nicht als vier Theile, aus welchen ein Ganzes zusammengesezt wäre.

* *
*

An jedes Werk der redenden Kunst, sei es ein Gedicht, oder eine Erzählung, oder eine Abhandlung, oder eine Rede, sind drei Forderungen zu stellen:

I. Der Inhalt soll fehlerlos sein. Er soll
 a) keinen überflüssigen Gedanken enthalten, d. h. keinen, den nicht die Ausführung des Grundgedankens oder Themas erfordert,
 b) keine Lücke enthalten, d. h. keinen Gedanken vermissen lassen, den die Ausführung des Grundgedankens erfordert,
 c) keinen unrichtigen Gedanken enthalten.

II. Die Ordnung der einzelnen Gedanken soll eine zweckmässige sein.

III. Der Ausdruck soll gut sein:

a) in sprachlicher Hinsicht, d. h. nicht gegen die Geseze und den Gebrauch der Sprache, in der man schreibt oder spricht, verstossen;

b) in logischer Hinsicht, d. h. es soll mit Bestimmtheit und Klarheit das gesagt werden, was man denkt und sagen will;

c) in ästhetischer Hinsicht, d. h. es sollen die Worte keinen unangenehmen Eindruck auf das Ohr oder das Schönheitsgefühl des Zuhörers machen.

* * *

Die veralteten Schulübungen, Chrieen genannt, waren gar keine üble Einrichtung.

Man kann einem Schüler leicht allzu früh eigene freie Productionen zumuthen und ihn zu altklugen, seinen Jahren übel anstehenden Reflexionen verleiten; man kann aber die Anregung und Uebung des Reflexionsvermögens auch leicht allzulange verschieben, den Knaben oder angehenden Jüngling allzulange als Kind behandeln. Zwischen beiden Extremen bildet jene alte Schulübung eine wohlthätige Mitte, die sogenannte Chrie, welche einerseits die freie Production in Anspruch nimmt, andererseits diese durch eine stereotype Ordnung der Gedanken am Gängelband leitet.

Die 8 Theile der Chrie, 1. *Dictum vel factum cum laude autoris*, 2. *Expositio*, 3. *Argumentatio*, 4. *Refutatio*, 5. *Comparatio*, 6. *Exempla*, 7. *Testimonia*, 8. *Conclusio* bilden zusammen in höherem Grade als es auf den ersten Anblick scheint ein wohlgegliedertes Ganzes.

Einleitung und Thema, *dictum cum laude autoris.*

I. Logischer Theil.

a) Entwickelung des *dictum* oder des Hauptgedankens durch Auflösung in seine Theilgedanken, *expositio.*

b) Beweis seiner Wahrheit
 1) dogmatisch, *argumentatio*
 2) polemisch, *refutatio.*

II. Rhetorischer Theil. Erläuterung des Hauptgedankens
 a) durch Gleichnisse, für die Phantasie, *comparatio*
 b) durch Beispiele, für die Anschauung, *exempla*
 c) durch Autoritäten, für den Glauben, *testimonia.*

Schluss, *conclusio.*

Ich füge hier, lediglich als Beispiel, eine selbstgefertigte Schülerarbeit dieser Art bei, in welcher ich mit Absicht die einzelnen Theile nicht äusserlich kenntlich mache:

Eine Chrie.

„Es ist zu wünschen, dass die klassische Litteratur die Grundlage aller höheren Bildung bleibe.“ So lässt sich unser grosser Nationaldichter Göthe vernehmen. Würde Göthe der Zunft der Philologen angehören, so fiele dieses sein Urtheil leichter in's Gewicht; es würde scheinen, als kämpfe er nur für seine eigene Sache; so aber verehren wir in ihm nicht nur den grossen Dichter, sondern schäzen ihn auch als Kenner der schönen Litteratur und Kunst aller gebildeten Völker, so dass niemand behaupten kann, eine Vorliebe für seinen Beruf oder die Beschränktheit seines Gesichtskreises habe ihn zu einem einseitigen Urtheil verleitet. Seine Meinung ist demnach, dass die Methode, welche besonders die Reformatoren in die Jugendbildung eingeführt haben, noch nicht veraltet sei, dass alle Geistesbildung derjenigen, welche sich irgend einem wissenschaftlichen Lebensberuf zu widmen gedenken, mit der gründlichen Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache beginnen müsse, und dass die vertraute Bekanntschaft mit den Meisterwerken der griechischen und römischen Litteratur die

beste Vorschule für das Studium jeglicher Wissenschaft sei, und, die Verhältnisse und Neigungen der Menschen möchten sich ändern wie sie wollten, auch in Zukunft bleiben solle.

Was den tiefen Denker zu dieser Ueberzeugung gebracht haben möge, ist unschwer zu errathen. Das bezeichnete Studium nemlich hat zwei Seiten, die Kenntniss der alten Sprachen und die Bekanntschaft mit den alten Schriftstellern. Das Lernen der Sprache an sich ist, so wie für alle Menschen vom grössten Interesse und Nuzen, so besonders für den Knaben und Jüngling die beste Gymnastik des Geistes. Denn einerseits ist das Sprachstudium ein ernstes Studium, welches nicht blos das Gedächtniss mechanisch beschäftigt, oder die Phantasie angenehm unterhält, so wie manche andere Wissenschaften thun, sondern auch den Verstand und die Vernunft in Anspruch nimmt und diese dadurch bildet. Andererseits ist eben dieses Studium nicht allzuschwer auch für das Knabenalter, und ist der einzige Theil der Philosophie, den auch das frühe Lebensalter in sich aufnehmen und bemeistern kann. Dazu kömmt noch die Vortrefflichkeit der alten Sprachen, welche sich theils in ihrem Wohlklang, theils in ihrem Formen- und Wörterreichthum, theils in ihrem kunstvollen syntaktischen Bau ausspricht, Eigenschaften, welche ihnen allen übrigen Sprachen gegenüber einen besondern Werth verleihen. Ist nun das klassische Alterthum schon allein um seiner Sprachen willen einer solchen Anstrengung werth, so lohnt sich dieselbe doppelt durch die Lectüre der Schriftsteller und Dichter, welche in ihnen geschrieben haben. Diese haben eine doppelte Bedeutung für uns: erstens sind sie Meisterwerke an sich, weil die Alten, besonders die Griechen, bei Abfassung ihrer Werke auf die Schönheit der Form instinctmässig eben so viel Werth legten und eben

so viel Fleiss verwandten, als auf die Richtigkeit der Gedanken, so dass auch ihre wissenschaftlichen Werke grossentheils zugleich Kunstwerke sind, die als Vorbild dienen können. Ferner lehnt sich unsere ganze heutige Bildung an diese Litteratur an, ist aus ihr hervorgegangen und herausgewachsen, und lässt sich das, was die neuere Zeit errungen, nicht vollständig begreifen, ohne dass man auf seine Quelle zurückgeht.

Hiegegen verblenden sich nun freilich viele, und tragen kein Bedenken zu behaupten, dass diese Studien vielleicht seiner Zeit vortrefflich und zweckmässig gewesen, jezt aber veraltet und entbehrlich seien, und nach den Forderungen des veränderten und fortgeschrittenen Zeitgeistes gegen andere Studien ausgetauscht werden müssten. Die einen glauben, dass die Kenntniss der alten sprachen, weil sie todte Sprachen seien, ihre Brauchbarkeit für das Leben verloren hätte, und dass das Studium der neuern und lebenden Sprachen die nämlichen und noch grössere Vortheile gewähre, da ja z. B. die französische Sprache gegenwärtig eine Art Weltsprache sei, und sie, so wie auch die englische, italienische und selbst die spanische Sprache den Schlüssel zum Genuss gleichfalls grosser Meisterwerke der redenden Künste und Wissenschaften enthalten.

Allerdings hat die lateinische Sprache an praktischem Werth verloren, seit sie nicht mehr, wie in den früheren Jahrhunderten, die allgemeine Gelehrtensprache ist; allein die ganze Frage hängt gar nicht von dem Grade der Brauchbarkeit ab, den die Kenntniss einer Sprache für das praktische Leben hat, sondern es fragt sich nur, welches Studium sich am meisten zur Uebung des Geistes und zur Ausbildung der Geisteskräfte eigne; und jeder der meint, dass die Schule keine andere Bestimmung habe, als auf das praktische Leben und zu einem bürger-

lichen Beruf unmittelbar vorzubereiten, steht auf einem ganz anderen Standpunkt als Göthe und alle, die seine Ansicht theilen. Diese nämlich sind der Ueberzeugung, der Lehrling sei zuerst als Mensch und als Selbstzweck zu betrachten, und nicht zunächst als ein künftig thätiger Bürger, und wenn er in der Jugend als Mensch recht ausgebildet werde, so komme das, wenn er einst Mann sei und in die praktische Thätigkeit eintrete, ihm selbst und der Gesellschaft zu gute. An diese Bedenklichkeiten einer gemeinen Lebensansicht reihen sich andere, welche von einem mehr geistigen Standpunkt ausgehen.

Die vorzugsweise Beschäftigung der Jugend mit der Sprache, der Litteratur und dem ganzen Leben eines nicht blos alten, sondern auch uns fremden Volkes, muss, so meinen manche, nothwendig dem vaterländischen Sinn Eintrag thun und Gefahr bringen. Der Deutsche sei berufen, zur deutschen Art und Gesinnung herangezogen zu werden, wie der Franzose zur französischen, der Engländer zur englischen. Wie sei diess aber möglich, wenn die Jugend mit ihren Gedanken und Gefühlen nach dem alten Rom und Griechenland versezt und dort festgehalten werde? Wie viel zweckmässiger würde die Jugendbildung auf die Muttersprache, auf die vaterländische Litteratur, auf das einheimische Alterthum gegründet!

Wie aber, wenn sich sowohl aus Vernunftgründen, als aus der Erfahrung nachweisen liesse, dass sich die Grammatik an der Muttersprache nicht blos nicht leichter, sondern selbst nicht ohne Gefahr lernen lasse? In der That ist die Muttersprache zu gut, um Gegenstand des ersten Sprachunterrichts zu werden; sie ist mit unserm Gefühl und Gemüth ursprünglich zu eng verbunden und verwachsen, um nicht durch ihre Zergliederung zu grammatischen Lehrzwecken an ihrer Heiligkeit für das Ge-

müth Schaden zu leiden. Den Geschmack ferner blos durch die vaterländische Litteratur bilden zu wollen, hat wenigstens den einen Nachtheil, dass deren Verständniss verhältnissmässig zu leicht ist, und darum dem Hauptzweck des Unterrichts, der anstrengenden Geistesübung, weniger dient. Dagegen können die griechischen und römischen Meisterwerke durchaus nicht im Fluge gelesen und erklärt werden, und das eben ist es, was ihre Behandlung besonders erspriesslich macht. Diess müssen alle zugestehen, welche den Schulunterricht nicht auf die Einsammlung von Kenntnissen beschränken, sondern die Uebung im Denken für einen gleich wesentlichen Theil desselben halten.

Endlich gibt es christlichgesinnte Männer, welche von dem vertrauten Umgange mit den alten Griechen und Römern, als mit Heiden, einen nachtheiligen Einfluss auf die christliche Gesinnung des Schülers befürchten. Diese Besorgniss aber hat nur dann einen Grund, wenn Lehrer und Schüler über dem klassischen Studium den Unterricht im Christenthum versäumen und vergessen; wird hingegen das eine gethan und das andere nicht unterlassen, so wohnt in dem Christenthum schon an sich Kraft genug, um sich in seiner Würde behaupten zu können. Zudem ist es ja schon vor dem Beginn des Schulunterrichts mit unserm ganzen Leben zu eng verbunden, um durch die unchristlichen Elemente, welche in den Alten liegen, sich beeinträchtigen zu lassen. Gegen beide Parteien, sowohl gegen jene, welche für das Volksthum, als gegen diese, welche für das Christenthum Gefahr fürchtet, lässt sich die Idee des Weltbürgerthums geltend machen: denn daraus, dass wir Deutsche und Christen sind, folgt nicht, dass alles, was nicht deutsch und nicht christlich ist, darum des eigenthümlichen Werthes ermangle und dem Gebildeten fremd bleiben dürfe.

So wenig der jüngste Ast oder Zweig sich von dem älteren oder auch schon gealterten Stamm ungestraft losreissen und unabhängig machen kann, während er angewiesen ist, aus ihm seinen Lebenssaft zu ziehen, so wenig darf auch die neuere Zeit mit allem, was sie Herrliches errungen, von der alten Zeit und Geschichte sich gänzlich lostrennen. Oder, um das Gesagte durch ein anderes Bild zu verdeutlichen: Der Riese Antäus, heisst es in der griechischen Fabellehre, gewann, wenn er im Kampfe sich ermattet fühlte und schon fast erlag, dadurch immer wieder neue Kräfte, dass er mit der Hand seine Mutter Erde berührte; und Herkules konnte ihn nur durch den Kunstgriff besiegen, dass er im Kampf ihn hoch in die Luft hielt und ihn hinderte, die Erde zu berühren.

Aber was sagt die Erfahrung von der Wirksamkeit, welche dieser Bildungsgang auf die Menschen ausübt? Ich schweige von jenen Gelehrten, welche vor drei Jahrhunderten die Lobredner der klassischen Studien machten, in einer Zeit, wo man kaum etwas Schönes kannte, als eben die alte Litteratur. Aber auch in der neuern Zeit finden wir, dass die grössten Geister Zöglinge der Griechen und Römer waren, und nach vollendeter Lehrzeit ihre Freunde blieben. Wieland antwortete auf die Frage, wem er seine Meisterschaft im deutschen Stil verdanke: keinem anderen als dem Cicero. Der berühmte Prediger Reinhard gesteht in seinen Bekenntnissen, dass sich seine ganze Bildung auf das Studium der Alten gründe, besonders des Demosthenes. Auch auf dem ganz anderen Felde der politischen Beredsamkeit behaupten die grössten Staatsmänner Englands, dass sie den besten Theil ihrer geistigen Bildung dem Studium der Alten schulden. Kurz, es ist kaum Ein bedeutender und hochgebildeter Geist seit dem Wiederaufwachen der

Wissenschaften zu nennen, der nicht diesen nämlichen Weg gegangen wäre, und durch den Erfolg seines Bildungsganges Göthes Wort bestätigt hätte.

Auch hat noch keine Regierung irgend eines Landes, welches die Wohlthat der altklassischen Bildungsweise einmal genossen, weder aus eigenem Antrieb, noch auf die Forderungen der Andersdenkenden hin es gewagt, das altklassische Studium aus den höheren Schulen zu entfernen. Wo diese Anforderung zur Sprache kam, haben sich die edelsten und gebildetsten Staatsmänner im gleichen Sinn wie Göthe ausgesprochen. Wer sollte die trefflichen Reden nicht kennen, mit welchen die grossen brittischen Redner Peel und Brougham die Jugend ihres Landes zur Fortsezung dieser Studien ermuntert haben? Das nämliche that in Schweden der edle Bischof Tegner, und selbst in Frankreich, wo dieselben den heftigsten Angriffen ausgesezt waren, hat der geistvolle Guizot die Abschaffung des Studiums des Alterthums für eine Rückkehr zur Barbarei erklärt. Am kräftigsten aber haben in Deutschland nicht blos die Philologen von Beruf, sondern die Heroen jeder Wissenschaft und Kunst ihre Stimme für das Studium des Alterthums erhoben, wie Schleiermacher, Hegel und Schelling, wie Johannes Müller, Niebuhr und Savigny, wie Schiller, Humboldt und die Gebrüder Schlegel; und wenn diese Stimmführer etwa bereits als veraltete gelten sollten, so ermahnen jezt noch dieselben Männer, welche die Ergründung unserer vaterländischen Sprache, unseres vaterländischen Alterthums zu ihrem Lebensberuf erkoren haben, die Gebrüder Grimm, in gleichem Sinne wie Göthe bei jeder Gelegenheit die deutsche Jugend, an dem ernsten und allseitig bildenden Studium des altklassischen Alterthums fest zu halten und auf dieses ihre Bildung zu gründen.

So darf uns also das Zeugniss dieser Zeitgenossen,

die Erfahrung der Jahrhunderte und die unbefangene Betrachtung dessen, was in der Natur der Sache liegt, ein Beweggrund sein, der Sitte unserer Väter treu zu bleiben und auf dem nämlichen Wege die höhere Bildung zu suchen, auf dem diese sie gefunden haben; keine Scheingründe von Menschen, welche das hassen und verachten, was sie zu lernen entweder keine Gelegenheit fanden oder keinen Fleiss und Willen besassen, keine einzelnen Missgriffe, welche in der Art der Behandlung hie und da sichtbar sein mögen, am allerwenigsten aber die Schwierigkeiten, welche mit diesem Studium unzertrennlich verbunden sind, sollen uns in unserem Glauben und unserem Streben irre machen. Wollen wir vielmehr, wenn es uns schon gelungen ist, den Werth der Alten zu ahnen, zu fühlen, zu erkennen, immer tiefer in sie eindringen, wie in einen Schacht unerschöpflicher Goldminen, oder, wenn uns bisher ihre Schwierigkeit fühlbarer war als ihre Vortrefflichkeit, uns ihnen mit Glauben und Hingebung nahen, und lieber uns die ausgebildete Empfänglichkeit für das Schöne absprechen, als ihre von anderen anerkannte Mustergültigkeit in Zweifel ziehn. Wollen wir uns dabei des schönen Wortes von Sokrates erinnern, dass er bei den Werken des Heraklitus von dem hohen Werth dessen, was er verstehe, auf einen gleich hohen Werth des übrigen, was er noch nicht verstehe, einen Schluss mache, und nicht müde werden, bis wir die reifen Früchte unserer vieljährigen Arbeit brechen und geniessen können!

* * *

Die Kunst gut zu deklamiren ist eine schöne Sache, aber sie ist wie die Musik nicht jedermanns Sache. Sie erfordert wie diese gewisse natürliche und zwar körperliche Gaben, und wem die Natur diese versagt hat, für den sind sie durch keinen Fleiss zu er-

werben. Daher kann man ein höchst gebildeter Mann sein, ohne deklamiren und singen zu können. Ja, jene Kunst hat sogar eine bedenkliche Seite; sie kann, auch im kleinsten Kreis geübt, der Eitelkeit leicht Nahrung geben und sogar sie wecken, wo sie schlummert; und ein Schüler, der mit Vorliebe deklamirt, ist selten von Eitelkeit ganz frei. Zudem ist das Pathos, welches doch die Deklamation so häufig verlangt, ein durchaus unjugendliches Element.

Ganz anders verhält es sich mit der Kunst, alles richtig und gut vorzulesen und vorzutragen. Es gibt vieles, was sich gar nicht deklamiren lässt, — denn nur etwas Schönes verträgt die Deklamation — aber es gibt nichts, was sich nicht gut vortragen liesse, selbst die trockenste Rechnungsablage*). Um es zu können, bedarf es nur Verstand und Aufmerksamkeit, und wenn auch der eine es schon von Natur kann, und ein zweiter es leichter lernt als ein dritter, so kann und muss doch jeder diese Kunst besizen, und wer sie doch nicht besizt, der verräth eine wirkliche Lücke in seiner nothwendigen Bildung, und nicht etwa blos den Mangel einer natürlichen Gabe.

Die erste Bedingung eines richtigen Vortrags ist, dass man das, was man spricht, zugleich auch denkt, und dass der Verstand fortwährend die Zunge begleitet. Wer das thut, erkennt auch den verschiedenen Werth

*) Selbst wenn ein Schüler die blosen Namen der römischen Kaiser hersagt, so ist es ein Unterschied, ob er sie alle *uno tenore* nennt, oder ob er das Ende jeder Dynastie durch Senkung der Stimme und durch eine kleine Pause bemerklich macht. Das Mechanische geschehe mindestens so wenig als möglich gedankenlos!

der einzelnen Wörter und macht ihn unwillkürlich durch Hebung und Senkung der Stimme bemerkbar.

Derselbe wird dann jederzeit drei Klassen von Wörtern unterscheiden:

1) die gewichtlosen Wörtlein der Sprache;

2) die gewichtigen Wörter der Sprache;

3) die emphatischen Wörtlein oder Wörter der Rede.

Zu den gewichtlosen Wörtlein gehören die Partikeln (Präpositionen, Conjunktionen und kurze Adverbien), die Hülfszeitwörter, die Artikel und eigentlichen Pronomina.

Zu den gewichtigen Wörtern gehören an sich schon die Substantiva, Adjectiva, Adverbia und Verba.

Die emphatischen Wörter werden lediglich durch den Zusammenhang der Rede bestimmt. Jedes Wort (mit einziger Ausnahme des deutschen Pronomens es) kann den Hauptnachdruck erhalten, wenn es im ausdrücklichen Gegensaz gegen ein anderes Wort gedacht wird.

* * *

Vor der Ausarbeitung des Themas kann man (geschehe es blos im Geist oder geschehe es schriftlich) entweder

1) die dazu gehörigen einzelnen Gedanken sammeln und sie dann ordnen, oder

2) das Thema eintheilen, d. h. den Hauptgedanken in seine Theilgedanken auflösen.

Das erstere Verfahren ist das naturalistische und leichtere, das zweite dagegen das methodische und zwar schwerere, aber vorzüglichere. Hat man sein Thema einmal methodisch disponirt, so führt die Disposition von selbst die Gedanken herbei. Ich füge einige Beispiele von Dispositionen an:

Charakter des Amias Paulet in Schillers Maria Stuart.

I. Schattenseiten.
 A. Uebertriebene Strenge in seinem Amt als Wächter.
 B. Rauhheit in seinem Benehmen.

II. Lichtseiten.
 A. Entschuldigung der Härte mit seinem a) Pflichtgefühl als Hüter, b) sittlichem Rigorismus, c) Parteigefühl, 1) als Engländer, 2) als Protestant.
 B. Positive Tugenden: a) strenge Redlichkeit, b) weiches Gemüth.

Vergleichung der beiden Scipione.

I. Aeussere Schicksale.
 A. Abstammung. Beide stammen a) aus patricischen Geschlechtern, b) von berühmten Vätern, c) führen einerlei Namen — aber sind nicht Blutsverwandte.
 B. Leben. Beide bekämpfen Carthago in grosser Jugend, und auf derselben Kriegsbühne, Spanien und Afrika — aber *Scipio major* in der Heldenperiode Roms, *minor* im Anfang des Verfalls; *major* besiegt einen grossen Gegner, *minor* nur mittelmässige.
 C. Tod. Beide nehmen ein tragisches Ende — aber *major* in der Fremde und Einsamkeit und in Unmuth, *minor* in Rom durch Meuchelmord.

II. Inneres Wesen.
 A. Als Feldherrn. Beide gleich tapfer und einsichtsvoll — aber *major* kämpft für die Rettung Roms und ist immer edel, *minor* für die Vergrösserung Roms und ist öfter grausam.
 B. Als Staatsmänner. Beide sind Aristokraten und einflussreich — aber *major* wie ein höheres We-

sen verehrt und geliebt, bisweilen allzu nachsichtig, *minor* als klug und energisch geachtet und gefürchtet, immer streng.

C. Als gebildete Männer. Beide Freunde und Pfleger des Griechenthums — aber *major* aus reiner Freude an der griechischen Humanität und mit Mässigung, *minor* mit Eitelkeit und Gräcomanie.

* * *

Das griechische Medium wird hauptsächlich auf dreierlei Art gebraucht, nämlich:

1. reflexiv, und zwar

a) indem das Subjekt als Accusativ hinzuzudenken ist:

φαίνεσθαι sich zeigen, erscheinen, παύεσθαι sich zur Ruhe bringen, aufhören,

φοβεῖσθαι sich in Furcht sezen, fürchten;

b) indem das Subjekt als Dativ hinzuzudenken ist:

ἄγειν γυναῖκα eine Frau führen, ἄγεσθαι sie heimführen, heirathen,

φέρειν νίκην den Sieg herbeiführen, φέρεσθαι ihn davontragen,

αἱρεῖν nehmen, αἱρεῖσθαι wählen,

ἀποδοῦναι weggeben, ἀποδόσθαι verkaufen,

φράζειν sagen, φράζεσθαι sich selbst sagen, denken,

πέμπειν senden, πέμπεσθαι zu sich beschicken, kommen lassen;

2. causativ:

λύειν losgeben, λύεσθαι loskaufen, Hom Il. I, 13 und 20,

τίνειν abbüssen, τίνεσθαι abbüssen lassen, strafen, Hom. Od. III, 195 und 203,

λαθεῖν verborgen sein, λαθέσθαι vergessen,

βιῶναι leben, *βιώσασθαι* am Leben lassen,
πρεσβεύειν Gesandter sein, *πρεσβεύεσθαι* Gesandte schicken,
ἐρῶ ich werde sagen, *ἐροῦμαι* werde sagen lassen d. h. fragen,
ἀκέων ruhig, *ἀκεόμενος* beruhigend d. h. heilend;

3. deponential:
ἰδέσθαι, τεκέσθαι u. a. gleichbedeutend mit *ἰδεῖν, τεκεῖν* u. a.

* * *

Das Homonymum ist das Gegentheil des Synonymum; denn *homonyma iisdem nominibus diversa significant, synonyma diversis nominibus (paene) eadem significant.*

Die Homonyma sind theils uneigentliche und scheinbare, theils eigentliche oder wahre. Die uneigentlichen sind gleichlautende Wörter von einerlei Stamm, aber mit verschiedener Bedeutung, z. B. Schloss bedeutet zwei ganz unähnliche Dinge, dass Schloss an der Thür und das Schloss auf dem Berg, aber in beiden Bedeutungen ist es eine Ableitung von schliessen. Eben so hat sowohl der Ackerbauer als der Vogelbauer seinen Namen von bauen, so verschieden auch die beiden Begriffe sind. Denn beide Substantive, Schloss und Bauer, haben zugleich eine aktive und eine passive Bedeutung, nach demselben Recht der Sprachbildung, nach welchem *vulnus* bald die verwundete Stelle, bald das verwundende Schwert bedeutet.

Die wahren Homonyma dagegen sind gleichlautende Wörter, die von ganz verschiedenen Stämmen ausgehen, und deren Gleichklang nur ein zufälliger ist: die Futura von *πάσχω* und von *πείθομαι* sind homonym, *πείσομαι*, weil *πένθ-σομαι* und *πείθ-σομαι* beide durch Lautveränderung, welche die griechische Wohllautslehre verlangt,

einerlei Form bekommen, wie *luxi* von *lugere* und *lucere*. So ist bei Homer *οὖρος* ein vierfaches Homonymum: *οὖρος* der Wächter, von *ὄρεσθαι ὁρᾶν*, — *οὖρος* der Fahrwind, von *αὔρα*, *ἀέσαι*, wie *εὖρος*, — *οὖρος* die Furche, von *ὀρύσσειν*, wie *ὀρυχή*, — *οὖρος* die Gränze, von *ὅρος*.

Synonyma, welche wirklich eine ganz gleiche Bedeutung hätten, gibt es nicht. Man versteht unter Synonymen nur Wörter von sehr ähnlicher oder scheinbar gleicher Bedeutung. Den oft verborgenen Unterschied dieser ähnlichen oder sinnverwandten Begriffe zu bestimmen, ist die Aufgabe der Synonymik.

Der Vortheil, den dieses Studium für das Lateinschreiben gewährt, ist der geringere. Denn die meisten wahren Synonyma, d. h. die nahe verwandten Begriffe, werden nicht blos in der Dichtkunst häufig ohne Unterschied gebraucht, sondern überhaupt, selbst von den Klassikern jeder Sprache, wenn es ihnen nicht gerade darauf ankömmt, den Begriff kyriologisch, d. h. mit seinem eigentlichsten, ihn am schärfsten bezeichnenden Wort auszudrücken. Den Schüler anzuhalten, dass er überall den einen, eigentlichsten Ausdruck anwende, hiesse seinem Geist bei dem Ausdruck seiner Gedanken alle freie Bewegung rauben.

Allein die Auffassung feiner Begriffsunterschiede und noch mehr die eigene Auffindung derselben gewährt, ganz abgesehen von der Anwendung im Sprechen und Schreiben, grosse Vortheile als eine Art des Philosophirens, für welche das Knaben- und erste Jünglingsalter bereits reif genug ist. Der Lehrer hat bei Uebungen dieser Art die schönste Gelegenheit, das dunkle Gefühl in den klaren Begriff zu verwandeln; denn in den meisten Fällen fühlt der Schüler den Unterschied, und kann ihn nur nicht ausdrücken. Diess zu lehren, darin zu üben, ist eine der würdigsten Aufgaben des Lehrers einer Gelehr-

tenschule. Auf diese Weise behandelt, dient die Synonymik, neben der blos formalen Geistesübung, zugleich nicht sowohl der Bereicherung des historischen Wissens, als vielmehr der Erweiterung des Gesichtskreises*). Denn alles Philosophiren ist, nach Fr. H. Jacobis Ausdruck, nichts als ein weiteres Ergründen der Spracherfindung.

*) Ich empfehle mit Hinweisung auf mein Handbuch der lateinischen Synonymik, Leipzig 1840, folgende Synonyma zur Auswahl für solche Denkübungen:

terra humus solum tellus
inchoare incipere ordiri
silere tacere
vetus antiquus priscus pristinus vetustus
vix aegre
metus timor formido horror
lacrimare flere plorare
dorsum tergum
disertus facundus eloquens
adimere demere sumere
scelus flagitium nefas
moestus tristis
aqua unda fluctus
praemium pretium
contemnere spernere despicere aspernari
verbum vocabulum vox
literae artes doctrinae disciplinae
malitia malignitas malevolentia
inanis vacuus
ignavus iners segnis deses
formosus pulcher venustus
comere ornare
purus merus mundus
blandiri adulari assentari
animal belua bestia
aequus par aequalis
alere nutrire
fors fortuna casus fatum
fidus fidelis
figura forma species
frustra nequidquam
gaudere laetari gestire exsultare
humanus comis facilis civilis
initium principium.

II.

Schema
zu Vorlesungen über philologische Encyklopädie.

Einleitung.

A. Name, Begriff und Umfang.

B. Geschichte:

italienisches Principat,
französisches,
holländisch-englisches,
deutsches.

. Werth:

rein wissenschaftlicher,
ästhetischer,
pädagogischer,
hülfswissenschaftlicher.

I. Sprachlicher Theil:

Sprachwissenschaft,
Sprachvergleichung.

A. Lexicologie (Sprachschaz):

Etymologie,
Synonymik.

B. Grammatik (Sprachgeseze):

Lautlehre,
Formenlehre,
Sazlehre.

C. Stilistik.

D. Metrik.

II. Instrumentaler Theil:

A. Theorie der Kritik, der höheren und der niederen.

1) Objective, diplomatische.

Anhang: Paläographie.

2) Subjective, Variantenprüfung und Conjecturalkritik.

B. Theorie der Interpretation (Hermeneutik):

1) sprachliche,

2) geschichtliche,

3) logische,

4) ästhetische.

Anhang: Uebersezung, Dolmetschung, Paraphrase, Bearbeitung.

III. Historischer Theil:

A. Geographie und Chronologie.

B. Literaturgeschichte und Epigraphik.

C. Mythologie und Archäologie.

D. Geschichte und Antiquitäten.

III.

Pädagogische und didaktische Aphorismen.

1. Die taktische Kunst der Pädagogik stellt die Liebe in's Vordertreffen und macht die Strenge zur Reserve; aber wenn der Feind im Vortheil und im Siegen ist, muss die Strenge in's Vordertreffen vorrücken, dagegen die Liebe die Reserve bilden, jedoch in möglichster Nähe ihre Aufstellung nehmen.

* *
*

2. Mancher Lehrer lobt seine Schüler nie und erwartet, dass die Negation des Tadels schon als Belobung und Belohnung von ihnen aufgenommen werde. Vortrefflich, wenn der Lehrer selbst in den Augen seiner Schüler ein Heros und ein fast übermenschliches Wesen ist; denn dann kann niemand von ihm etwas höheres als ein Zeichen der Zufriedenheit erwarten, so wenig als von Gott. Allein das sind seltene Wundermänner. Ist die Enthaltung vom Lob ein Grundsaz des Lehrers, etwa um seine Schüler vor Eitelkeit und Hochmuth zu bewahren, so wirkt sie nicht günstig; sie macht den Eindruck der *malignitas*, einer kargenden Missgunst. Er gebe so oft er kann seine Zufriedenheit laut, aber mit ruhigem Ernst zu erkennen, und wenn er gar loben kann, lasse er die Schüler die lebhafte Freude, die es ihm mache, fühlen und mitempfinden. Wenn der Schüler nach dem Lob

seiner Lehrer innerhalb der Schulwände eifrig trachtet, so ist das etwas ganz anders, als wenn er nach einer öffentlichen Auszeichnung, etwa durch ein Preisbuch, geizt. Jenes ist so natürlich, wie diess unnatürlich ist. Nur die gemeine Natur zeigt sich gegen das Lob aus dem Munde des Lehrers gleichgültig, dagegen hab' ich oft erlebt, dass edlere Naturen einen öffentlichen Schulpreis mit einer gewissen Scham in Empfang nahmen. Muthet man dem Schüler zu, mit seinem guten Bewusstsein und der stillen Zufriedenheit seines Lehrers sich zu begnügen, so ist das ein moralischer Rigorismus.

* *
*

3. Ich habe wohl schon manchmal einem jungen Lehrer vor seinem ersten Gang ins Lehrzimmer folgende Anweisung gegeben: Sie werden mit der Unart des Plauderns zu kämpfen haben. Wenn Sie das erste mal einen Plauderer bemerken, so dürfen Sie nichts thun, als inne halten und so lange schweigen, bis der Plauderer schweigt. Dann fahren Sie fort, ohne ihn auch nur durch einen Blick zu strafen. Den zweiten Plauderer dürfen Sie schon scharf ins Auge fassen, bis er Ihrem Auge begegnet und schweigt. Auch der dritte Plauderer will immer noch nicht härter angelassen sein, als mit der verwunderten Frage: „Ist denn das üblich an hiesiger Schule, dass, während der Lehrer spricht, die Schüler ungefragt selbst auch sprechen? Ich glaube das nicht und will das nicht; es stört.“ Auf diese Weise hat selbst ein achtjähriger Schüler den entschiedenen Willen und die ruhige Energie des Lehrers erkannt, während dieser doch alle Pfeile des Verweises und der Strafe noch ungebraucht im Köcher behält. Am stärksten ist, wer mit dem geringsten Kraftaufwand sein Ziel erreicht; die Stufenleiter ist die Faust, das Wort, der Blick, der Gedanke — und wer mit dem

blosen Gedanken regieren könnte, wäre ein gottähnlicher Regent. Ein anderer Lehrer zerschlägt gleich in der ersten Stunde das Lineal an dem Unbotmässigen, um sich in Respekt zu sezen.

* * *

4. Es würde ein Riesenschritt in unserer National- und besonders Jugendbildung sein, wenn wir alle und nicht am wenigsten die Erzieher uns gewöhnten, Schläge, die ein Mensch als Züchtigung bekömmt, von ihrer rein tragischen Seite zu betrachten. Wir Deutschen stehn hierin in der Mitte zwischen den Slaven und Romanen. Für den Russen ist ein geprügelter Mensch etwas natürliches, alltägliches; für den Deutschen ist er etwas ungewöhnliches, welches bald Bedauern erregt, weil er dessen Schmerzen mitfühlt, bald auch zum Lachen reizt, weil er ihn mit einer fühllosen und ehrlosen Sache verwechselt sieht; für den Franzosen ist es eine durchaus ernsthafte Sache, gleich als wenn die Schläge den Menschen nicht nur für den Augenblick zur Sache machen, sondern ihn für immer entmenschen und entehren. Auch der ungebildete Franzose, der vor einer blutigen Hinrichtung nichts weniger als zurück bebt, wird nicht ohne inneren Abscheu und Grauen einer Prügelexekution zusehn; ein Deutscher auf der gleichen Bildungsstufe trägt kein Bedenken, ihr nachzulaufen. Ein deutscher Lehrer kann nicht leicht *verberibus mulcare* mit durchprügeln übersezen lassen, ohne dass die Schulknaben wie über einen Spass lachen.

Das absolute Verbot körperlicher Züchtigung in den Schulen ist bedenklich, so lange der Knabe zu Hause an Ohrfeigen, Stock und Peitsche gewöhnt ist, und sich nur in der Schule davor sicher fühlt, weil sein Lehrer ohnmächtiger ist als sein Vater.

* * *

5. Mancher Lehrer gefällt sich darin, seinen Schülern begreiflich zu machen, dass er nur ihr älterer Freund sei und mit ihnen fortzulernen habe. Bei wenigen mag diess aus der unlauteren Quelle einer *captatio benevolentiae* hervorgehn, bei vielen ist es der Ausdruck einer wahren Demuth oder einer aufrichtig gemeinten Liberalität. Aber ein kluges Wort ist es in keinem Fall, am wenigsten, wenn der Lehrer noch jung genug ist, um wirklich ein Freund seines Schülers sein zu können. Aber sein Amt macht ihn eben zu etwas anderem, zu einem Herrn und Meister, der allerdings so freundlich sein darf als er will, ohne dadurch das zu werden, was die Jugend einen Freund nennt. *In verbis ne simus faciles!* Der Lehrer hebt dadurch den specifischen Unterschied, der zwischen ihm und dem Lehrling naturgemäss besteht, selbst auf und substituirt einen graduellen. Die Ehrfurcht zurückzudrängen, damit die Liebe desto mehr Plaz gewinne, ist ein bedenkliches Verfahren, mit dem man sich nicht einmal Dank verdient; denn das Gefühl der Ehrfurcht steht an wohlthuender Kraft auf der gleichen Stufe mit dem der Liebe, und je kräftiger der Knabe und Jüngling — wenn er nicht wirklich gemeiner Natur ist —, desto unentbehrlicher erscheint ihm jenes Gefühl.

* *
*

6. Oft kömmt ein Lehrer in Versuchung, ein Unrecht zu begehn, wenn er einen Schüler zur Unzeit lachen oder lächeln sieht. Wie schon Montaigne bemerkt, äussern sich die entgegengesezten Gemüthsbewegungen auf einerlei Weise. Der tapfere Herzog von Thüringen zitterte wie Espenlaub, wenn die Schlacht beginnen sollte. In der Todesangst stellt sich häufig der Lachkrampf ein. Eine Frau erzählte tiefgebeugt, wie sie innerhalb vierzehn Tagen ihre fünf Kinder verloren habe,

bis sie vor Lachen nicht weiter sprechen konnte. Wenn ein Schüler in dem Augenblick, wo er von seinem Lehrer gescholten wird, lächelt, so ist das häufiger ein Ausdruck der Verlegenheit als des Spottes. Er bemüht sich nur, nicht trozig zu erscheinen, und erscheint so allzufreundlich; oder er hat Mitleid mit sich selbst, d. h. mit seiner Schuld, während für den Lehrer die Missdeutung nahe liegt, dass er heimlich verlacht werde. Und wenn andererseits ein anderer Schüler von cholerischer Natur beim Tadel die Stirn runzelt, so ist diess häufiger Zorn gegen sich selbst, als Troz gegen den Tadler. Oder wie soll sich der Schüler beim Tadel benehmen? soll er absolut eine traurige melancholische Miene zeigen, als ob es nur Ein Temperament gäbe? oder soll er keine Miene verziehn, wie ein stoischer Philosoph und wie ein russischer Grenadier unter dem Korporalstock?

* * *

7. Das beste ist, wenn der Schüler seinen Lehrer liebt und sich vor ihm schämt; das zweitbeste, wenn er ihn fürchtet; schlimm, wenn er ihn hasst; das schlimmste, wenn er ihn verachtet.

* * *

8. Ich pflege meinen erwachsenen Schülern die Führung eines regelmässigen Tagebuches dringend anzurathen, um des augenblicklichen Vortheils, wie des künftigen Vergnügens willen, ungerechnet die stete Uebung im Concipiren. Ein solches Tagebuch lässt sich nach dreierlei Grundsäzen führen:

1) über das ganz äusserliche Leben, die eingehaltene Tagesordnung, Erlebnisse, Bekanntschaften, Tagesereignisse;

2) über die geistigen Errungenschaften, Lese-

früchte, Excerpte aus Büchern, Erinnerung an lehrreiche Gespräche, Formulirung eigener Gedanken und Einfälle, Fragen, die weiteres Nachdenken in Anspruch nehmen. Wer aus einem Tage gar keinen geistigen Gewinn dieser Art zu verzeichnen hat, den straft später der Anblick dieses Leerlaufs oder „Fehlberichts" leicht mit dem Vorwurf: *Hunc diem perdideram.*

3) über die sittliche Vervollkommnung, wie Lavater jede Begehungs- und Unterlassungssünde sich zu seiner Bestrafung schriftlich vorerzählte und sogar illustrirte.

Bei der ersten Art, die ich als *minimum* empfehle, herrscht die *jucunditas* vor; bei der zweiten, die ich fast zur Pflicht mache, die *utilitas.* Die dritte Art ist nicht für jedermann.

* *
*

9. Wissenschaftliche Thätigkeit ist oft die Quelle der Langweile für die Jugend, aber immer ein Mittel gegen die Langweile im Alter.

* *
*

10. Ich. Sie können jezt von der Waare, die ich Ihnen anbieten kann, nichts brauchen, wie ich glaube; denn ich höre, Sie haben sich ganz den philosophischen Studien in die Arme geworfen. Und Sie sind Hegelianer, nicht wahr?

Er. Ja, ich beschäftige mich allerdings jezt vorzugsweise mit Philosophie; aber ich bin eigentlich kein Hegelianer, wie ich mich überhaupt hüte, ein -aner zu sein. Ich suche mein Urtheil unabhängig zu erhalten und keinem System blind anzuhangen.

Ich. Wirklich? das ist früh. Sehn Sie einmal wie sich die Zeiten geändert haben. In meiner Jugend stu-

dirten wir auch Philosophie, aber uns schien es das Höchste, was ein Student erreichen könnte, wenn er sich in das System eines namhaften Philosophen so hineinarbeitete, dass er sich nach ihm nennen konnte. Ja, es galt fast schon für Anmassung, wenn er sich einen Kantianer, Schellingianer, Wagnerianer nannte, weil er sich dadurch gleich in den Kreis der Adepten zu drängen schien. Der Bescheidenere begnügte sich als Zuhörer des Meisters gelten zu wollen, welcher durch fortgeseztes Studium seiner Vorträge und Schriften ein -aner werden möchte. Wir meinten auch wohl, das *jurare in verba magistri* stehe der Jugend und den Jahren des Enthusiasmus eben so wohl an, wie die blinde Liebe. Nach Ihren Aeusserungen ist das jezt anders; Ihre Jugendgenossen sind weiter vorgeschritten.

* * *

11. Der verständige Sammlerfleiss ist in der Wissenschaft das trockene Brot; die ernste Forschung und Combination ist das nahrhafte Fleisch; das angenehme Spiel geistreicher Reflexionen, kühner Ahnungen, pikanter Bemerkungen ist das Konfekt.

* * *

12. Die Philologie gleicht nach der Vorstellung mancher einer Person, die bei Nacht einem Verirrten mit einer Fackel den Weg gezeigt hat. Indess ist der Tag angebrochen, der Reisende will sie verabschieden und sich dankbar zeigen, aber die alte Fackelträgerin schreit über Undank und besteht darauf, ihm mit ihrer Fackel mit der Sonne um die Wette voranzuleuchten.

* * *

13. Hamann lobt seinem Bruder in einem Brief vom 30. Oktober 1759 Wagners mir unbekannte griechische Grammatik von ein paar Bogen: „sie hat alle die Voll- „kommenheiten, die ich einem Schulbuche wünschte; „kurz, rund und trocken. Es gehört aber beinah eben „so viel Mühe dazu, dergleichen Bogen zu lesen, als sie „zu schreiben.“ Sehr wahr! Und wem wird das Glück beschieden sein, eine lateinische Elementargrammatik in diesem Geist zu schreiben?

Ein Lehrbuch kann nicht trocken und kurz genug sein. Es muss das Bedürfniss in dem Schüler rege machen, seinen Inhalt durch die *viva vox* des Lehrers erschlossen und erläutert zu sehn. Enthält es Begriffsbestimmungen, so müssen diese mit solcher logischer Schärfe abgefasst sein, dass eben diese Schärfe sie der Erläuterung fähig macht. Im entgegengesezten Fall, wenn das Lehrbuch an sich schon verständlich ist und nicht bei Andeutungen und Räthseln stehn bleibt, spielt der Lehrer eine traurige Rolle. Er muss dann blos abfragen, wiederholen, umschreiben, und ist der Diener seines Lehrbuchs, statt sein Hypophet und Dolmetscher zu sein.

* *
*

14. Ein Fuhrwerk hat neben den Rädern auch einen Hemmschuh; bei der Erklärung eines Schriftstellers sollen die Schüler den Rädern gleichen, welche möglichst schnell vorwärtseilen, der Lehrer aber das Geschäft des Hemmschuhes übernehmen, so oft es nöthig ist.

* *
*

15. Bei allen Prüfungen sollte sich der Lehrer hüten, seine Fragen so zu formuliren, dass der Schüler sie mit einem einzigen Wort, oder mit einer Jahrszahl, oder mit einem Namen beantworten kann; andernfalls spricht der

Examinator meist zehnmal soviel als der Examinand, und hat der Schüler allzuleichte, blos mechanische Arbeit.

Ich pflege bei historischen und geographischen und wo möglich bei allen ähnlichen Prüfungen erst eine generelle, dann auch eine ausführliche Antwort zu verlangen; erst eine genau bestimmende:

Basel? — ist eine Stadt in der nordwestlichen Ecke der Schweiz.

Cäsar? — ist ein römischer Feldherr, Staatsmann und Geschichtschreiber.

So lässt sich Basel mit Einem Blick auf der Karte finden, und darum ist Cäsar werth gekannt zu werden. Auf diese Angabe des *minimum* folgt dann erst die eigentliche Antwort, gleichsam als Amplifikation oder als Beweis.

* *
*

16. Der Lehrstoff als Gelegenheit zu Denkübungen ist so gleichgültig, wie das Ziel eines Pistolenschüzen — wenn es nur kein allzuleicht zu treffendes und kein verbotenes ist.*)

*) Es würde mir schmeicheln, diese Säze mit den „Briefen des älteren an den jüngeren Schulmann", d. h. meines alten Freundes, des Herrn Prälaten C. L. von Roth in Tübingen (Kleine Schriften Th. II S. 49—175) verglichen zu sehn. Mit ihm habe ich über 20 Jahre freundnachbarlich, er am Nürnberger, ich am Erlanger Gymnasium, in gleicher Thätigkeit gelebt, gute und böse Zeiten des bayerischen Schulwesens gemeinschaftlich getragen und genossen, vielfach wohl auch wechselseitige Belehrung ausgetauscht. Man wird bei aller diametralen Verschiedenheit von Form und Ausdrucksweise hoffentlich doch eine durchgreifende Harmonie der Gesinnung auch in diesen Säzen erkennen.

IV.

Verschiedene Stilübungen.

Aus Thucyd. II, 35. *)

35. Die meisten Redner, die schon an dieser Stätte sprachen, rühmen den Gesezgeber, der durch sein Ge-

*) Universitätsprogramm von 1853 (umgearbeitet unter dankbarer Benüzung von G. Krahner im Philologus 1855 Bd. X S. 433 und von J. F. C. Campe in Mützells Ztschr. 1854) mit dem Vorwort: Elegi Periclis orationem funebrem, lib. II, 35 sqq., vel laudationem eorum civium Atheniensium, qui postquam principio belli Peloponnesiaci pro patria occubuerunt, ex vetere instituto publice condebantur; leve specie et exile argumentum, sed arte dicentis ad laudes Athenarum inflexum ac potius ad comparationem vitae Atheniensium tam liberae, liberalis, vere vitalis cum tetrica angustaque et aerumnosa Spartanorum disciplina. Simul demonstratur hac una oratione, non impotentia tantum et dominandi cupidine, quae una causa barbaris discordiarum haberi solet, Athenienses et Peloponnesios ad bellum tam atrox tamque diutinum impulsos esse, sed etiam diversa recti honestique aestimatione et constanti sui utrosque judicii propugnatione, justiore sane bellandi causa et ne humanissimis quidem gentibus indigna.

sez eine Rede mit der Handlung verbunden, weil über dem Grab gefallener Krieger auch ein Wort sich zieme. Mir jedoch schiene es genügend, Männer, die sich durch Thaten hervorgethan, durch eine That auch zu ehren, wie ihre vom Vaterland besorgte Bestattung jezt vor euren Augen auch thut, und nicht das Verdienst vieler von Einem abhängig zu machen, dass es Glauben finde, je nachdem er gut oder minder gut gesprochen. Denn das rechte Maass zu halten ist schwer; und selbst dann genügt es kaum zur vollen Erhärtung der Wahrheit. Der einsichtsvolle und wohlwollende Zuhörer glaubt leicht noch zu wenig für sein Wünschen und Wissen gesagt, und dem Unkundigen scheint manches Wort übertrieben, aus Missgunst, wenn er etwas hört, was sein Vermögen übersteigt. Denn fremdes Lob erträgt der Mensch nur so lange, als er sich selbst fähig dünkt zu dem, wovon er hört; was darüber hinausreicht, betrachtet er mit Neid und mag nicht daran glauben. Haben jedoch unsere Vorfahren diess so für recht erkannt, so muss auch ich dem Geseze folgen und eines jeden Wunsch und Erwartung möglichst zu befriedigen suchen.

36. Vor allem will ich mit unsern Ahnen beginnen; denn ihrer mit Ehren zu gedenken gebietet die Gerechtigkeit, und ziemt zugleich einer solchen Feier. Sie haben dieses Land an ihre Nachkommen bis heute als ein freies Land vererbt, durch ihren Muth. Verdienen schon sie Lob und Preis, so noch mehr unsere Väter; denn diese sind's, die zu dem, was sie überkommen, die grosse Macht, die wir besizen, nicht ohne Anstrengung noch hinzu erworben und auf uns jezt Lebende vererbt haben. Aber wir Männer im höheren Alter erweiterten sie noch mehr und rüsteten unser Vaterland mit allem aus, was für den Krieg und den Frieden stark macht. Die Waffenthaten, denen wir diess verdanken, und die Angriffe der

Barbaren und Griechen, die unsere Väter muthig zurückschlugen, will ich übergehn und nicht Worte machen über das, was ihr selbst wisst; aber die Grundsäze, die uns so weit gebracht, die Staatseinrichtung, und besonders die Denkart, der wir diese Grösse verdanken, die will ich schildern, und dann auch auf das Lob der Gefallenen übergehn; denn ein solches Wort dünkt mir dieser Stunde würdig und der ganzen Versammlung, Mitbürgern und Fremden, dienlich.

37. Die Verfassung, unter der wir leben, wetteifert mit keiner fremden Gesezgebung, und wir selbst sind mehr ein Vorbild für manchen als Nachahmer anderer. Denn dem Namen nach heisst sie, weil an der Verwaltung nicht einige wenige, sondern sehr viele theilnehmen *), Volksherrschaft, aber während die Geseze in Privatsachen allen ein gleiches Recht geben, erhält bei der Wahl zu Staatsämtern jeder nur nach dem Maass, in dem er sich in etwas hervorthut, den Vorzug, nicht nach einer Klasse, nur nach seinem Werth; und wer in Armuth lebt, aber dem Land zu nüzen vermag, findet in seinem niedern Stand kein Hinderniss. Wie Freisinnigkeit im öffentlichen Leben herrscht, so zürnen wir auch — gegenüber einer wechselseitigen grämlichen Beobachtung des täglichen Thuns und Lassens — auf keinen, der thut was ihn freut,

*) Nach der Lesart: *διὰ τὸ μὴ ἐς ὀλίγους ἀλλ' εἰς πλείονας οἰκεῖν* d. h. *διὰ τὸ μὴ τὴν πόλιν ἐς ὀλίγους ἀλλ' ἐς πλείονας καταστα‌θεῖσαν οἰκεῖν*. So absolut steht *οἰκεῖν* Soph. Oed. C. 1535. *αἱ δὲ μυρίαι πόλεις κἂν εὖ τις οἰκῇ ῥᾳδίως καθύβρισαν*, und schliesst hier prägnant den Begriff von *κατασταθεῖσαν* in sich; Thuc. V, 87. *τὰ ἐν Σικυῶνι ἐς ὀλίγους μᾶλλον κατέστησαν οἱ Λακεδαιμόνιοι.* Ueberdiess scheint *τοὺς πλείονας* zu lesen, d. h. *τὸ πλῆθος*. Was gemeint ist, kann nicht wohl durch das blose *πλείονας* bezeichnet werden.

lassen ihn nicht einen Aerger fühlen, der ohne zu schaden doch dem Auge weh thut. Harmlos im Privatverkehr achten wir das öffentliche Recht, mittelst Gehorsams gegen die jedesmalige Obrigkeit und aus Furcht vor den Gesezen *), darunter besonders vor solchen, die zu Gunsten unschuldig Verfolgter bestehn, und vor allen denen, die ohne geschrieben zu sein ihrem Uebertreter nach allgemeinem Urtheil Schande bringen.

38. Noch mehr: dem Geist gewähren wir reichlichere Erholungen von der Arbeit als irgend ein Land, durch Kampfspiele und Opferfeste, deren Feier das ganze Jahr füllt, und daheim durch geschmackvolle Anstalten, deren alltäglicher Genuss die Finsterkeit verscheucht. Auch zieht die Grösse unserer Stadt aus allen Ländern alles herbei, und sezt uns in den Stand, die Güter aller anderen Völker eben so als unser Eigenthum zu geniessen, wie die Erzeugnisse unseres Landes.

39. Auch in der Sorge für das Kriegswesen unterscheiden wir uns von unsern Gegnern. Wir öffnen unser Land jedem wie ein Gemeingut, und keine Fremdenausweisung hält jemand ab, etwas zu lernen oder zu schauen, dessen unverwehrter Anblick unserem Feind etwa nüzen könnte; denn unser Vertrauen beruht weniger auf künstlichen Anstalten und Täuschungen, als auf unserem Muth im Augenblick des Handelns. In der

*) Nach meiner Vermuthung: *ἀνεπαχθῶς δὲ τὰ ἴδια προσομιλοῦντες τὰ δημόσια οὐ παρανομοῦμεν, τῶν τε ἀεὶ ἐν ἀρχῇ ὄντων ἀκροάσει καὶ διὰ δέος τῶν νόμων.* In den Mss. steht: *ἀνεπαχθῶς δὲ τὰ ἴδια προσομιλοῦντες τὰ δημόσια διὰ δέος μάλιστα οὐ παρανομοῦμεν τῶν τε ἀεὶ ἐν ἀρχῇ ὄντων ἀκροάσει καὶ τῶν νόμων.* Das von mir ausgelassene *μάλιστα* ist durch Dittographie des nächstfolgenden *καὶ μάλιστα αὐτῶν* entstanden.

Erziehung erstreben jene schon von Kindheit an die Tapferkeit auf dem Weg mühseliger Uebung; wir leben behaglich und gehen doch gleich tapfer in Gefahr und Kampf. Der Beweis liegt vor: den Lacedämoniern, die als Staatenbund, nicht als ein einzelner Staat*) unser Land mit Krieg überziehn, halten wir Stand, und beim Angriff auf ein fremdes Land tragen wir auf fremdem Boden und über einen Feind, der für Haus und Hof kämpft, dennoch meistens leicht den Sieg davon. Unserer Gesamtmacht ist noch kein Feind je begegnet, weil wir zugleich für eine Seemacht Sorge tragen und zugleich zu Lande nach vielen Seiten hin Truppen aus unserer Mitte senden. Trifft der Feind irgendwo mit einem Theil unserer Macht zusammen, so rühmt er sich, wenn er siegt, unsere Gesamtmacht geschlagen zu haben, und im Fall seiner Niederlage, nur unserer Gesamtmacht unterlegen zu sein. Wollen wir nun lieber mit Sorglosigkeit als mittelst Uebung im Dulden, und lieber mit muthigem Sinn als mit gesezlicher Tapferkeit**) fechten, so wird uns der Vortheil, dass wir, ohne uns für künftiges Ungemach im voraus abzuquälen, im Ungemach selbst doch nicht weniger Muth zeigen als sie, die sich unablässig plagen.

40. Wie wir hierin Achtung verdienen, so auch in anderen Dingen. Denn wir lieben die Schönheit, gepaart mit Einfachheit, und die Bildung, frei von Verweichlichung. Unsern Reichthum verwenden wir lieber zum rechtzeitigen Handeln, als zur Ruhmredigkeit. Seine Armuth

*) einzelner Staat]. Nach meiner Ergänzung der lückenhaften Stelle: *οὔτε γὰρ Λακεδαιμονίοις εἴκομεν οὐ καθ' ἑκάστους*. In den Mss. steht blos *οὔτε γὰρ Λακεδαιμόνιοι καθ' ἑκάστους*. Vgl. meine Reden und Aufsäze Th. I S. 391.

**) Durch diese Uebersezung nehme ich meine frühere auch von Campe gebilligte Conjectur *ἀνδρείως* für *ἀνδρείας* zurück.

zu bekennen, entehrt keinen, wohl aber, ihr nicht durch Thätigkeit zu entgehen. Der Staatsmann kann neben den Landesgeschäften zugleich auch die seinigen besorgen, und der Arbeiter sich mit den Landesangelegenheiten vollständig vertraut machen; denn wer an diesen keinen Antheil nimmt, den nennen wir, mehr als andere, nicht einen stillen Mann, sondern einen Schwächling. Auch pflegen wir die Landesfragen selbst richtig zu beurtheilen und zu erwägen, weil wir glauben, dass das Wort der That keinen Schaden bringe, wohl aber der Mangel an richtiger Belehrung durch das Wort, bevor man zur That schreitet. Denn auch der Vorzug ist uns eigen, die kühnsten Pläne zu entwerfen und sie zugleich am reiflichsten zu überlegen, während anderen Völkern nur die Unkenntniss Muth, die Ueberlegung dagegen Furcht einflösst. Aber die Lebensgefahren und die Lebensfreuden gründlich kennen, und darum doch nicht vor dem Kampf zurückbeben, das heisst doch wohl die höchste Seelenstärke. Auch an Grossmuth bilden wir einen Gegensaz gegen die meisten Völker; denn auf Grund erzeigter, nicht empfangener Wohlthaten schliessen wir unsere Freundschaften; der Wohlthäter aber bewahrt seine Gunst treuer gegen den Empfänger, gleich als eine Pflicht der Liebe*); wer aber einen Gegendienst schuldet, den macht das Bewusstsein, die Grossmuth nur als Schuldner zu vergelten, ohne sich Dank zu verdienen, zu einem laueren Freund. Auch sind wir das einzige Volk, das furchtlos jedem beisteht, ohne Berechnung seines eigenen Vortheils, blos um die Freiheit treulich zu fördern.

41. Mit einem Wort, ich nenne unser ganzes Land

*) Pflicht der Liebe]. Nach meiner Vermuthung: *βεβαιότερος δὲ ὁ δράσας τὴν χάριν ὡς δὴ ὀφειλομένην δι' εὐνοίας ᾧ ἔδωκε σῴζειν*. Die Mss. haben: *τὴν χάριν, ὥστε ὀφειλομένην κ. τ. λ.*

eine Bildungschule für Griechenland, und jeder seiner Bürger zeigt sich, wie mir scheint, zu den verschiedensten Arten der Thätigkeit mit der grössten Gewandtheit und Feinheit tüchtig. Dass diess nicht Grossprecherei, sondern Wahrheit und Wirklichkeit ist, das bezeugt die Macht unseres Vaterlandes, die wir dieser Gesinnung verdanken. Denn Athen ist das einzige Land, das mit grösseren Kräften, als verlautbart, zum Kampfe schreitet, das einzige, das keinem*) angreifenden Feind den Schmerz macht, solchem Gegner zu unterliegen, und das seinen Unterthanen keinen Tadel zuzieht, als gehorchten sie unwürdigen Oberherrn. Und grosse Wahrzeichen werden uns die Bewunderung der Nachwelt wie der Mitwelt verschaffen; denn wir liessen unsere Macht warlich nicht unbezeugt, und bedürfen keines Homer und keines Lobredners**), der durch seine Worte für den Augenblick ergöze, während die Wahrheit der Vorstellung Abbruch thut; nein, unser Muth hat zu jedem Meer und zu jedem Land sich den Zugang erzwungen, und allenthalben ewige Denkmäler von Strafen und von Wohlthaten errichtet. Ein solches Vaterland ist's, für das hier diese Männer fochten und fielen, weil sie sich's nicht wollten rauben lassen, und so muss auch jeder, der sie überlebt, für das Vaterland zu sterben entschlossen sein.

42. Darum hab' ich auch so ausführlich von unserem Vaterland gesprochen, theils euch zu belehren, dass

*) keinem]. Es ist *οὔτε τῳ πολεμίῳ* zu verbessern für *οὔτε τῷ*. Sollte der bestimmte Artikel Plaz finden, so würde die Grammatik wenigstens den Plural, *τοῖς πολεμίοις*, verlangen.

**) Lobredners] Ich verbessere: *οὔτε Ὁμήρου οὔτε ἐπαινέτου ὅστις ἔπεσι μὲν τὸ αὐτίκα τέρψει* anstatt: *οὔτε ἐπαινέτου Ὁμήρου οὔτε ὅστις*. Der panegyristische Redner wird mit seinem besonderen Namen dem blosen Dichter und Erzähler entgegengesezt.

wir um etwas ganz anderes kämpfen als alle, denen es nicht angehört, theils die Preiswürdigkeit der Männer, an deren Grab ich jezt spreche, durch Beweise ins Licht zu stellen. Was ich ausgeprochen, ist das höchste Lob; denn was ich an unserem Vaterlande gepriesen, das verdankt es der Tapferkeit dieser und ähnlich gesinnter Männer. Nicht bei vielen Griechen möchte das Wort in gleichem Maass der Wirklichkeit die Wage halten, wie bei diesen. Ich meine, was die Tapferkeit eines Mannes beweist, was sie zuerst offenbart und zulezt besiegelt, das ist ein Ende, wie das dieser Todten. Denn auch bei Männern von sonst geringerem Werth ist's billig, ihren Heldenmuth im Kampf für das Vaterland über alles andere zu stellen; sie haben das Schlimme durch Gutes ausgetilgt und dadurch dem Gemeinwohl mehr genüzt, als durch ihr Privatleben geschadet. Keinen dieser Todten hat der Wunsch, seinen Reichthum noch länger zu geniessen, seiner Thatkraft beraubt, und keinen die Hoffnung, seiner Armuth zu entgehn und vielleicht noch reich zu werden, zur Furcht vor dem Tod verleitet; nein, sie hielten die Züchtigung des Feindes für ein grösseres Gut, als diess alles, und wollten durch diesen Kampf, den schönsten in ihren Augen, vor allem den Feind strafen und dann erst jenen Gütern nachstreben; sie stellten den noch ungewissen Erfolg der Hoffnung anheim, aber wollten für das schon ersichtliche Gut voll Selbstvertrauen handeln, und dabei lieber kämpfen und sterben, als sich durch Unterwerfung retten; sie flohen den Unglimpf und bestanden mit ihrem Leben den Kampf und sind in einem kurzen Augenblick der Entscheidung, mehr mit Hochgefühl als mit Todesschauer, vom Dasein geschieden.

43. So haben sich diese Männer würdig ihres Vaterlands gezeigt; wer sie überlebt, muss sich dem Feind gegenüber zwar mehr Glück, aber nicht weniger Muth

wünschen; muss nicht blos den Werth dieser Denkart besprechen, über den sich viel sagen lässt, was ihr eben so gut wisst, wenn man den Muth gegen den Feind preisen will; nein, er muss auch thatkräftig unser mächtiges Vaterland täglich beschauen und sich als seinen Liebhaber zeigen und, wenn er seine Herrlichkeit erkannt, bedenken, dass Männer von Muth und Pflichtbewusstsein und thätigem Ehrgefühl diese Macht einst gründeten, und wenn ihnen ein Unternehmen misslang, darum nicht auch glaubten, dem Vaterland ihre Kraft entziehn zu dürfen, sondern ihm das schönste Opfer brachten. Denn ihr Leben gaben sie für das Ganze hin und erwarben sich dadurch den unvergänglichen Ruhm und ein herrliches Grab, nicht das Grab, in dem sie liegen, sondern jenes, an welchem ihr Ruhm bei jedem Anlass zu Wort und That in ewigem Gedächtniss bleibt. Denn die ganze Erde ist das Grab ausgezeichneter Männer, und nicht blos eine Säuleninschrift in ihrer Heimath zeugt von ihnen; auch im fremden Lande lebt das Andenken mehr an ihre Gesinnung als an ihr Thun ungeschrieben bei jedem fort. Diesen nun eifert nach und sucht das Glück in der Freiheit, und die Freiheit in dem Muth. Und wollet Schlacht und Kampf nicht verschmähn; denn nicht dem Unglücklichen, der nichts zu hoffen hat, ziemt's zur Aufopferung seines Lebens bereit zu sein, sondern dem, der im Leben einen Umschlag zum Gegentheil noch zu fürchten hat und bei einer Niederlage am meisten betheiligt ist. Denn den hochherzigen Mann schmerzt jede aus Feigheit erlittene Demüthigung mehr als ein Tod, der in kräftiger Thätigkeit und gemeinsamer Hoffnung sich gar nicht fühlbar macht.

44. Desshalb will ich auch die anwesenden Eltern dieser Männer weniger beklagen als trösten. Sie wissen ja, dass sie in vielfachem Unglück gross geworden, und dass der glücklich ist, den das schönste Unglück

trifft, wie es ihr Tod ist und euer Schmerz um sie, deren glücklich durchlebtem Leben ein gleich glücklicher *) Tod entsprach. Ich weiss zwar, ihr seid schwer zu überzeugen, ihr, die das Glück anderer oft an das einst genossene eigene mahnt, da nicht die Entbehrung eines nie gekosteten, nur der Verlust eines schon gewohnten Gutes schmerzt. Aber seid stark! wer noch im rüstigen Alter steht, in Hoffnung auf andere Kinder; denn im Hause lässt der nachgeborene Sohn den verlorenen verschmerzen, und dem Vaterland bringt das zwiefachen Vortheil: es schüzt vor Entvölkerung und fördert die Vorsicht; denn wer nicht gleichfalls Kinder einsezt und gefährdet, der kann unmöglich bei der Berathung recht und billig stimmen; wer aber unter euch das Mannesalter schon überschritten und, was reiner Gewinn ist, den grösseren Theil des Lebens das Glück genossen hat, der muss denken, dass der Rest seines Lebens kurz ist, und Trost im Ruhm seiner Kinder finden. Denn nur die Ehrliebe altert nicht, und den abgelebten Greis erfreut nicht, wie mancher behauptet, ein Gewinn, den er macht, sondern die Achtung, die er geniesst.

45. Doch den anwesenden Söhnen und Brüdern der Gefallenen seh' ich eine schwere Aufgabe gestellt. Den Todten pflegt jedermann zu preisen; und schwerlich wird man euch an ausgezeichnetem Verdienst ihnen gleich, nein, euch bedeutend nachsezen **). Denn der Lebende

*) ein gleich glücklicher]. Ich lese: *καὶ οἷς ἐνευδαιμονῆσαί τε ὁ βίος καὶ ὁμοίως ἐντελευτῆσαι ξυνεμετρήθη*, anstatt: *ὁ βίος ὁμοίως καὶ ἐντελευτῆσαι.*

**) nachsezen]. Ich habe übersezt als stünde im Text: *καὶ μόλις ἂν καθ' ὑπερβολὴν ἀρετῆς ὁμοῖοι, ἀλλ' οὐκ ὀλίγῳ χείρους κριθείητε.* Denn was in den Mss. steht: *καὶ μόλις ἂν καθ' ὑπερβολὴν ἀρετῆς οὐχ ὁμοῖοι, ἀλλ' ὀλίγῳ χείρους*

hegt Neid gegen jeden, der ihm gleich steht; nur was ihm nicht entgegentritt, das achtet er mit neidloser Liebe. Soll ich nun auch von eurer Pflicht ein Wort sprechen, ihr Frauen, die ihr von nun an als Wittwen lebt, so mag ein kurzer Zuspruch alles sagen: euch gereicht's zum grossen Ruhm, eurer Natur treu zu bleiben, und die verdient ihn*), deren Tugenden oder Fehler die Männer am wenigsten besprechen.

46. So hab' auch ich, wie das Gesez will, alles was ich zweckdienliches wusste gesprochen, und thatsächlich sind die Bestatteten theils schon jezt geehrt, theils wird ihre Kinder das Vaterland von nun an von Staats wegen bis zur Altersreife auferziehen; dadurch sezt es einen Ehrenkranz für solchen Wettkampf aus, zum Frommen dieser Todten und der Lebenden; denn je grösser der Preis, der des Verdienstes in einem Lande harrt, desto tüchtigere Bürger zählt ein solches Land. Nun weint euch aus, jeder über die Seinen, und dann entfernt euch.

κριθείητε kann ich nicht erklären, ohne den Worten und dem Sinn Gewalt anzuthun.

*) und die verdient ihn]. So überseze ich die griechische Aposiopesis: ταύτης μεγάλη ἡ δόξα, hinter dem Relativsaz ἧς ἂν .. κλέος ᾖ.

Thema: Aus Schillers Wallenstein Act IV Scene 10*).

Dum leviter muniti neque quidquam ex hoste timentes prope Neapolim tendimus, subito et nos pulveris nubem a silva ortam conspeximus, et exploratores simul praecipites in castra irruerunt, hostem adesse clamitantes. Vix tantum nobis temporis relictum erat, ut quam citissime equos conscenderemus, quum Pappenhemiani effusis habenis advecti concaedes perrumpere et fossas castris circumdatas impetuoso cursu transilire coeperunt. Sed homines ferocissimi, dum longe post se relicto pedite soli ducis sui audaciam sequuntur, temerario consilio ceteras suorum manus praecurrerant. Quos noster eques a fronte simul et a lateribus aggressus ad fossam usque repressit, repressos vero peditum acies propere instructa ab ipsis fossis horridam hastarum seriem obtendendo ita excepit, ut undique clausi et coartati nec proferre pedem nec referre possent. Igitur comes Rhenanus ducem eorum dedere se jussit, qui post pugnam tam fortiter commissam sine ignominia concessurus esset. At praefectus alae (erat is Piccolominius, juvenis crista galeae insignis et caesarie ob equitandi celeritatem soluta) fossam nutu demonstrat suis et ipse primus equo

*) Die unerlässlichen Uebungen des Uebersezens aus dem Deutschen in das Latein wollen dem Gymnasiasten um so mehr auf alle Weise anziehend gemacht sein, je weniger er sich durch das Geschäft selbst angezogen fühlt. So wird er an ein ächt deutsches und modernes Stück von Schiller, den ich so gern zum Liebling aller Schüler machen möchte, gewiss mit mehr Freudigkeit gehn, als an eine Rückübersezung eines Briefes von Cicero oder gar Muret. Und Schillers Sprache eignet sich eben wegen ihres römisch-rhetorischen Gepräges besonders für solche Uebungen; darum diese Probe.

superat, subsequentibus turmis. Tum vero dicto citius atrox cerneres spectaculum; equus enim hasta transverberatus in altum se tollit et longe excutit rectorem, superque delapsi corpus equorum vis properat, nullis jam temperata frenis. Ipsi autem equites, ubi prostratum ductorem suum vident, ad desperationem prolapsi suae quisque salutis incuriosi ferarum instar pugnant, et irritatis nostrorum animis resistentium pervicacia non prius finem proelium habuit, quam ad unum omnes cecidissent. Hodierni diei mane corpus exanimatum condidimus; portabatur duodecim adolescentium nobilissimorum humeris, universo exercitu funus prosequente, loculo laurea corona decorato, et cui Rhenanus suum ipse gladium victorem imposuisset. Ac ne lacrimae quidem defuere defuncto; plurimi enim in castris nostris militant, qui munificentiam ejus et comitatem experti sunt, neque quisquam ex omnibus fuit, quin tam tristi juvenis fortissimi sorte commoveretur. Ceterum nihil reliqui fecerat Rhenanus, ut exitio eum eriperet,— ni ipse prohibuisset, qui oppetiisse mortem perhibeatur.

* * *

Thema: Auf dem Aetna.

Τυφὼς, ἠρέμα κεῖσο, τέρας φοβερώτατον ἄλλων,
εἰς ἄλλους καιροὺς πῦρ κατέχων ὀλοόν!
οὐ γὰρ ὅδε Ζεὺς σοῖσιν ἐπεμβαίνω νώτοισιν,
οὐϑ᾽ Ἑρμῆς, ϑνητῶν δ᾽ εἴμ᾽ ἐγὼ ὀψιγόνων,
οἳ τοῦτον σεβόμεσϑα ϑεὸν, ὃς Ζῆνα καὶ ἄλλους
τοὺς καινοὺς ἀρχῆς ἀντανέπαυσε ϑεούς.

* * *

Thema: Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe. Schiller.

Ψήφων τὸ πλῆϑος βάσανος οὐκ ἔστιν δίκης.

* * *

Thema: Nach seinem Sinn zu leben ist gemein;
Der Edle strebt nach Ordnung und Gesez. Göthe.

Φαῦλον τόδ᾽ ἐστὶ ϑἀνδάνονϑ᾽ αὑτῷ ποιεῖν·
τὸ δ᾽ εὐγενὲς τάξιν τε καὶ νόμους ποϑεῖ.

* * *

Thema: Wer nicht drei Gläser Wein trinken kann, ohne Zank und Streit anzufangen, und wer drei Flaschen leeren kann, ohne ein kleines Geheimniss zu verrathen, mit dem trink' ich nicht. Lichtenberg.

Ventidius quum tres cyathos exhauserit, ecce,
Jurgia vel rixas protinus ille movet!
Laelius at contra vel tres crateras inanit,
Et secreta animi cuncta perinde tegit!
Tale sodalitium caveo fugioque bibendi;
Odi nam validos invalidosque nimis.

* * *

Thema: Wer Latein kann, der kömmt überall durch.

Fabula Aesopica.

Viator equitans obviam fit rustico,
Quaeritque, quae Casinum perducat via.
At ille non respondet, quin ultro roget:
„Callesne tu Latine?" — „Sane ego calleo;
„Sed hoc quid ad rem?" — „Vere si calles, ait,
„Dextrorsum age, unde turres imminent procul."
Et pergit ille, qua monstrator jusserat,
Agrosque, salebras, lamas, devia permeat,
Donec paludi inhaeret insuperabili.
Vertit; reversus unde prius deverterat,
Fallacem ibidem reperit viae indicem.
„Quis impulit te, furcifer, (sic increpat)
„Ut in paludes truderes male credulum?" —

„Non scis Latine! nunc palam est, mentitus es!
„Etenim si scires, non aquae, non fulmina,
„Non saxa praerupta impedivissent iter!
„Mortalium quotquot sunt sapientissimus,
„Antistes aedis nostrae sic profatus est:
„*Ori Latino nulla non patet via.*"

* *
*

Thema: Tacitis senescimus annis.

Das Alter ist ein höflich Mann;
Einmal übers andre klopft er an,
Aber da ruft niemand herein;
Und drausen mag er doch auch nicht sein.
Da klinkt er denn auf und tritt ein ganz schnell,
Und dann heissts, er sei ein grober Gesell. Göthe.

Ne falso incuses, satis est urbana Senectus;
Semper enim pulsat rite iterumque fores.
Nullius at jussu pulsans intrare jubetur,
Exspectanti etsi longa molesta mora est.
At quum audax aperitque fores intratque repente,
Quilibet occlamat: rustica, quid tibi vis?

* *
*

Thema: Hier liegen meine Gebeine; ich wollt' es wären deine!

Hic mea defuncti tumulus tegit ossa, viator;
Heus, tua quam vellem, non mea, crede, forent!

* *
*

Thema: Was ist der schwarze Ritter in Schillers Jungfrau?

Der schwarze Ritter, der die kämpfende Jungfrau von Orleans durch verstellte Flucht vom Schlachtfeld hinweglockt und sie warnt, noch länger zu fechten, und als er kein Gehör findet, verschwindet, kann kein böser,

kein der Jungfrau feindlicher Dämon sein, denn er warnt sie vor Uebeln, die später wirklich eintreffen.

Aber er ist auch eben so wenig ihr guter Geist im christlichen Sinn; denn er versucht es, sie von der vollständigen Lösung ihrer göttlichen Aufgabe abzuhalten.

Ich kann in ihm nur den verkörperten *genius* der Johanna sehn, *genius* streng im Sinn der römischen Mythologie aufgefasst. Wie schon aus den bekannten Redensarten *genio indulgere*, *genium placare* erhellt, hat jeder Mensch einen *genius*, der mit ihm zugleich geboren wird und abstirbt. Derselbe sorgt für das irdische Wohlergehn und für den möglichst vollständigen Lebensgenuss seines Schüzlings, macht ihm diesen Genuss zur Pflicht, ohne jedoch, wie es ein eigentlich guter Geist thut, vom Unrecht abzuhalten und zum Rechtthun hinzuleiten. Sein Mensch dient ihm dadurch, dass er sich sein Leben möglichst angenehm und leicht macht, gleich als wenn der Genius alles mitgeniesse.

So ist auch der schwarze Ritter wohlwollend gegen die Jungfrau gesinnt, aber nur in seinem Sinn. Ihn kümmert nicht ihr höherer Beruf, er will sie nur nach bestem Wissen und Gewissen irdisch glücklich sehn und vor gemeinem Schaden behüten. Als Geist hat er die Voraussicht, dass mit dem nächsten Kampf, den Johanna besteht, mit Lionel, ihr ungetrübtes Glück zu Ende geht, weiss, dass sie sich in den Feind verlieben und dadurch ein göttliches Strafgericht über sich heraufbeschwören wird; dass diess Gericht in Rheims mit Gewissensqualen anfangen, dann mit Verkezerung und Verbannung sich fortsezen, endlich mit Gefangenschaft und Tod enden wird. Darum gibt ihr dieser ihr Schuzgeist, unmittelbar vor dem Beginn des verhängnissvollen Kampfes mit Lionel, in bester Meinung und nach seinem wahren Wesen und Beruf, den Rath, augenblicklich vom Schauplaz zurückzutreten

und sich mit ihrem bisher erworbenen noch ungetrübten Ruhm zu begnügen, auch ohne ihren König gekrönt zu haben; er räth ihr, nicht mehr zu kämpfen und nicht nach Rheims zu gehn, wo sie ihn krönen sollte.

Johanna fühlt „in ihrer tiefsten (gotterfüllten) Brust", dass es ein ganz profaner Geist ist, der ihr diess räth, und weil sich dieser Rath nicht ohne Versündigung an ihrem Beruf befolgen liesse, so lässt sie sich von ihrem eigentlich guten Geist sagen, dass ihr in dem schwarzen Ritter „das Unglück (d. h. die Verführung zur Untreue an ihrem Beruf) an der Seite stehe"; denn die Sünde ist für die Gottgesendete das einzige wahre Unglück.

Schiller hat — vorausgesezt, dass ihm wirklich die Idee des römischen *genius* bei der Conception des schwarzen Ritters deutlich vorschwebte — das Verständniss absichtlich, ich weiss nicht aus welchem Grund, erschwert, erstens durch die unverkennbare Aehnlichkeit mit der homerischen Scene Il. XXI, 544 ff. Denn weil Apollo den Achilleus, um den Troern zu helfen, mithin jenem zu schaden, vom Schlachtfeld hinweglockt, so sezt der Leser der Jungfrau unwillkürlich auch bei dem schwarzen Ritter einen ähnlichen, der Jungfrau nachtheiligen Zweck voraus. Allein der Ritter will sie in keiner andern Absicht aus dem Schlachtgewühl entfernen, als um sich Gehör zu schaffen und zu ihr unter vier Augen sprechen zu können. Zweitens scheint der Dichter durch die Vermuthung Johannas, dass es Talbot sei, und durch die Antwort des Ritters: „Schweigt dir die Stimme des Prophetengeistes?" anzudeuten, dass es wirklich Talbots Geist sei, wie auch wirklich in Weimar unter Schillers Augen derselbe Schauspieler (Graff) den Talbot und den schwarzen Ritter spielte. Aber das ist alles kein Beweis! Wodurch wäre denn die ganze Scene motivirt? Sie würde blos

zur Verherrlichung des Talbot, der doch im ganzen nur eine Nebenperson ist, dienen, indem er auch im Tode noch für die Seinen sorge; das wäre ein grober Fehler gegen die Einheit des Drama und die Oekonomie. Und noch weniger hätte man, wie geschehn ist, vermuthen sollen, dass Schiller den Talbot darum, weil er als Atheist gestorben, nun als bösen Geist spuken lasse! Denn tritt etwa der Atheismus in Talbot als Grundzug seines Wesens hervor? Er ist ein gerader, derber Held und Ehrenmann, von allen geachtet, in nichts mephistophelisch; nur lässt er sich im gerechten Unmuth über die Vernichtung seines Tagewerks verleiten, über Gott und Welt zu murren. Wenn er Gott den Narrenkönig nennt, so lästert er direkt nur die Menschen, und wenn er voraussieht, dass er bald in Atome zerfallen und nichts von ihm übrig bleiben wird, so ist das kein unzweideutiges Bekenntniss seines Unglaubens an Gott und Unsterblichkeit. Ja, als Lionel den Sterbenden mahnt, an seinen Schöpfer zu denken, antwortet ihm Talbot mehr entschuldigend als trozend und verstockt. Ist das alles wohl gottlos genug, um desshalb zur Hölle fahren und dann als böser Geist, als ein auserlesenes Werkzeug der Hölle nach dem Tode wandeln zu müssen?

Ein Wort von Schiller selbst in einem Brief an einen Unbekannten in Weimar bei Döring (Schillers auserlesene Briefe III, 242) und bei Schwab (Schillers Leben S. 567) würde freilich allem Zweifel ein Ende machen: „Sollte es jemanden zweifelhaft sein, dass damit der Geist des kurz vorher verschiedenen Talbot gemeint sei, der ja als Atheist der Hölle angehört?“ — wenn der Brief ächt ist. Aber seinen durchaus apokryphischen Charakter bezeugt zu meiner Freude, ohne Zweifel aus guten Gründen, Palleske S. 346. 357.

* * *

Thema: Radetzkys Schnurrbart.

Freund Fähndrich, Junker und Feldkumpan
Lag alles dem Grafen Radetzky an:

„Kamerad, wie ist dein Gesicht so zart?
Warum kein Schnurr- und Knebelbart?“
„Weil ich lieber gleiche dem Friedensmann,
Und auch ohne Schnurrbart fechten kann.“

„Kapitän, du siehst uns alle behaart;
Trag auch einen Schnurr- und Knebelbart!“
„Ach, ich bin euer und ihr seid mein;
Muss denn alles auch gleichgeschoren sein?“

„General, noch immer die alte Art?
Soldat ohne Schnurr- und Knebelbart?“
„Bin Fünfziger worden mit glattem Gesicht
Und General; drum ändr' ich's nicht.“

„Feldmarschall, wir lassen dir keine Ruh,
Nur einen Schnurrbart trag auch du.“
„Ei, ihr geilt um den Bart gar unverschämt!
Nun, ich thu's, wenn ihr morgen Vicenza nehmt.“

Sie erstürmten Vicenza mit fröhlichem Muth,
Und dem Neunziger stand sein Schnurrbart gut.

V.

Sprachliches, Logisches, Rhetorisches.

Die Synonymik eignet sich, wie schon S. 293 bemerkt, ganz besonders zu einem Surrogat des philosophischen Unterrichts auf Gymnasien. In meinem Handbuch der lat. Synonymik hab' ich die Differenzbestimmungen geflissentlich so präcisirt, dass sie etwaigen Uebungen im methodischen Definiren als Substrat dienen können; die Lehre von der Definition aber und die Kunst zu definiren dürfte auf Gymnasien, auch wenn sie dem philosophischen Unterricht keine besonderen Stunden bestimmen, doch als *πάρεργον* und Excurs in den sogenannten „deutschen Stunden" mit Nuzen vollständig betrieben werden, als Fragment der formalen Logik und ohne Konsequenz für deren übrige Kapitel.

Besonders förderlich ist es auch, Gruppensynonymen nach ihrer gemeinsamen Differenz zu ordnen. *Interfector*, *libertus*, *liberi*, *actor* unterscheiden sich auf einerlei Weise von *homicida*, *libertinus*, *pueri*, *histrio* dadurch, dass sie sich ohne Beziehung auf einen bestimmten Herrn u. s. w. nicht denken lassen.

Die sinnlichen Wahrnehmungen durch das Gesicht, Gehör etc. sind entweder unwillkürliche oder beabsichtigte, passive oder aktive, und neben beiden haben die verschiedenen Sprachen mehr oder weniger vollständig noch

ein Verbum für denjenigen Gegenstand, der die Wahrnehmung bewirkt:

Gesicht:	*videre*	*spectare*	*videri*
	ὁρᾶν	θεᾶσθαι	φαίνεσθαι
	sehn	schauen	aussehn
Gehör:	*audire*	*auscultare*	*sonare*
	ἀκούειν	ἀκροᾶσθαι	ἠχεῖν
	hören	horchen	schallen
Geruch:	*olfacere*	*odorari*	*olere*
	ὀσφραίνεσθαι	ῥινηλατεῖν	ὄζειν
	riechen	schnuffeln	duften
Geschmack:	—	*gustare*	*sapere*
	—	γεύειν	χυμοῦν
	—	kosten	schmecken
Gefühl:	*sentire*	*tentare*	—
	αἰσθάνεσθαι	ἀφάσσειν	—
	fühlen	tasten	—

Keine der obigen drei Sprachen hat ein eigenes Wort für das unwillkürliche Schmecken; natürlich, weil die Geschmacksorgane, Zunge und Gaumen, gegen die Eindrücke von aussen geschüzt sind, und niemand leicht etwas schmeckt, ohne es zu wollen. Im Nothfall hilft sich der Deutsche durch Entlehnung: ich schmecke nichts, sagt der Verschnupfte; der Lateiner vielleicht durch *nil sentio.*

* * *

So leicht sich die Synonymik fruchtbringend für die eigentliche Geistesbildung auf Gymnasien behandeln lässt, so bedenklich und schwierig ist es, die Etymologie in dasselbe Gebiet hineinzuziehn und sie ihres Charakters als bloser Erudition und todten Wissens zu entkleiden, um so mehr als so vieles fraglich bleibt und anderes sich nur auf künstlichem Weg klar zu machen ist.

Desto sorgsamer sollte sich der Lehrer hüten, altherkömmliche, offenbar falsche und den Sprachgesezen ins Gesicht schlagende Wortableitungen als richtige vorzutragen, z. B.

ărena stammt gewiss nicht von *ārere*; die Prosodie und die ältere Schreibart *harena* spricht dagegen. Ob es aber, wie ich glaube, eine Fortbildung von *χεράς*, das Geröll, ist, bleibt für den Lernenden gleichgültig;

sēdulus lässt sich nach Prosodie und Begriff so wenig von *sĕdere* als von *sēdes* ableiten. Es ist durch *sine dolore* und durch unverdrossen zu erklären;

cōmere hängt so wenig mit *cŏma* zusammen, als *prōmere* mit *πρόμος*.

* * *

Den Namen der athenischen Schiedsrichter *διαιτηταί* haben weder Hudtwalcker und Meier in ihren Monographien, noch Hermann und Schömann in ihren Alterthümern erläutert. Der Stamm ist das homerische *αἴνυσθαι* nehmen, worin ich eine Nebenform von *ἄρνυσθαι* erkenne; denn beide sind Bildungen von *αἵρειν, ἀείρειν*, Verkürzungen des fast unaussprechbaren *αἵρνυσθαι*. Vgl. Homer. Gloss. §. 22. Von jenem *αἴνυσθαι* hat Homer das Verbale *ἔξαιτος*, *eximius*, und der Atticismus *δίαιτα*, eigentlich die Auseinandernahme wie *διαίρεσις*. Daraus entwickeln sich die zwei Bedeutungen: 1) die Tageseintheilung, Ordnung des Tages, da sie eine Zerlegung des Ganzen in seine Theile ist. Und 2) die Entscheidung, *arbitrium*, oft bei Demosthenes, da sie gleichfalls eine Trennung des Verwirrten und dessen Zertheilung in das Einzelne ist. Hievon *διαιτᾶσθαι*, in der doppelten Bedeutung von *vitam degere* und *arbitrum esse*. Von lezterer stammt *διαιτητής* der Schiedsrichter. Von demselben *αἴνυσθαι* ist *αἰτεῖν* das Desiderativum, und aus *δια-αιτεῖν* ist *ζητεῖν* entstanden.

* * *

Unsere lateinischen Wörterbücher leiden noch an Unvollständigkeit selbst des ächtklassischen Sprachschazes: z. B. *troja*. Wenn das unter dem Namen *Trojae ludus* bekannte Wettspiel der römischen Jugend von der Stadt Troja seinen Namen hätte, wie Virg. Aen. V, 600 glaubt, so müsste es auffallen, dass es niemals *ludus Trojanus* heisst, sondern immer nur *ludus*, *lusus*, *ludicrum* oder *decursio Trojae;* sogar *troja* allein bei Suet. Caes. 39 und Festus: *Troja lusus puerorum equestris dicitur.* Ich erkenne darum in *troja* ein Appellativum, die lateinische Form von *τροχιά,* statt *trohia*, (wie *veja*, *apud Oscos plaustrum,* statt *vehia*) in der Bedeutung von *τρόχος, τροχή*, *cursus*, *decursio.* Eine gleiche Parallele lassen die *truae* zu, *quae a culina in lavatrinam aquam fundunt* nach Varro L. L. V, 25, nämlich *τροχή,* ein Durchlauf, wie *τροχαία* .. *ἡ ὁδός, ὡς Ῥίνθων* und *τροχιᾶς· πορείας* Hes. Auch *truant: moventur* unter *antroare,* und: *redentruare dicitur in Saliorum exultationibus*, beides bei Festus, nebst *amptruare* bei Lucilius stimmt zu *τροχᾶν, ἀνατροχᾶν,* und der Vogel *truo* ist wahrscheinlich einerlei mit dem *τροχίλος* — lauter Formationen von *τρέχω*, welches im lateinischen *traho* wieder zu erkennen ist. So etwa schrieb ich in der Zeitschr. f. Alterthumswiss. 1838 n. 38 S. 316. Aehnlich Klausen in Aeneas und die Penaten S. 820. A. Göbels Programm *de Trojae ludo* Düren 1852 kenne ich nur durch Marquardts Röm. Alterth. Th. IV S. 520.

Servo. Diess erscheint als Substantiv in Plin. N. H. VII, 27, 29. *M. Sergius .. secundo stipendio dextram manum perdidit; stipendiis duobus ter et vicies vulneratus est; ob id neutra manu*, *neutro pede satis utilis; uno* [nämlich *stipendio*] *tantum servo*, *plurimis postea stipendiis debilis miles.* Es ist offenbar ein Soldat mit gesunden Gliedern, *servato*, *salvo, incolumi corpore*, wie der Gegensaz zeigt, welcher eigentlich *debilo* war, gleichfalls Substantiv,

wenn es gleich Nonius s. v.: *debilo, debilis. Ennius lib. IX. debilo homo*, als Adjectiv betrachtet. Auch Cicero verbindet ja *homo histrio* u. ä. Warum Plinius, als er dieses durch *debilis miles* umschrieb, der Variation den Vorzug vor der Concinnität gab, wäre eine müssige Frage.

* * *

Die Positivi *malus* und *κακός* vereinigen in sich die Begriffe von schlecht und von bös; zwei sehr verschiedene Begriffe; denn mit schlecht verbinden wir die Vorstellung der Werthlosigkeit, mit bös die der Schädlichkeit. Das Schlechte reizt zur Verachtung, das Böse aber zum Hass. Ein Wein von geringer Qualität ist schlecht (von leg, niedrig liegend), aber der beste Wein ist bös, wenn er allzu stark wirkt und unvermerkt schnell in den Kopf steigt. Erst in den Comparationsgraden geht auch im Lateinischen die Bezeichnung beider Begriffe auseinander:

malus schlecht	*malus* bös
deterior	*pejor*
deterrimus	*pessimus*

Ein gewissenloser und gemeiner Feigling ist *homo deterrimus*, ein kräftiger Bösewicht wie Catilina ist *homo pessimus*; und ein boshafter und zugleich feiger Mensch wie Nero, oder ein Verräther, der das Vertrauen eines Freundes zu dessen Sturz missbraucht, ist *homo pessimus idemque deterrimus*. Die neckischen Mädchen nennt Catull. LIII, 8 *pessimae puellae*, während *deterrimae* auch als Scherz beleidigen müsste. Darum ist Horazens Scherz mit *mala carmina* am Schluss von Sat. II, 1 durchaus unübersezbar. Aber *malitia* ist nur die gewissenlose Schlechtigkeit, niemals die Bosheit, *malice*.

* * *

Jeder Antibarbarus, auch nach Krebs, muss willkommen heissen, so lange der Brauch des Lateinschreibens

im literarischen und öffentlichen Leben noch nicht ganz abgeschafft und das Latein nur eine todte, noch keine untergegangene Sprache ist; denn jeder, auch sein erklärtester Gegner muss doch wünschen, dass alles, was Latein sein s o l l, auch wirklich Latein s e i. Niemand drückt heute mehr j a! durch *imo* aus, und *sub auspiciis regis* oder *examen rigorosum* ist neuerdings auf wiederholte Erinnerung aus den lateinischen Doktordiplomen verschwunden. Anderes sizt troz aller Warnung fest, und selbst Philologen behandeln standhaft *jamdudum* als identisch mit *jamdiu* und *jam pridem*, obschon L. Valla vor fünf Jahrhunderten erinnert hat, dass *jamdudum* eine Dauer nur von M i n u t e n o d e r S t u n d e n, nicht von T a g e n o d e r J a h r e n bezeichnet.

Wer einen h o c h v e r d i e n t e n Mann *meritissimum* nennt statt *optime meritum*, der begeht denselben Fehler wie ein Elementarschüler, welcher *aetas* und *senectus* das A l t e r, *fortuna* und *felicitas* das G l ü c k, *valetudo* und *sanitas* die G e s u n d h e i t, *aestimare* und *admirari* a c h t e n, s c h ä z e n, *moralis* und *honestus* s i t t l i c h, *dignus* und *reverendus* w ü r d i g, *pati* und *laborare* l e i d e n für synonym hält und verwechselt.

Wer eine Rede mit *quodsi* beginnt oder wer *quodsi autem*, *quodsi enim*, *quodsi igitur* verbindet, der schreibt so barbarisch wie der Schüler, der zu *qui* die Conjunction, die eben durch das Relativum ersezt wird, noch besonders hinzufügt. Freilich gilt es im Deutschen neuerdings nicht mehr für inkorrekt zu schreiben: „Ich hoffte, du würdest nachgeben; was a b e r nicht geschah.“ Vor Jahrzehnten war diess nur der U m g a n g s sprache erlaubt; die g e w ä h l t e Sprache schien das Adverbium zu verlangen: „was j e d o c h nicht geschah.“ Auf einem ähnlichen Irrthum beruht die Verbindung *igiturque*.

Wer unsern „gelehrten Luther“ *Lutherum doctum*

nennt, fehlt doppelt gegen den lateinischen Gebrauch; erstens weil ein dergleichen Ehrenprädikat durchaus den Superlativ fordert, während der Positiv ihn nur als „dem Gelehrtenstand angehörig" bezeichnen würde; und zweitens, weil nur Dichter einem Eigennamen ein Adjektiv unmittelbar inhäriren lassen wie in *fidus Achates;* die Prosa verlangt das Verhältniss der Apposition mittelst *vir* oder *homo.* Aber selbst *Lutherus*, *vir doctissimus* wäre mindestens nicht ciceronisch statt *homo doctissimus.* Denn Cicero bewahrt *vir* für sittliche Prädikate auf, *vir optimus, vir fortis ac strenuus, vir sapiens,* aber *homo doctus, homo ingeniosus*, *homo clarissimus.* Beispiele in Menge habe ich vor 24 Jahren in meiner Lat. Synon. Th. V S. 131 gegeben. Und doch ist *viri docti* und *V. D.* noch so allgemein, dass es auffallen, vielleicht gar als Herabsezung erscheinen würde, wenn jemand G. Hermann *hominem doctissimum* nennen wollte. Ausnahmen will ich nicht läugnen, wie Quintil. X, 1, 50. *ut magni sit viri*, *virtutes ejus (Homeri) non aemulatione*, *quod fieri non potest*, *sed intellectu sequi;* allein diess ist eine Akyrologie — wenn nicht gar *viri* als Dittographie zu streichen ist.

Jam vero sieht allerdings ganz aus, als entspräche es der Partikel des logischen Untersazes nun aber, und wird von den neuern und neuesten Latinisten auch kaum in einem andern Sinn als in dem von *atqui* gebraucht. Und doch bedeutet genau genommen weder *jam* nun noch *vero* aber, und noch weniger kenne ich eine Stelle irgend eines Klassikers, in welcher *jam vero* (oder in gleichem Sinn *jam* und *vero*) anders gebraucht wäre als zum Uebergang von etwas geringerem zu etwas gewichtigerem, so wie unser und vollends gar.

„Wir bezweifeln, dass ein wohlgearteter Jüngling „beide Fragen mit gutem Gewissen bejahen könne", hatte ein Abiturient mit *dubitamus num . . . affirmare possit* über-

sezt. Ich hatte diess darum beanstandet, weil diese Phrasis eine Suspension des Urtheils enthalten würde, ich schwanke ob, wie bei Plin. Ep. VI, 27. *Dubito num idem tibi suadere quod mihi debeam,* und am Schluss: *quibus ex causis, ut supra scripsi, dubito an idem tibi quod tunc mihi suadeam,* wo deutlich Plinius wirklich selbst nicht weiss, wie er rathen soll. Eben so Cic. Att. XV. 9. *Dubitabam tu literas essesne accepturus.* Dagegen die deutsche Redensart: „ich bezweifle dass“, ist offenbar soviel als „ich glaube dass nicht“, ist also ein negatives Urtheil, nur in beschränkter Form, welches der Lateiner durch *vereor ut*, *haud scio an non* auszudrücken pflegt. Ein Schulcollege hatte den Abiturienten gegen meine Correctur in Schuz genommen und eine allerh. Superrevision ist ihm beigetreten. Ich melde hiemit Berufung an — ohne jedoch Siz und Adresse des Obertribunals als lezter Instanz zu kennen!

* * *

Ist die Verbindung sehr vortrefflich der Vernunft gemäss? Nein! Denn trefflich heisst das, was das Ziel trifft und nicht verfehlt, gleichsam in den Mittelpunkt, in das Schwarze schiesst. Dieser Akt ist aber keiner Steigerung fähig, es ist kein relativer Begriff wie gross und krank, sondern ein absoluter wie todt. Man kann ganz todt sein oder halb todt, aber nicht sehr todt. Eben so kann etwas ganz trefflich sein, d. h. genau das Schwarze treffen, aber nicht sehr trefflich.

Eben so unrichtig ist die Verbindung sehr möglich, sehr nothwendig statt leicht möglich, durchaus nothwendig.

* * *

Ich halte mich für den Taufpathen des *aoristus gnomicus,* insofern ich diesen Gebrauch des Aorists zuerst, wie ich glaube, so benannt habe. Denselben günsti-

gen Erfolg wünsche ich einem andern neuen Terminus: Doppelconjunctiv. *Quid faciam?* was soll ich thun? ist ein einfacher Conjunctiv; *nescio quid faciam*, ich weiss nicht was ich thue, ist gleichfalls ein einfacher Conjunctiv oder eigentlich Optativ; wenn aber *nescio quid faciam* wie z. B. Sall. Jug. 14 bedeuten soll: ich weiss nicht, was ich thun soll? dann ist es ein Doppelconjunctiv; er hat seine Berechtigung erstens in der Bedeutung des Modus selbst, welcher das Sollen ausdrückt, und zweitens in dem lateinischen Idiotismus, der in der indirekten Frage auch im Präsens den Conjunctiv d. h. Optativ verlangt, wo die Griechen den Indicativ unverändert lassen. Eine etwaige Zweideutigkeit scheuen die Lateiner nicht; der Zusammenhang erklärt folgende Conjunctive als Doppelconjunctive Hor. C. II, 13, 12. *Quid quisque vitet nunquam homini satis cautum est in horas* d. h. *vitare debeat.* Verkannt aber ist er Sat. II, 4, 46. *Piscibus atque avibus quae natura et foret aetas, ante meum nulli patuit quaesita palatum,* von Kirchner; eben so wie Sat. II, 6, 75. *Quidve ad amicitias usus rectumne trahat nos*, wenn er übersezt: ob Rechtschaffenheit „locke zur Freundschaft oder ob Vortheil?" statt locken solle; auch von Voss, Hertzberg, während doch eine blose Erfahrung und Lebensbeobachtung mitten unter Postulaten der Moral nicht an ihrem Plaz wäre. Wenn man Virg. Aen. II, 121 *gelidusque per ima cucurrit ossa tremor, cui fata parent, quem poscat Apollo* schreibt, so ist offenbar ein fehlendes *ipsi* Subject, ist *fata* der Tod Object, ist *parent* Doppelconjunctiv. Durch die Variante *paret* aber würde *paret* zu einem einfachen Optativ, ganz wie *poscat.* Cic. Famm. VII, 23 p. m. *Certiorem me velim facias, ubi sint, quando arcessantur, quo genere vecturae.*

* * *

Der Unterschied des Aorists vom Imperfectum oder der momentanen Handlung von einer dauernden oder wiederholten lässt sich unter anderem durch nachfolgende Beispiele verdeutlichen: Xenoph. Apol. 26. *ὅτι ἠδίκησα μὲν οὐδένα πώποτε . . εὐηργέτουν δὲ τοὺς ἐμοὶ διαλεγομένους.* Suet. Oct. 77. *Senos sextantes non excessit, aut si excessisset rejiciebat.* Nep. 8, 1. *Eumenes copias divisit non ut voluit, sed ut militum cogebat voluntas.* Cic. Orat. 38. *Dicebat melius Hortensius quam scripsit*, was so viel ist als: *ac non scripsit melius.* Im negativen Saz genügt der blose reine Verbalbegriff ohne den temporalen Nebenbegriff der Dauer oder Wiederholung, dessen Ausdruck im affirmativen Saz nöthig ist. Scheinbar weicht Senec. N. Q. I, 16 ab: *Non erat tantummodo ab uno sexu impurus, sed tam virorum quam feminarum avidus fuit.* Allein der erstere Saz ist seinem Geist nach affirmativ, und im zweiten Saz hat der neueste Herausgeber Haase den Aorist *fuit* (ohne Zweifel nach Hdschr.) in Klammern eingeschlossen.

* * *

Die lateinische Trivialgrammatik nennt *amandus* das Particip des *futuri passivi*, und ich kenne keine Sprachlehre, die dem widerspräche. Gleichwohl lässt sich *amandus* niemals in *is qui amabitur* auflösen; es entspricht nur dem griechischen Verbale *φιλητέος*, nie dem Particip *φιληθησόμενος.* Wie soll man demnach *amandus* wissenschaftlich bezeichnen? Antwort: es ist das Particip des passiven Imperativs oder Conjunctivs, sofern diese Modi eine Nothwendigkeit ausdrücken; *ποῖ φύγω, quo fugiam;* und *φεῦγε! fuge!* ist einerlei mit *quo fugere debeo, quo mihi fugiendum est?* und mit *debeo fugere.*

Dieselbe Stelle hat demnach *φιλητέος* im griechischen Verbo einzunehmen, während *φιλητός* sich zunächst als

Particip des Optativs betrachten lässt, oft auch als Particip des Indicativs. Kurz: *φιλητός* bezeichnet bald die Wirklichkeit, bald die Möglichkeit, *φιλητέος* aber die Nothwendigkeit des Geliebt-werdens. Im Deutschen dagegen hat die entsprechende Structur zu lieben einen ähnlichen Doppelsinn wie *φιλητός*, nur fasst sie die Möglichkeit und die Nothwendigkeit in sich im Gegensaz der Wirklichkeit, geliebt, wie *φιλητός* die Wirklichkeit und die Möglichkeit im Gegensaz der Nothwendigkeit, *φιλητέος*. Das Latein kann die Möglichkeit blos durch ein Adjectiv ausdrücken, *amabilis*, und wo diese Formationsart fehlt, z. B. *invincibilis*, muss *invictus* unbesiegt und unbesiegbar aushelfen.

Etymologisch ist die Adjectivform *φιλη-τός* mit der Participialform *ama-tus* einerlei; begrifflich aber unterscheidet sich *φιλητός* von *φιλούμενος* und *φιληθείς* dadurch, dass es von der Zeitdauer abstrahirt. Wenn überhaupt jedes Particip einen temporären Zustand, jedes Adjectiv aber eine habituelle Eigenschaft bezeichnet, so steht *φιλητός* in der Mitte zwischen *φιλούμενος* und *φίλος*.

* * *

Die Elementarlehre vom griechischen Optativ lässt sich durch scharfe Scheidung seiner zwei ganz verschiedenen Berufsarten kurz und einfach so geben:

1. Bezeichnet der Optativ die blose Möglichkeit einer Handlung oder eines Zustandes, wie der Indicativ die Wirklichkeit, und entspricht dann dem lateinischen *praesens conjunctivi*

a) bei einem Wunsche, wenn dessen Erfüllung als möglich gedacht wird; eigentlicher Optativus, wie *εἴθε θάνοιμι*! *utinam peream!* möchte ich doch sterben! wogegen der Wunsch *εἴθε ἔθανον!*

utinam periissem! wäre ich doch gestorben! vernünftiger Weise nicht mehr auf Erfüllung hoffen kann, *quia facta infecta fieri nequeunt*, und *εἴθε μήποτε ἔθνησκον! utinam nunquam perirem!* nach aller Erfahrung nicht auf Erfüllung zu hoffen wagt. Dagegen habe ich die Wahl zwischen *εἴθε βασιλεὺς εἴην* oder *ἦν*, *sim* oder *essem*, je nachdem ich mir das Ausserordentliche und Unwahrscheinliche als doch möglich denke oder als rein unmöglich;

b) bei einer Behauptung, welche nur eine Möglichkeit aussagt, *potentialis*, regelmässig mit *ἄν* verbunden, wenn er Nachsaz eines hypothetischen Vordersazes wirklich ist: *ἔνθα φύγοιμ᾽ ἄν, εἰ φύγοιμι,* oder als solcher gedacht wird: *ἔνθα φύγοιμ᾽ ἄν* näml. *εἰ φύγοιμι.* Weit seltener wird der *potentialis* ganz kategorischer Hauptsaz, also ohne *ἄν* gebraucht; *εἴποι τις,* oder *ποῖ φύγοιμι.*

2. Dient derselbe Optativ zugleich als Präteritum des Conjunctivs, und entspricht dann dem lateinischen *imperfectum conjunctivi; παρῆν ἵνα ἴδοιμι, aderam ut viderem* neben *πάρειμι ἵνα ἴδω, adsum ut videam.*

* * *

Die rhetorischen Figuren der Assonanz und der Alliteration (im engeren Sinn) haben in Folge ihres phonetischen Prinzips eine grosse äussere Aehnlichkeit mit der Paronomasie. Ihrer Idee nach aber sind sie total verschieden. Der Reiz jeder Assonanz und Alliteration besteht darin, dass verwandte geistige Vorstellungen zugleich einen ähnlichen sinnlichen Klang haben: an allen Ecken und Enden, und auf allen Wegen und Stegen. Der Hörer freut sich der Harmonie zwischen Natur und Geist, Sprache und Gedanken. Umgekehrt bei der Paronomasie. Je weniger Verwandtschaft zwischen

den ähnlich lautenden Begriffen besteht, desto grösser ist ihr Reiz. Gibt bei der Assonanz die Harmonie zwischen Geist und Natur eine Art Beruhigung, so regt bei der Paronomasie der offenbare Contrast zwischen Geist und Natur auf, als eine frappante, interessante Erscheinung, bald bis zur Verwunderung, bald, wie die Capuzinade in Wallensteins Lager, bis zum Lachen, wenn die Bisthümer mit den Wüstthümern, der Rheinstrom mit dem Peinstrom unter den gleichen Gesichtspunkt gebracht werden. Es ist ein ähnliches Gefühl wie bei der Antithese.

* * *

Die Logik kann vielleicht ihre Kategorieen der Qualität in Bezug auf die Urtheile verbessern mit Hülfe der Grammatik; denn die Unterscheidung der negativen und limitativen Urtheile wird von manchem Logiker beanstandet, als ein Nothbehelf und als eine mehr grammatische denn logische, besonders da die limitativen richtiger eine Unterabtheilung der negativen bilden als mit den affirmativen coordinirt werden. Dagegen wie die Grammatik

1) affirmative }
2) negative } Säze
3) fragende }

unterscheidet, so dürfte auch die Logik unterscheiden

1) affirmative }
2) negative } Urtheile.
3) suspensive }

Denn die Frage ist gleichfalls ein Urtheil, nur mit dem Geständniss der Unwissenheit. So gewiss schweig! ein apodiktisches Urtheil wird, sobald man es in du sollst schweigen auflöst, so offenbar ist auch schweigst du? nur grammatisch verschieden von dem Urtheil: ich weiss nicht ob du schweigst oder nicht.

* * *

Das Verhältniss der Wahrscheinlichkeitsbeweise suche ich einem Gymnasiasten in der präcisen Form klar zu machen, dass der Induktionsbeweis von der Mehrheit auf die Allheit, der Beweis *ad analogiam* aber von der Aehnlichkeit auf die Gleichheit schliesst.

* *
*

Der Gemeinspruch, dass Volkscharakter und Sprache aufs engste zusammenhangen und sich gegenseitig erläutern, lässt sich durch folgendes Beispiel wirksam veranschaulichen: Der Grieche wünscht mit *χαῖρε* dem Freund geistige Gesundheit, Freude, Heiterkeit und *implicite* natürlich auch Grund zur Freude; der Lateiner dagegen mit *salve* und *vale* blos leibliches Wohlergehn.

* *
*

De aoristis quibusdam secundis linguae Graecae.

(Erlanger Universitätsprogramm 1857.)

Magna verborum Graecorum pars singulis aoristis contenta est; non pauca binos habent, partim idem significantes, cum magna poeseos utilitate, partim diversa, cum egregio omnis omnino orationis commodo et decore. Sed numerus eorum augeri potest diligenter conferendo eos aoristos secundos, quorum praesentia nulla extare creduntur, cum illis praesentibus, quibus primos tantum aoristos attribuere solent grammatici. Nam multa verba, quae aoristorum secundorum faciem aperte prae se ferunt, quasi desolata et orba etiamnunc vagantur. Atqui operae pretium est, iis verbis, quae carere aoristo secundo videntur, hoc quoque tempus addere; perinde ac si ex domo aliqua filiolus olim evanuerit infans, raptu

vel fuga vel aliquo casu, isque, stirpis suae prorsus ignarus, ab amico quopiam illius familiae inter errones inopes deprehensus et agnitus suis reddatur, incredibili cum gaudio commodoque ipsius, parentum, fratrum. Tali beneficio quosdam aoristos afficere, rursusque complura verba suo quodque aoristo secundo ditare conabor.

Plerique aoristi secundi ita a praesentibus suis differunt, ut breviores sint quam praesentia, vel tota syllaba per syncopen, ut *σχεῖν* ab *ἔχειν*, h. e. *σ έ χ ε ι ν**), vel ut *ἐγρέσθαι* ab *ἐγείρεσθαι*, vel brevem vocalem habeant, ut *λιπεῖν* a *λείπειν*; vel duplicem consonantem attenuent in simplicem, ut *ῥιφεῖν* a *ῥίπτειν*, *μεμαπεῖν* a *μάρπτειν*, *βαλεῖν* a *βάλλειν*, *λακεῖν* a *λάσκειν*, sive aoristus ex praesenti prodierit sive praesens ex aoristo; nam utrumque factum est, et nonnunquam parum liquet, utrum utro tempore vetustius sit aetate.

Ἀ ρ τ υ ε ῖ ν, *ἤρτυον* aoristus secundus est praesentis *ἀρτύνειν*, *ἀρτῦναι*. Quinquies ille aoristus legitur apud Homerum Il. XVIII, 379. *οὔατα δ' οὔπω δαιδάλεα προςέκειτο, τά ῥ' ἤρτυε, κόπτε δὲ δεσμούς.* Neutiquam imperfectum est *ἤρτυε*, ut Schol. BV. visum, *ἑτοιμάζειν* explicanti: neque enim tum demum *parabat* Vulcanus illas ansas, sed pridem fabricatas *admovit* tripodibus, uno actu eoque brevissimo, *ἤρτυεν*, ut Od. VIII, 447. *Ὀδυσσεὺς αὐτίκ' ἐπήρτυε πῶμα;* sed *δεσμούς* (vel claves), per quas ansae illis aptarentur, iteratis ictibus

*) Talis literarum diductio typographica, qualem *σ έ χ ε ι ν* prae se fert, eo valet, ut voces formaeque nusquam lectae, caeterum ad analogiam effictae et fortasse ante memoriam hominum usurpari solitae, (Heischeformen) quasi suspectae stigmate quodam distinguantur a certis illis vocabulis, quae vere vixisse olim et Graecis hominibus conversata esse ipsa eorundem Graecorum scripta testantur.

malleo *feriebat*, *κόπτε*. Et in reliquis locis, *δόλον* vel *ὄλεθρον ἤρτυεν* Od. XI, 439. XVI, 448. XX, 242 non diuturna *praeparatio* caedis, sed *consilium*, quod momento temporis capitur, intelligi debet, et Od. III, 152. *ἐπὶ γὰρ Ζεὺς ἤρτυε πῆμα κακοῖο* a plusquamperfecti significatione propius abest quam ab imperfecto. Uno enim actu exitium parat Jupiter mortalibus, decreto suo, non paulatim. Hodie quidem legitur etiam praesens *ἀρτύειν* in Odyss. IV, 771. *ἦ μάλα δὴ γάμον ἄμμι πολυμνήστη βασίλεια ἀρτύει.* Sed incerta est scriptura. Alii enim Mss. cum Eustathio *ἀρτύνει* exhibent; hoc sane contra prosodiae leges. Verum videtur: *ἀρτυνεῖ,* ut I, 277 *ἀρτυνέουσιν,* forma contracta ut *τεμεῖ* in Il. XIII, 707. Futurumque aperte explicat, quanquam lemmate corrupto, Schol. V. *ἀρτύει· παρασκευάσει,* teste G. Dindorfio; Maius quidem Buttmannusque *παρασκευάζει* exhibuerant. Et hoc ipsum futurum propter *μάλα,* i. e. *mox, cito* exspectatur coll. Od. II, 306. *ταῦτα δέ τοι μάλα πάντα τελευτήσουσιν Ἀχαιοί.* His ego nixus non quidem pernegare audeo, *ἀρτύειν* praesens, quod in Solonis Fr. XXIII, 11 indubitate legitur, *καταρτύεται,* extitisse jam Homero usitatum, sed quoniam unum illud ejus praesentis exemplum valde suspectum est, praeterito *ἤρτυον* aoristi nomen, non imperfecti vindico. Glossar. Hom. §. 547.

Δίον aor. sec. est praes. *δείειν* (unde *δεῖος, δεῖμα, δεινός, δειλός*), ut *ἔφλυεν* Homeri, *ἔκλαεν* Theocriti id. XIV, 32 et *πρόκροον* Laconum ap. Aristoph. Lys. 1252 praesentium *φλύειν, κλαίειν, κρούειν.* Illius aor. primus *ἔδεισα* transitivam vim habet, ut *timere*, fürchten; contra aor. sec. *ἔδιον* intransitivam, ut *trepidare*, sich fürchten, vel *fugere;* ejusque medium *ἐδιόμην* causativam, ut *timefacere,* vel *fugare.* Gl. §. 172.

Εὑρεῖν aor. sec. est proles praesentis *ἀείρειν*, frater et collega aoristi primi *ἀεῖραι* vel *ἆραι*, parens denique novi praesentis *εὑρίσκειν*. Integra et incorrupta illius aoristi forma *αὐερεῖν* fuit, ut *αὐήρ* i. e. *ἀήρ* ab *ἀείρω*. Sed quo usu futurum *ἀερῶ* in *ἀρῶ* attenuatur, modo per syncopen et correpto *α*, modo per contractionem et producto *α*, eodem usu *αὐερεῖν* in *αὐρεῖν* transiit; ac superest ejus formae vestigium in verbo puro *ἀπαυρᾶν*, ex aoristo *ἀπαυρεῖν* formato. Sed ejusdem verbi *α* initiale bis diversis de causis immutatum est; primum in *ἀπούρας*, i. e. *ἀπο-αὔρας*, in quo vocalis *ο* praepositionis *ἀπό* suum locum fortiter obtinuit et verbi principium *α* extrusit; deinde in *εὑρεῖν*, in quo illud *ε* formae *αὐερεῖν* sua sede expulsum in locum antecedentis vocalis *α* retro cessit, prorsus ut in *εὐρώεις*, quod ex *αὐερόεις*, *ἠερόεις* natum demonstravi in Gloss. Hom. I, §. 7; cui mutationi similia sunt *εὗρος* ex *ἄϜερος*, *αὔρα*, et *πέτευρον* vel *πέταυρον* ex *πετάϜορον*, et *εὔχεσθαι* ex *ἀϜέξεσθαι* nata. Aspiratur autem *εὑρεῖν* non alia lege quam *αἱρεῖν*, quod ex *ἀείρειν* originem traxisse nemodum negavit; nam plerumque cum tali syncope conjuncta est aspiratio initialis, quasi sermo detrimentum vocabulo importatum compensare velit, spiritum asperum addendo pro vocali demta; nam eadem de causa voces *ἁλής*, *ἕρμα*, *ἕδνα*, *ἕρση*, *ἕρκος*, *ὁλοίτροχος* aspirantur, *ἀελλής*, *ἔρυμα*, *ἐέρση*, *ἐρύκειν*, *ὀλοοίτροχος* non item. Jam vero quam cognatae ac similes sint notiones *tollendi* *ἀεῖραι*, et *reperiendi* *εὑρεῖν*, quoniam anquisita ac reperta *tolli* solent, vel inde elucet, quod *εὑρέσθαι* saepe in significatum *adipiscendi* transit, ac paene nihil interest inter *αἵρεσθαι κῦδος* Pind. Isthm. I, 74. Nem. IX, 110. et *εὑρέσθαι κλέος* Pyth. III, 194. Gl. §. 21.

Ἐπαυρεῖν, si etymon spectas, aoristus secundus est praesentis *ἐπαϜείρειν*; et praesens ex se gignit *ἐπαυρίσκειν*,

ut ἐφευρίσκειν, vel ἐπαυρέω Hes. Opp. 419. Gl. Hom. §. 21.

Θανεῖν aor. sec. est praes. θείνειν, ἔθεινα, ut κτανεῖν praesentis κτείνειν, gignitque ex se θνήσκειν, id est θανάσκειν. Apud Atticos etiam θενεῖν, θενών reperitur, qui aoristus, si conjugationem solam spectas, a θανεῖν non diversior est, quam ἔτεμον ab ἔταμον; sin significatum, forma ἔθενον (sive par vetustate illi formae ἔθανον, sive ab Atticis demum inventa, postquam θανεῖν a domo sua descivisse et originem suam dissimulare visum est) transitivam naturam et *feriendi* notionem fideliter retinuit, θανεῖν autem ut τραφεῖν vicem intransitivi sustinuit et ad *moriendi* notionem transferri coepit. Nam quomodo τοῖς κτεινομένοις extrinsecus, plerumque feriendo, mors infertur, ita, qui θνήσκει, quasi intrinsecus et intestina quadam vi ad necem affligitur vel θείνεται, sic ut is, qui intransitive *obdormiscit*, passive quasi intrinsecus *sopitur*.

Παθεῖν aor. sec. est praes. πένθειν (unde πέπονθα πείσομαι πένθος) gignitque praesens πάσχειν, id est παθίσκειν vel παθάσκειν. Ipsum autem illud πένθειν, quod invalescentis praesentis πάσχειν usu in silentium actum est, perinde ac πονεῖν ex πένεσθαι natum est, ut ἄχθεσθαι, ἔσθειν, et τένθειν vel τένδειν ex ἄχεσθαι, ἔδειν, τεμεῖν. Vid. Gloss. Hom. II, p. 242, §. 820 sqq. Pari modo et μαθεῖν ad μένθειν referendum est, unde μενθῆραι et μενθῆρες· αἱ φροντίδες apud Et. M. et Hesychium, μένθειν autem a μένειν, μέμονα, *mens*, *meminisse*, minnen ductum est. Homoeoteleuti λαθεῖν (unde λανθάνω) praesens reperire nondum potui, nisi quod ἀλένθη· νύξ apud Hesychium cognatum huic radici videtur. In his omnibus nasalis ν ejecta est ante dentalem θ, non aliter quam in χαδεῖν a χένδω κέχονδα, unde χανδάνειν.

Πεσεῖν cadere aor. sec. est praes. *πέτεσθαι volare*, unus ille omnium in *-σον* exiens. Idem tot verbis Etym. M. ἀπὸ τοῦ πέτω ὁ δεύτερος ἀόριστος ἔπετον. Ἀλκαῖος κέχρηται· Ἔπετον Κυπρογενῆας παλάμῃσιν, ut etiam *πετοῖσα, πετόντεσσιν* apud Pindarum et *πέτα· πτῶσις* Hes. Nam qui *volat* vel *πέταται πετᾶται, ποτᾶται, πωτᾶται, ἵπταται*, is *cadit*, *πέτει, πιτνεῖ, πίπτει*, sed *sibi*, sua sponte et cum utilitate sua, quae vis est medii. Ea enim est natura et species volandi, ut volucris perpetuo cadat, labatur, casum minitetur, sed ipsum casum pennarum ope differat et inhibeat. Quodsi etiam aoristus primus *ἔπεσα* in usu fuit, is ex *ἔπεσσα, ἔπετσα* attenuatus erat.

Τορεῖν vel *τετορεῖν perforare* aor. sec. est praes. *τείρειν, atterere, vexare*, gignitque ex se et *τορῆσαι* et praesentia *τρώειν* et *τιτρᾶν* et *τιτρώσκειν*, quae praesentia variis contrahendi generibus ex *τοράειν* et *τετορᾶν* et *τετοράσκειν* prodierunt. Non aliter *πορεῖν* et *ἔμμορεν* aoristi habentur verborum *πείρειν* et *μείρεσθαι*. Ergo verba in *-είρειν* exeuntia aoristos formant partim in *-ορον*, partim, quod analogiae convenientius fuit, in *-αρον*, ut *ἀραρεῖν* et *πεπαρεῖν*. Nec diversitate significationum deterreri debemus, ne *τορεῖν* aoristum praesentis *τείρειν* appellemus. Nam perforatio vel punctio frequentissimum vexandi cruciandique genus ac paene symbolum est, neque lexica dubitant *τορός penetrans* ad *τείρειν* referre. Gl. §. 673.

Φθιεῖν quoties *ι* breve habet, aor. sec. est praes. *φθίνειν*, ut *πιεῖν* et *φάε* praesentium *πίνειν* et *φαίνειν*. Il. XVIII, 446. Ἀχιλλεὺς . . . τῆς ἀχέων φρένας ἔφθιεν. Non est imperfectum, tam propter vocalis brevitatem, quam quod moeror Achillis tum, quum Thetis loquebatur, adhuc durabat; aoristus autem h. l. significat *macerare coepit*. A *φθίνειν*, inquam, *ἔφθιεν* descendit,

non a *φθίειν*. Nam probe distinguendum est *φθίνω ἔφθιον macerare* a verbo *φθίω ἔφθισα interficere*, cui Lud. Dindorfius addidit futurum secundum *φθιεῖν*, cum in Soph. Aj. 1027 *ἀποφθιεῖν* emendaret pro intolerabili librorum scriptura *ἀποφθίσειν*, responsante Lobeckio, dissimulante Schneidewino, probante Wundero. Gl. §. 2203.

Χραεῖν, *ἔχραον* aor. sec. est praes. *χραύειν*, *χραῦσαι*, *laedere*. Ergo ut *ἔχραυσα* transitive dicitur, *laesi*, ita *ἔχραον* modo intransitive simulque praegnanter: *laedens ingrui* in aliquem, ut Od. X, 64. *τίς τοι κακὸς ἔχραε δαίμων*; vel Il. XVI, 352. *ὡς δὲ λύκοι ἄρνεσσιν ἐπέχραον*, modo transitive, *laedens invasi* aliquem, ut Od. XXI, 69. *οἳ τόδε δῶμα ἐχράετ᾽ ἐσθιέμεν καὶ πινέμεν*. Quod apud Herodotum legitur VI, 75. *ἐνέχρανεν εἰς τὸ πρόσωπον τὸ σκῆπτρον*, vel, ut Eustathius suo in codice legit, *ἐνέχραεν*, pro causativo est illorum aoristorum: *laedens impegit sceptrum*. Sed Latinorum *-gruere* (ex *χραύειν*, non ex *ruere* natum) *ingruere*, *congruere* haud alio quam intransitivo sensu legitur. Gl. §. 395.

Ἀλφεῖν aor. sec. est praesentis *ἀλαπάζειν capere*, genuitque ex se novum praesens *ἀλφάνειν*. Nam ut *λάπτειν* per syncopen ex *λαπάζειν* factum est, vel *δρώπτειν*, *κύπτειν*, *σκέπτεσθαι* ex *δρωπάζειν*, *κυβάζειν*, *σκεπάζεσθαι*, eadem norma *ἀλαπάζειν* in *ἀλάπτειν* transire et potuit et debuit. Hinc *ἤλαφον* vel *ἦλφον*, sensu causativo, ut *λελαχεῖν*. Ergo *ἀλαπάξαι* est *capere*, *ἀλφεῖν dare, afferre*. Gl. §. 2268.

Δρυφεῖν aor. sec. est praes. *δρύπτειν*. Legitur Il. XXIII, 187. XXIV, 21. *μή μιν ἀποδρύφοι ἑλκυστάζων*. Demiror Buttmannum contra disputantem in Gr. ampl. I, p. 378, quod syntaxin (die Verbindung, inquit) obesse affirmat, ne pro aoristo habeatur. Atqui geminus plane est alter locus Od. XVII, 480. *μή σε νέοι*

διὰ δώματ' ἐρύσσωσιν . . ἀποδρύψωσι δὲ πάντα. Et idem Buttmannus paulo ante p. 377. ἔκρυφον, quod apud Quintum Nonnumque legitur, aoristum secundum verbi κρύπτω appellaverat.

Ἐρεφεῖν aor. sec. est praes. ἐρέπτειν, ἐρέψαι. Pind. Ol. I, 110. ὅτε λάχναι νιν μέλαν γένειον ἔρεφον, vertendum est: *postquam texit*, non: *quando tegebat;* nec imperfectum requiritur in pusillo illo ex Aristoph. Babyl. fragmento: ὡς οὐ καλυμματίοις τὸν οἶκον ἤρεφεν. Gl. §. 327.

Constat non perfectis solis, sed aoristis etiam reduplicationem convenire, modo pari significatu cum breviore forma, ut λελαβέσθαι λαβέσθαι, πεπιθέσθαι πιθέσθαι, ἑσπέσθαι (i. e. σεσπέσθαι) σπέσθαι, vel cum aoristo primo, ut ἀμπεπαλεῖν ἀναπῆλαι, μεμαπεῖν μάρψαι, πεφιδέσθαι φείσασθαι, πεφραδεῖν φράσαι, modo diversa vi a breviore forma, ut λελαχεῖν, λελαθεῖν causativa sunt transitivorum λαχεῖν, λαθέσθαι. Sed supersunt praeterea aliquot id genus aoristi, qui aut suo quisque praesenti carere falso adhuc putantur, aut, aliquo modo deformati, suam ipsi naturam prorsus occultarunt.

Ἀπαφεῖν *decipere* aor. sec. est praes. ἅπτεσθαι, ἅψασθαι *tangere*, gignitque ex se praesentia ἀπαφίσκειν et ἐξαπαφᾶν. Et cognationem quidem verborum multi jam cum Eustathio agnoverant; in eo autem errari videtur, quod ἀπαφεῖν interpretantur quasi *mulcendo decipere.* Imo ἅπτεσθαι infestam potius tactionem significat et quae a violenta comprehensione propius absit quam a blanda palpatione. Capiuntur enim qui decipiuntur. Etiam ψεύδεσθαι *mentiri*, quod notione propinquum est, a ψαύειν *tangere* ductum et ex ψαυίζεσθαι ortum videtur. Gl. §. 1097.

Ἀραρεῖν aor. sec. redupl. non fictitiae radicis ἄρω est, sed veri verbi εἴρειν, paritque nova praesentia ἀραρί-

σκειν et ἀρέσκειν. Modo transitive dicitur, modo intransitive, apud Homerum saltem. Ergo εἴρειν *serere* prisci Graeci ita per tempora flectebant: εἴρειν, ἄρσαι, ἀραρεῖν, ἀρηρέναι, ἀρθῆναι, ἄρμενος, ἀρετή, consonanti ρ suam ac dilectam vocalem α pro ε condonantes; quod cur in ἐερμένος non item fecerint, ut in ἐφθαρμένος, κεκαρμένος, nemo, opinor, extricabit. Posteriores demum ε retinuere, ut Hippocrates in διέρσας. Vid Gloss. Hom. §. 532.

Ἐνεγκεῖν aor. sec. est praes. ἐνείκειν, ἐνεῖκαι, contractus ille ex ἐ ν ε ν ι κ ε ῖ ν (ut ἐριπεῖν, λιπεῖν) per syncopen vocalis ι, quemadmodum inclutus ex ἀγάκλυτος natum videtur. Ergo sufficit, cum Goettlingio fidem habere libris Hesiodi, praesens συνενείκεται exhibentibus in Sc. 440, et ἐνεικέμεν in Hom. Il. X, 194 pro praesenti habere cum Lobeckio Rhem. p. 59, ne ad novum et inauditum verbum ἔ γ κ ε ι ν perfugiamus. Plura vide in Gloss. §. 2393.

Νήνεον aor. sec. est praesentis νηεῖν, νηῆσαι *acervare*, similis illis aoristis, quorum reduplicatio non praeponitur, sed medio verbo interponitur, ut ἐρύκακον, ἠνίπαπον. Fluctuabat scriptura in Il. XXIII, 139. αἶψα δέ οἱ μενοεικέα νήεον ὕλην, nam Eustathius lectionem νήνεον commemorat. Adnotat Spitznerus: „Νηέω et „νηνέω specie magis quam re differunt; litera tamen „adventicia plerumque composito παρενήνεον et παρε„νήνεε [scribere voluit: compositis παρενήνεον et ἐπενήνεον] adhaeret.“ Sed unde gentium advenisse literam ν dicet, quam ne metrum quidem flagitarit? Non aliter Lobeckius Rhem. p. 169. coll. Path. I, p. 161. „Aliis „quibusdam consona ν inserta est: νέω νηέω νηνέω, „κοέω κονέω sive κοννέω, κύσαι et κυνεῖν,“ quibus exemplis saltem κοννέω eximendum est, utpote assimilatione natum ex κατανοέω. Gl. §. 2248.

Πεπαρεῖν aor. sec. est praes. *πείρειν* ut supra *ἀραρεῖν*. Jure enim hodie, derelicta scriptura *πεπορεῖν*, legitur in Pind. Pyth. II, 105. *τὸ δὲ σάφα νιν ἔχεις ἐλευθέρᾳ φρενὶ πεπαρεῖν* h. e. *tu enim opes habes manifesto, quas liberali mente ostentes* (vel *ostendas* potius), Boeckhio interprete. Nam sicuti *πεῖραι* aoristus est transitivi *πείρειν*, *transfigere*, ita *πεπαρεῖν* habetur aoristus intransitivi *πείρειν*, *transire*, et causativo quidem sensu, sicut *λελαχεῖν*. Ergo *πεπαρεῖν τι* est: *facere ut aliquid ex occulto in lucem et conspectum omnium transeat*, id est *ostendere* vel ut est apud Hesychium: *πεπαρεῖν· ἐνδεῖξαι, σημῆναι*. Hinc Latinorum *pario peperisse* prodiit et *parare* et *apparere*.

Τεθαφεῖν obstupefacere aor. sec. est praes. *θάπτειν τέθηπα ταφεῖν stupere*. Crobylus comicus apud Athen. VI, p. 258. *πάλιν ἡ τοῦ βίου ὑγρότης με τοῦ σοῦ τέθαφε*, ubi MSS. *τέθαιφε* vel *τε . . φε* vel *τέθ φε* vel *τέθρεφε*. Casaubonus *τέθαφε*, probante Dindorfio: Utique *τεθαφεῖν* aoristus est reduplicatus, causativo sensu ita a *ταφεῖν* diversum, ut *λελαχεῖν* a *λαχεῖν*, non, quod Buttmanno videtur, perfectum, ut *τέθηπα*. Suspiceris, *τέταφε* potius scribendum esse, ut *τάφε*, ac vellem Lobeckius, quum Parall. p. 45 de praeceptis euphonicis dissereret, hujus formae respectum habuisset, ut haberem quem sequerer; nunc ignoro quantum veniae sit illi novae comoediae poetae, de quo Meinekius Hist. com. p. 490 egit, concedendum in hoc genere, cum apud Herodotum *τεθάφαται* vel, si non *θυθείσης* apud Aeschylum, at *ἐθύθη* apud Paulum legamus. Fictitium quidem est *θάπτειν* illud, sed analogiae quidem maximopere conveniens; ex *θάϝεσθαι θαῦμα* enim *θάπτειν stupere*, id est *θαϝάζειν*, eadem fere lege prodiit, qua verum illud et homonymum *θάπτειν sepelire*, id est *θεϝάζειν* ex *θεῖναι*, vel *ἅπτειν accendere* ex

αὔειν αὐάζειν vel *δύπτειν* ex *δύειν δυϝίζειν*. Et *θάομαι* quidem Buttmannus merito antiquissimam formam appellat; *θεάομαι* autem ex nomine demum *θέα* formatum est. Olim etiam homonymus aoristus *ταφεῖν sepelire* legi credebatur in Aesch. Pers. 971; nunc Hermannus illud *ἔταφον, ἔταφον* simplicius explicuit: *miror, miror*. Gl. §. 2488.

Τετμεῖν reperire aor. sec. est verbi *τέμνειν, ταμεῖν, τμῆξαι, secare*. Et id quidem in promptu erat perspicere, quum praesertim *τάμνεσθαι* Il. XVIII, 518 idem significet quod *τετμεῖν*; sed quae esset cognatio notionum *ταμεῖν, secare*, et *τετμεῖν deprehendere*, *invenire*, obscurius visum. Nimirum qui primitivam locutionis *τετμεῖν τινα* vim perspicere volet, is vertat: einen vom Weg abschneiden, vel, quod usitatius est: einem den Weg abschneiden; id enim facimus, quoties procedentem quempiam deprehendimus et sistimus, sive a fronte occurrentes, sive praeeuntem a tergo assecuti eidemque ex transverso obsistentes. Et sive casu sive ob linguarum cognationem Teutonicum *dämmen* ags. *demman* (*ταμεῖν*) obturare, apud Saxones inferiores hodieque significat: currentem inhibere. Gl. §. 2176.

Ἑλεῖν capere aor. sec. est praes. *εἴλειν, ἔλσαι includere*. Transitivam vim habet, ut primus, *ἔλσαι, ἐέλσαι* (quoniam aoristi primi praesentium significatum fidelius servare solent, quam secundi) sicut praesens ad omne genus urgendi vel includendi refertur, *ἑλεῖν* autem ad manus actionem restringitur, quae et ipsa, dum *capit* vel *prehendit*, non potest non *digitis includere*. Sed unde aspiratio? Nempe *ἑλεῖν* ex *ἐλελεῖν* natum est, aspiratio autem reduplicationem compensat ut in *ἡγεῖσθαι*, quod ab *ἀγαγεῖν* ductum est, et in *ἑκών*, de quo proxime. Ut *ἐλελίζειν* a primitiva forma *ἐλελεῖν*,

sic *ἑλίσσειν* ex contractiore *ἑλεῖν* formari coepit. Gl. §. 461.

Ἑκών spontaneus participium aor. sec. est praes. *εἴκειν, εἷξαι, cedere.* Nam *ἑκών τι δρᾷ,* qui sponte alienae voluntati concedit; *ἀέκων,* qui vim patitur sive extrinsecus illatam, sive intrinsecus, dum intra animum libido ejus illibens, vel ipse *ἑκὼν ἀέκοντί γε θυμῷ,* rationi et prudentiae paret. Ergo *ἑκών* dicebatur pro *ἐκεκών,* ut *ἑλεῖν* pro *ἐλελεῖν.* Sed ex eodem aoristo diversa abbreviandi via prodiit etiam *ἀκκίζεσθαι, tergiversari,* spröde thun, sich zieren, pro *ἐκεκίζεσθαι,* ut *ἄττα, ἐτέτης* pro *ἔτης*; nam *εἴκειν* tam saepe *recedendi refugiendique* vim habet quam *concedendi obediendique.* Quodsi aoristus est *ἑκών*, quaerere licet, meritone G. Hermannus in Aesch. Ag. 103. *ἑκοῦσ᾽ ἀνάγκῃ τῇδε καίνισον ζυγόν* in praesens *εἴκουσ᾽ ἀνάγκῃ* mutaverit, an Aechylus potius *ἑκοῦσα* prisca et primitiva participii vi, non usitata adjectivi usurpaverit. Gl. §. 437.

* * *

Vellem pluribus ejus generis aoristis suam domum, suum genus, suos propinquos demonstrare possem, at enim multi, ut *μολεῖν,* unde *βλώσκειν* (id est *μολάκειν*) prodiit, vel *δικεῖν*, unde *δίσκος,* id est *δίδικος,* dictus videtur, vel adeo *γέντο* solitudinem et obscuritatem suam pertinaciter defendunt adversus scrutantes, tanquam ultro *ex se natos* haberi se cupiant. Sed alia etiam tempora praeter aoristos velut insulae *πολύπλαγκτοι* natant, ut perfectum *ἀρημένος,* aoristi primi *ἀποέρσαι* et *τόσσαι.* Et *ἀρημένος* quidem (id est *ἀραρημένος*) pro perfecto verbi *ἀράω ἀραίω ἀράσσω* habendum, et *ἀποέρσαι* nihil aliud quam *ἀπο-ἐρύσαι abripere, abstrahere* per syncopen breviatum esse in Glossarii Homerici volumine tertio §. 1044 et 2291 demonstravi. Et Pindaricum

ἐπιτόσσαι in transitu monui T. II, §. 701 ita dictum esse pro *ἐπ-ατύσσαι*, ut *νόστος* pro *ἀνυστός*, compensato *α*- initiali per sequentis vocalis mutationem, cognatumque vocabulis *ἀτύζειν*, *τόξον*, *τιτύσκεσθαι*, *τυχεῖν*, *tundere*, unde etiam stuzen et stossen. Quanquam haec altioris sunt indagationis et alii occasioni reservanda.

VI.

Zu Homer.

Emendationes Homericae.

(Erlanger Universitätsprogramm 1858.)

Proximis fere diebus divendi coepta est nova Iliadis editio, quam Im. Bekkerus, semisaecularis ille carminum Homericorum corrector, nuper cum laeta omnium exspectatione promiserat. Multum haec ab illa, quae ante haec tria lustra prodiit, diversa apparet, postquam desiit editor Aristarcheum ante omnia Homerum Wolfii ad exemplum restituere, etiam tum, cum Zenodoti aliorumve scriptura elegantior videretur editori ipsi. Et in tantum nunc idem descivit ab Aristarcho, ut primus post Rich. Payne-Knightium etiam literam Aeolicam, antiquis Homeri *διασκευασταῖς* omnibusque omnino codicibus prorsus incognitam, hospitaliter exceperit et civitate donaverit; cum assensu haud dubie multorum, cum dolore Fr. A. Wolfii, qui si viveret et sibi constaret, caput quassaret, credo; ille, quem memini, quoties de digamma Homerico mentio fieret, hoc ut mirum senescentis jam Bentleji commentum improbare. Non tamen disquisitioni de digamma renovandae occasionem dabit nova Iliadis editio, sed potius racemationi cuidam instituendae, si quid vel reliquit Bekkerus futuris Iliadis editoribus, vel in Odysseae editione adhuc exspectanda ipse emendaturus est suopte instinctu vel nostro monitu.

Et distinctionem quidem mutaturis, si quidem probabiles proferuntur rationes, venia vel excusatione vix est opus. Nam qui in hac scripturae parte aliquid novant, ii interpretibus potius quam criticis accensendi sunt. En exempla!

Il. I, 137.

εἰ δέ κε μὴ δώσουσιν, ἐγὼ δέ κεν αὐτὸς ἕλωμαι
ἢ τεὸν ἢ Αἴαντος ἰὼν γέρας ἢ Ὀδυσῆος
ἄξω ἑλών· ὁ δέ κεν κεχολώσεται, ὅν κεν ἵκωμαι.

Non distinguitur in edd. post *ἕλωμαι*. Ac tamen colo vel puncto prorsus opus est. Sequentia enim *ἀσυνδέτως* adnectuntur, quae figura asyndeti perturbato per iram Agamemnonis sermoni egregie convenit, non minus quam v. 179. *οἴκαδ' ἰὼν . . Μυρμιδόνεσσιν ἄνασσε*, ubi eandem asyndeti vim agnoscit Naegelsbacus noster. Quodsi idem nostrum locum aliter explicat et verba *ἄξω ἑλών* quasi iterationem verborum *αὐτὸς ἕλωμαι* dicit, tanquam ad initium suum redeat periodus ut Od. XXIV, 11. *πὰρ δ' ἴσαν Ὠκεανοῦ τε ῥοὰς καὶ Λευκάδα πέτρην ἠδὲ παρ' Ἠελίοιο πύλας καὶ δῆμον Ὀνείρων ἤισαν*, non assentior. Multum enim interest inter utrumque locum. Nam *ἠδὲ ἤισαν* post *ἴσαν*, ejus verbi, quod poterat sane ex praecedente enunciatione cogitando repeti, iteratio est, illud autem *ἄξω ἑλών*, sine ulla copulatione verbo *ἕλωμαι* adnexum, merus pleonasmus. Jam vero alter qui comparatur locus, Il. XX, 48. *ὦρτο δ' Ἔρις κρατερή, λαοσσόος, αὖε δ' Ἀθήνη, στᾶσ' ὁτὲ μὲν παρὰ τάφρον ὀρυκτὴν τείχεος ἔξω, ἄλλοτ' ἐπ' ἀκτάων ἐριδούπων μακρὸν ἄυτει*, nostro loco simillimus natura assimilandus ei etiam distinctione est, puncto post *Ἀθήνην* et commate post *ἄυτει* ponendo. Nam multa cum arte sibi opponuntur Minerva et Mars, ambo numina bellica, sed ingeniis diversa; Minerva enim Homerica propterea bello gaudet, quod virtuti et audaciae et solertiae praestandae copiam dat; contra Mars cruore tantum et cae-

dibus delectatur; illa animos incendit, hic coeco furore saevit, *ἀλλοπρόςαλλος, μιαιφόνος, βροτολοιγός*; illa magnanima, hic ferus est. Tales hoc quoque loco inducuntur: hinc Minerva strenui ducis instar modo prope fossam modo super litoribus stans, *στᾶσα,* prout res posceret, illinc Mars procellae similis in exhortando, et gregarii militis more discurrens, *θέων.*

Il. III, 45.

ἦ που καγχαλόωσι καρηκομόωντες Ἀχαιοὶ,
φάντες ἀριστῆα πρόμον ἔμμεναι, οὕνεκα καλὸν
εἶδος ἔπ᾽· ἀλλ᾽ οὐκ ἔστι βίη φρεσὶν οὐδέ τις ἀλκή.

Tertius horum versuum sic distinguendus est: *εἶδος ἔπ᾽, ἀλλ᾽ οὐκ ἔστι βίη φρεσὶν οὐδέ τις ἀλκή.* Nam ultima verba non Hectoris sunt Paridem increpantis, sed Achivorum eundem propterea irridentium, quod formosus sit idemque ignavus, et procursu fugaque jactantiam timiditate miscuerit. Verum viderat Schol. Ven. *ἦ που καγχαλόωσιν, οὕνεκα καλὸν εἶδος ἔπ᾽, ἀλλ᾽ οὐκ ἔστι βίη φρεσίν.* Sed idem quod addit: *τὸ δὲ φάντες διὰ μέσου, ἵν᾽ ᾖ· καίτοι σὲ ἀριστῆα ὑπονοήσαντες εἶναι ἐκ τῇ ςκαθοπλίσεως καὶ τοῖ προηγεῖσθαι τῆς παρατάξεως,* id in errorem induxit etiam posteros interpretes, quasi Paris subjectum nominis *πρόμον,* et *ἀριστῆα,* quod substantivum est, ejusdem epitheton esset. Quo enim jure *σέ* reticeri potuit? Imo verte haec *διὰ μέσου* posita: rati illum, quem *πρόμον* ex acie procurrentem viderint, unum de viris fortissimis (*ἀριστῆα*) esse. Nam *ἀριστῆες* Homero non a fortuna dicuntur, ut *proceres, primores, principes,* sed a virtute sola et fortitudine.

Il. IV, 351.

Increpitus Ulysses ab Agamemnone aciem ducesque pugnae intentos perlustrante ita respondet, si editionibus credis:

πῶς δὴ φῄς πολέμοιο μεθιέμεν; ὁππότ᾽ Ἀχαιοὶ
Τρωσὶν ἐφ᾽ ἱπποδάμοισιν ἐγείρομεν ὀξὺν Ἄρηα,
ὄψεαι, ἢν ἐθέλῃσθα, καὶ εἴ κέν τοι τὰ μεμήλῃ κ. τ. λ.

In hoc mirum, quod nullo prorsus argumento Ulysses praesentis inertiae opprobrium refellit, verbo negasse et futura virtutis documenta promittere satis ratus. Quanto rectius ita interpunges:

πῶς δὴ φῄς πολέμοιο μεθιέμεν, ὁππότ᾽ Ἀχαιοὶ
Τρωσὶν ἐφ᾽ ἱπποδάμοισιν ἐγείρομεν ὀξὺν Ἄρηα;
ὄψεαι, ἢν ἐθέλῃσθα, καὶ εἴ κέν τοι τὰ μεμήλῃ κ.τ.λ.

h. e. „quonam tu jure nos, quando pugnam contra Tro-„janos excitamus, ordinando et exhortando milites, igna-„viae incusas?“ Hoc ipso enim tum negotio occupatos Agamemno increpuerat, tanquam lassos; nec milites illorum nequidquam commemoravit poeta v. 330—335, sed ut hoc responsum Ulysses jamtum quasi praepararet. Ergo ἐγείρομεν praesens conjunctivi est, post ὁππότε ut Il. XV, 359. ὁππότ᾽ ἀνὴρ σθένεος πειρώμενος ᾔσιν, non aoristus. Et minus desideratur ἡμέας ad μεθιέμεν, si ἐγείρομεν ejusdem periodi pars habetur.

Il. VIII, 341.

ὡς Ἕκτωρ ὤπαζε καρηκομόωντας Ἀχαιούς,
αἰὲν ἀποκτείνων τὸν ὀπίστατον· οἱ δ᾽ ἐφέβοντο.

Ita distinguunt tanquam οἱ δ᾽ ἐφέβοντο pars sit narrationis, non comparationis. Quodsi commate solo, ut fas erat, haec verba a praecedd. separata legisset Vossius, intellexisset haud dubie, ὡς etiam ad ἐφέβοντο pertinere et non Hectorem tantummodo cani comparari, sed Achivos simul apro fugienti; nec vertisset:

Also verfolgt izt Hektor die hauptumlockten Achaier,
Immerdar hinstreckend den äussersten; und sie entflohen.

sed potius:

Immerdar hinstreckend die lezten, und also entflohn sie.

Il. XI, 669.

οὐ γὰρ ἐμὴ ἴς

ἔσθ', οἵη πάρος ἔσκεν ἐνὶ γναμπτοῖσι μέλεσσιν.

Corrigendum esse monui in Gloss. Hom. T. III, §. 1012 et hoc et gemino propemodum versu Od. XXI, 283 ita, ut μέλεσσιν ad praesens tum tempus referretur:

ἔσθ', οἵη πάρος ἔσκεν, ἐνὶ γναμπτοῖσι μέλεσσιν.

Nam γναμπτὰ μέλη sunt quae *curvata senio membra* Tac. Ann. I, 34 dicit, nequaquam (ut et interpretes et glossaria putant) *flexibilia, agilia, juvenilia*, quae ἐλαφρὰ γυῖα Homero appellantur. Ii tantum γνάμπτειν γόνατα dicuntur, qui infirmi fessive sunt, non, qui agiliter moventur. Id si verum est, praestat etiam quod aliquot Mss. praebent: οὐ γὰρ ἐμοὶ ἴς pro ἐμὴ ἴς.

Il. XVII, 417.

Quos exulare nunc jussit Im. Bekkerus quinque versus:

ὦ φίλοι, οὐ μὴν ἧμιν ἐνκλεὲς ἀπονέεσθαι
νῆας ἐπὶ γλαφυράς, ἀλλ' αὐτοῦ γαῖα μέλαινα
πᾶσι χάνοι. τό κεν ἧμιν·ἄφαρ πολὺ κέρδιον εἴη,
εἰ τοῦτον Τρώεσσι μεθήσομεν κ. τ. λ,

sive antiqui habentur sive interpolati, saltem rectiore interpunctione et intellectu non indigni sunt:

ὦ φίλοι, οὐ μὰν ἧμιν ἐνκλεὲς ἀπονέεσθαι
νῆας ἐπὶ γλαφυράς· ἀλλ' αὐτοῦ γαῖα μέλαινα
πᾶσι χάνοι — τό κεν ἧμιν ἄφαρ πολὺ κέρδιον εἴη —
εἰ τοῦτον Τρώεσσι μεθήσομεν κ. τ. λ.

Prope ab hac ratione aberat Heynius. Idem haesitans in explicando adverbio ἄφαρ eo inclinat, ut simpliciter asseverationi inservire putet. Quin hic quoque *statim* significat: τό κεν ἄφαρ γιγνόμενον (vel εἰ γίγνοιτο) κέρδιον εἴη.

Il. XXII, 459. Od. XI, 515.

ἀλλὰ πολὺ προθέεσκε, τὸ ὃν μένος οὐδενὶ εἴκων.

Haec si recte vertunt: s e d l o n g e p r o c u r r e b a t, s u a a n i m i v i n u l l i c e d e n s, otiosum nec vel Graeco vel Latino usui congruens est, quod additur *τὸ ὃν, sua.* Corrige:

ἀλλὰ πολὺ προθέεσκε τὸ ὃν μένος, οὐδενὶ εἴκων.

Ita *τὸ ὃν μένος* idem valet quod *μένος Ἕκτορος,* ut *μένος Ἀλκινόοιο·* quod genus cum excipitur genere masculino *εἴκων,* non mirabilius id videbitur quam *φίλε τέκνον.*

Od. II, 203.

οὐδέ ποτ᾽ ἶσα
ἔσσεται, ὄφρα κεν ἥ γε διατρίβῃσιν Ἀχαιοὺς
ὃν γάμον· ἡμεῖς δ᾽ αὖ ποτιδέγμεναι ἤματα πάντα
εἵνεκα τῆς ἀρετῆς ἐριδαίνομεν, οὐδὲ μετ᾽ ἄλλας
ἐρχόμεθ᾽, ἃς ἐπιεικὲς ὀπυιέμεν ἐστὶν ἑκάστῳ.

Commate, non colo post *ὃν γάμον* distingue, ut *ἐριδαίνομεν* et *ἐρχόμεθα* pariter ac *διατρίβῃσιν* conjunctivi, ex *ὄφρα* suspensi, habeantur. Pergit enim his versibus Eurymachus incusare Penelopes cunctationem et culpam tam diuturnae parasitationis a procis avertere in ipsam Penelopem. „Quamdiu et ipsa, inquit, procos moratur „et electionem mariti differt, et nos sperare perpetuo et „concertare inter nos de tam egregia muliere nec alias „ambire pergimus.“ Adnotandum etiam, *ἥ γε* eodem sensu quo *ἣ μὲν* oppos. *ὑμεῖς δέ* dictum, ut Il. XXIV, 490. *ἀλλ᾽ ἤτοι κ ε ῖ ν ό ς γ ε, σέθεν ζώοντος ἀκούων χαίρει.. α ὐ τ ὰ ρ ἐγὼ πανάποτμος.* De affinitate particularum *γε* et *μέν* alibi et est dictum breviter et fusius dicetur.

Pari ratione Od. VII, 141 emendandus est:

ὄφρ᾽ ἵκετ᾽ Ἀρήτην τε καὶ Ἀλκίνοον βασιλῆα,
ἀμφὶ δ᾽ ἄρ᾽ Ἀρήτης βάλε γούνασι χεῖρας Ὀδυσσεύς.
καὶ τότε δή ῥ᾽ αὐτοῖο πάλιν χύτο θέσφατος ἀήρ.

ubi edd. *βάλε* perperam divellunt ab *ὄφρα.*

Od. IV, 663.

ὢ πόποι, ἦ μέγα ἔργον ὑπερφιάλως ἐτελέσθη
Τηλεμάχῳ ὁδὸς ἥδε· φάμεν δέ οἱ οὐ τελέεσθαι.

Ita deseruit delendo commate post *Τηλεμάχῳ* Bekkerus Wolfium, ut *ὁδὸς ἥδε* subjectum, *μέγα ἔργον* praedicati pars esset. Congruentius Homerico sermoni *μέγα ἔργον* subjecti, *ὁδὸς ἥδε* appositionis vice fungetur.

Od. IX, 192.

De Polyphemo seorsum ab reliquis Cyclopibus oves pascente et solitario narratur:

καὶ γὰρ θαῦμ' ἐτέτυκτο πελώριον, οὐδὲ ἐῴκει
ἀνδρί γε σιτοφάγῳ, ἀλλὰ ῥίῳ ὑλήεντι
ὑψηλῶν ὀρέων, ὅτε φαίνεται οἶος ἀπ' ἄλλων.

Qui sic a Bekkero a. 1843 edita leget, haud dubie *ὅτε φαίνεται* eodem sensu quo *ὅταν φαίνηται* intelliget. Atqui jam Wolfius *ὅ, τε* scribendo adjuverat intellectum, quae summa interpunctionis est virtus. Et est utique *ὅ τε* pronomen, non conjunctio. Sed Wolfii quoque ratio, quam retinuit Ameisius, imperfecta est. Distingue:

ἀνδρί γε σιτοφάγῳ, ἀλλὰ ῥίῳ ὑλήεντι,
ὑψηλῶν ὀρέων ὅ τε φαίνεται οἶος ἀπ' ἄλλων.

Ita non cum rupe, quae pars sit montis, comparatur Polyphemus, sed cum saxo, quod in planitie ac seorsum a montibus exsurgat et late longeque conspicuum sit; non tamen cum laevi et nitido, sed arboribus horrente, ut et ipse Cyclops capillo barbaque horrebat.

Od. XIII, 40.

ἤδη γὰρ τετέλεσται, ἅ μοι φίλος ἤθελε θυμός,
πομπὴ καὶ φίλα δῶρα, τά μοι θεοὶ οὐρανίωνες
ὄλβια ποιήσειαν· ἀμύμονα δ' οἴκοι ἄκοιτιν
νοστήσας εὕροιμι κ. τ. λ.

Hoc colo copulantur res diversae, gratiarum actio et precatio; simulque ipsae precationis partes divelluntur. Quodsi post *δῶρα* potius colo, commate post *ποιήσειαν*

distinxeris, Ulysses primum grati in Alcinoum animi causas affert, cur *χαίρειν* eum jubeat, deinde deos implorat, ut et haec ipsa regis beneficia prosperent et alia quaedam addant.

Od. XIV, 206.

γνήσιοι ἐξ ἀλόχου.

Corr. *γνήσιοι, ἐξ ἀλόχου* scil. *γεννητοί,* ne forte *ἐξ ἀλόχου* potius definitio necessaria, quam epexegesis supervacanea nominis *γνήσιοι* esse videatur.

Od. XVII, 310.

ἢ αὔτως οἷοί τε τραπεζῆες κύνες ἀνδρῶν
γίγνοντ᾽; ἀγλαΐης δ᾽ ἕνεκεν κομέουσιν ἄνακτες

Corr. *γίγνοντ᾽, ἀγλαΐης δ᾽ ἕνεκεν,* quoniam ultimis continuatur enunciatio relativa: *οἷοι . . γίγνονται οἵους δὲ κομέουσιν.* Occupavit Ameisius.

Od. XVIII, 266.

Ulysses Penelopae valedicens:

σοὶ δ᾽ ἐνθάδε πάντα μελόντων·
μεμνῆσθαι πατρὸς καὶ μητέρος ἐν μεγάροισι κ. τ. λ.

Qui ita distinguunt, iis infinitivus loco imperativi est. Sed vide an arctius aptiusque orationis partes cohaereant, si comma post *μελόντων* ponetur. Ita *μεμνῆσθαι* et v. 270 *γήμασθαι* infinitivi erunt, appositi pronomini *πάντα.* Nec enim Ulyssi necessarium visum, ut omnia matrisfamilias officia singulatim enumeraret, sed a primariis orsus, a patris curatione et a filii matrimonio, reliqua, ut domus rurisque administrationem, uxori prudentissimae nominatim commendare supersedit.

Paene constat inter philologos, Homeri carmina arti criticae conjecturali minus, quam caeteros scriptores obnoxia esse, et privilegio quodam, cujus originem et causas exponere non est hujus loci, prope exemta. Ergo

apud Homerum corruptelam aliquam agnoscere ejusque emendationem tentare literulas, verba, sensus immutando (nam integros versus expellere lacunasve suspicari minoris audaciae habetur), plerosque nostrum, eos etiam, qui nobilissimos quosque poetas bonis malisque conjecturis invadere non dubitamus, sancta quaedam formido deterrere solet. Ea religione dicam an superstitione ipse quoque teneor. Ac tamen necessitas aliquando urget, ut in Homero quoque legendo explicandoque aut ad conjecturas confugiamus, aut ipsum poetam inscitiae, obscuritatis, denique alicujus mendi, quod evitare in promptu erat, cum dolore arguamus. Quicquid igitur proximis pagellis proferetur ad emendanda Homeri verba, non detrectat crimen et probrum, tanquam talibus conjecturis auctor potius ipse quam librarii emendentur; neque eas hac mente protuli, ut asseverarem: *sic cecinit poeta!* sed ut profiterer: *sic vellem poeta cecinisset, quo minore cum difficultate intelligeretur!* Nam quod edentibus scriptorem non licet, id facile et sine noxa conceditur tales notulas scribentibus.

Il. II, 354.

τῷ μή τις πρὶν ἐπειγέσθω οἶκόνδε νέεσθαι,
πρίν τινα πὰρ Τρώων ἀλόχῳ κατακοιμηθῆναι.

Aristarchi memoratur scriptura *πεϱ* pro *πὰϱ*, quam jure respuit Spitznerus, paene necessariam huic loco praepositionem esse monens. Quodsi idem Aristarchus emendasset: *πρίν τινι πὰρ Τρώων ἀλόχῳ κατακοιμηθῆναι,* id hercle anteferrem vulgato *τινά.* Primum enim *τινά* post *τις* aut prave iteratur, nec comparari poterit cum Soph. Trach. 3. *οὐκ ἂν αἰῶν' ἐκμάθοις βροτῶν, πρὶν ἂν θάνῃ τις, οὔτ' εἰ χρηστὸς οὔτ' εἴ τῳ κακός,* aut, si *τινά* non de eodem illo *τινί,* sed de aliis, de commilitonibus ejusdem, intelligendum putares, id contra naturam diceretur; deinde

una ex Trojanorum uxoribus Graece non dicitur ἄλοχος, sed aut ἄλοχός τις aut ἄλοχοι.

Il. II, 696.

οἳ δ' εἶχον Φυλάκην καὶ Πύρασον ἀνθεμόεντα,
Δήμητρος τέμενος, Ἴτωνά τε, μητέρα μήλων.

Quos veterum Ἰτῶνα scribi voluisse asseverat Eustathius 324, 26, ii de accentu saltem recte judicarunt; nam sic vel Ϝιτῶνα scribendum est, quoniam nomen urbis originem ducit ab ἰτεών salictum, quod appellative legitur apud Geopon. III, 6, 6, ut πτελεών, κρανεών. Et ne ε quidem prorsus interiit, sed latet in praec. ι, ob id ipsum producto, cum in ἰτέα corripiatur; pariter enim σίνεσθαι, κύρειν ex σῐνέεσθαι, κῠρέειν nata, radicalem longam habent. Ab arborum autem aliarumve rerum insigni frequentia multae urbes et loca nomen duxere, plerumque in -όεις -οῦς exiens, ut Πυξοῦς, Μυρρινοῦς, Ἰχνοῦσσα (i. e. Sardinia ἐχινόεσσα, echinis marinis abundans, non ab ἴχνος, ut visum Pausaniae X, 17, 12) nonnunquam in -ών, quasi ibi habitet arborum quoddam genus, ut Σικυών *Ficetum*, Ἑλικών *Salictum*, Κρανών *Cornetum* (perperam illud apud Strabonem Κραννών, apud Pausaniam Κράνων scriptum), alia. Ortam esse hanc terminationem -ών -εών contractione ex -εῖον, cognoscitur comparatione nominum γυναικών et γυναικεῖον, κυβεών et κυβεῖον.

Il. III, 417.

Non ego sum versuum suppositorum venator et illibens interpolationes agnoscere soleo. Sed tamen alter ex his versibus:

μέσσῳ δ' ἀμφοτέρων μητίσομαι ἔχθεα λυγρὰ
Τρώων καὶ Δαναῶν, σὺ δέ κεν κακὸν οἶτον ὄληαι.

cur prorsus alienus mihi videretur exposui in Gloss. Hom. T. III, §. 2462.

Il. XVI, 59.

τὴν ἂψ ἐκ χειρῶν ἕλετο κρείων Ἀγαμέμνων.

Saepius et liberius, quam nos solemus facere, omittunt Graeci pronomina facilia additu cogitatione, nec ausim tentare Od. XII, 72. *ἀλλ' Ἥρη παρέπεμψεν, ἐπεὶ φίλος ἦεν Ἰήσων*, quantumvis in promptu fuerit poetae, talem versum pangere: *ἀλλ' Ἥρη παρέπεμψ', ἐπεί οἱ φίλος ἦεν Ἰήσων*, vel Il. IV, 351. *πῶς δὴ φῇς πολέμοιο μεθιέμεν, ὁππότε κ.τ.λ.* scil. *ἐμέ*, quod expresse inserere potuit scribendo vel *πῶς ἐμὲ φῇς* vel *πολέμου με μεθιέμεν*. Nihilo secius valde mirabor, si Il. XVI, 59 poeta hoc pronomen contra naturam evitavit potius anxie quam aliqua de causa omisit; si non voluit scribere:

τὴν ἄψ ἐκ χειρῶν μ' ἕλετο κρείων Ἀγαμέμνων.

Parique fiducia Od. XX, 204 corrigo: *ἴδιον, ὥς σ' ἐνόησα, δεδάκρυνται δέ μοι ὄσσε*, pro *ὡς ἐνόησα*.

Il. XXIII, 271.

Nondum mihi satis constare videtur, utrum obliqui casus pronominis *αὐτός*, ut apud Atticos, ita jam in Homericis carminibus *eius, ei, eum* interdum significent, an potius ubivis *ipsius, ipsi, ipsum*. Nam quidam loci, in quibus *αὐτοῦ* etc. enclitice (nam veteres quidam grammatici hoc pronomen non alio accentu efferebant quam *μου, σου*), dictum habetur, menda laborant, ut Il. I, 218.

ὅς κε θεοῖς ἐπιπείθηται, μάλα τ' ἔκλυον αὐτοῦ

corrigendum *ἔκλυον αὖ τοῦ*, *eum rursus, quasi remuneraturi, et ipsi cito exaudiunt*. Et Il. X, 25: *οὐδὲ γὰρ αὐτῷ ὕπνος ἐπὶ βλεφάροισιν ἐφίζανεν.* Ibi Ascalonita *οὐδὲ γὰρ αὖ τῷ* jure praeferebat; nam Menelaus sua insomnia iterat quodammodo Agamemnonis exemplum. Adderemque Od. VIII, 383. *γαμβρὸς ἢ πενθερός, οἵτε μάλιστα κήδιστοι τελέθουσι μεθ' αἷμά τε καὶ γένος αὐτῶν*, cui versus idem divisionis remedium adhiberi jubet Bergkius in Progr. Marburg. 1850, p. VI. At enim h. l. *αὐτῶν* est *ipsorum*; nam generi et soceri, affines,

suis quique soceris et generis necessitudine conjuncti sunt proxima post cognatos vel post horum sanguinem et gentem; *αὐτοί* autem cognati vocantur eodem jure, quo *αὐτοκτονεῖν* de cognatorum etiam caede usurpatur. Sed aperte *αὐτούς* idem valeret quod encliticum *μιν* Il. XXIII, 227 de equis

ἀθάνατοί τε γάρ εἰσι, Ποσειδάων δ᾽ ἔπορ᾽ αὐτοὺς
πατρὶ ἐμῷ Πηλῆϊ, ὁ δ᾽ αὖτ᾽ ἐμοὶ ἐγγυάλιξεν,

nisi potius legendum esset *Ποσειδάων δ᾽ ἔπορ᾽ αὐτός*. Honori enim fuit Peleo commercium cum ipso deo praesente. Quodsi *αὐτούς* nil nisi *eos* significaret, id (extrema praesertim sententia) tam alienum a poetico sermone videretur, quam conclamatum illud *caput ejus* in Horat. Carm. III, 11, 18.

Tetigit hanc quaestionem Buttmannus Lex. II, p. 141: „Der schwächere Objekt-Sinn, ihn, es, liegt doch auch bei „Homer schon in diesem Pronomen." Non tamen evincit his locis, quos attulit: Od. XVII, 269. *γιγνώσκω δ᾽, ὅτι πολλοὶ ἐν αὐτῷ δαῖτα τίθενται*, h. e. *ἐν αὐτῷ τῷ δώματι·* nam *ipsa domus*, *δῶμα*, opponitur *αὐλῇ, τοίχῳ, θριγκοῖσι, θύραις,* quae omnia partes sunt *τῶν δωμάτων,* paulo latius patentium. Pariter Od. IX, 205. *οὐδέ τις αὐτὸν ᾔείδη δμώων.* Egregium illud Maronis vinum omnis familia (praeter uxorem unamque ancillam) non nisi fando, ad summum odore et visu norat, ipsum vinum, qui potando demum nosci proprie potest, nemo norat.

Od. II, 230.

μή τις ἔτι πρόφρων ἀγανὸς καὶ ἤπιος εἴη
σκηπτοῦχος βασιλεὺς μηδὲ φρεσὶν αἴσιμα εἰδώς,
ἀλλ᾽ αἰεὶ χαλεπός τ᾽ εἴη καὶ αἴσυλα ῥέζοι!

In his primum ab Homeri sermone abhorret copulatio trium adjectivorum, quae haud dubie *συνώνυμα* et *παράλληλα* sunt, *πρόφρων* benevolus, *ἀγανός* mitis, *ἤπιος* favens. Eorum neque primum *ἀσυνδέτως* cum altero,

nec alterum per simplex *καί* cum tertio debuit copulari. Quocirca corrigendum:

μή τις ἔτι πρόφρων τ' ἀγανός τε καὶ ἤπιος εἴη!

Praeterea, ut Faesius fecit, post *αἴσυλα ῥέζοι* comma ponendum, et demonstrativum *ὥς* in relativum *ὡς* h. e. *ὅτι οὕτως* mutandum est, ex notissimo Homeri usu, qui redit v. 239. *οἷον* pro *ὅτι τοῖον*; quemque parum meminerat Cobetius, quum Od. X, 326. *θαῦμά μ' ἔχει ὡς οὔτι πιὼν τάδε φάρμακ' ἐθέλχθης*, interrogativum *πῶς* substitui jubebat.

Od. IV, 370.

νήπιός εἰς, ὦ ξεῖνε, λίην τόσον ἠδὲ χαλίφρων,
ἦε ἑκὼν μεθίεις καὶ τέρπεαι ἄλγεα πάσχων;

Ita vox *χαλίφρων* et h. l. et XIX, 530 et *χαλιφροσύνη* Od. XVI, 310 et *χαλιφρονέοντα* XXIII, 13 scribitur, nec vel codex ullus servavit vel grammaticorum quisquam commemorat veram et legitimam scripturam; quae est *χαλαίφρων.* Etiam Oppian. Hal. III, 362. Musaeus 117. *χαλίφρων* tuentur, nisi quod in Anth. Pal. IX, 534, 23. cod. Pal. *χαλήφρων* exhibet, ad analogiam Archilochei *μιηφόνος*. Atqui nec significatus adjectivi concedit, ut a *χάλις* ducatur, quomodo *μελίφρων* a *μέλι*, nec grammatica ratio, ut ad *χαλᾶν* referatur. Unum *χαλαίφρων*, etsi nusquam legi solitum nec a quoquam quod sciam commendatum, analogiae legibus respondet, ex *χαλασίφρων* contractum, ut *ταλαίφρων* ex *ταλασίφρων*, ut *ὀρειγενής* ex *ὀρεσιγενής*, oriundum autem ab *χαλάσαι, χαλαίνειν, χαλᾶν*, ut *ταλασίφρων* a *ταλάσαι, τλῆναι*. Una haec comparatio sufficeret, nisi liberet addere *χαλαίπους Ἥφαιστος* i. e. *χωλός* ex Nicandr. Ther. 458 et *χαλαίρυπος* ex Hes. et Poll. VII, 39, et *μαραίπους· μεμαρασμένος τοὺς πόδας* Hes. et Homericum *μιαιφόνος*, cui Lobeck. Pathol. I, 369 addit *μιαιβιοῦν* et *μιαιφθορεῖν*. Utut placebit statuere de Homeri textu, corrupta utique forma *χαλίφρων*

est, sive a librariis sive ab ipsis Graecis, vel ante Homerum vel post Homerum; ipsos autem inventores vocabuli vetustissimos certum mihi est *χαλαίφρων* procreasse.

Od. IX. 259.

ἡμεῖς τοι Τροίηθεν ἀποπλαγχθέντες Ἀχαιοί κτλ.

Corrige: *Τροίηθεν ἄπο πλαγχθέντες*, h. e. *e Troade infecta re*, ut XII, 381. *ἀπ᾽ οὐρανόθεν*, et Il. VIII, 304. *ἐξ Αἰσύμηθεν*. Idem statuet, opinor, Im. Bekkerus, postquam Il. I, 59 primus in textum recepit, quod nos olim Syn. Lat. I, p. 92 commendaveramus: *Ἀτρείδη, νῦν ἄμμε πάλιν πλαγχθέντας ὀίω* pro Aristarcheo *παλιμπλαγχθέντας*.

Od. XI, 393.

ἀλλ᾽ οὐ γάρ οἱ ἔτ᾽ ἦν ἴς ἔμπεδος οὐδέ τι κῖκυς.

Quidni *οὐδ᾽ ἔτι κῖκυς*? Sed utinam simul nominis hujus originem demonstrare possem!

Od. XIII, 203.

Recte Bergkius Od. VI, 168 pro vulgato:

ὥς σε, γύναι, ἄγαμαί τε τέθηπά τε, δείδιά τ᾽ αἰνῶς γούνων ἅψασθαι κ. τ. λ.

ex Schol. *δείδια δ᾽ αἰνῶς* adscivit. Idem vel sine aliena autoritate pridem fieri debebat Od. XIII, 203. *πῇ δὴ χρήματα πολλὰ φέρω τάδε; πῇ τε καὶ αὐτὸς πλάζομαι;* Corrige: *πῇ δὲ καὶ αὐτὸς*, flagitante, si quidquam aliud, usu et grammatica.

Od. XIX, 215.

νῦν μὲν δή σευ, ξεῖνέ γ᾽, ὀίω πειρήσεσθαι.

Non memini *γε* unquam vocativo ulli adjectum esse; ac ne si transpositum quidem pro *σεῦ γε, ξεῖνε* dictum putes, idoneum erit *γε*. Corrige: *νῦν μὲν δή σευ, ξεῖν᾽, ἔτ᾽ ὀίω πειρήσεσθαι*. Non satis rata Penelope auscultasse narranti, adhuc explorare ejusdem fidem statuit.

Od. XXI, 42.

ἀλλ᾽ ὅτε δὴ θάλαμον τὸν ἀφίκετο δῖα γυναικῶν οὐδόν τε δρύινον προσεβήσετο κ. τ. σ.

Scribendum est: *ἀλλ' ὅτε δὴ θάλαμον θ' ὃν ἀφίκετο δῖα γυναικῶν,* prorsus ut VI, 7. *αὕτη δ' ἐς θάλαμον ἑὸν ἤιε.* Sensit Bothius insoliti aliquid inesse in vulgato *τόν,* comparavitque Od. X. 74. *οὐ γάρ μοι θέμις ἐστὶ κομιζέμεν ἠδ' ἀποπέμπειν ἄνδρα τὸν ὅς κε θεοῖσιν ἀπέχθηται μακάρεσσιν,* dissimulata tamen amborum locorum diversitate; nam in altero sequitur relativum, in altero non sequitur.

Sed et hic ipse locus sua laborat difficultate; nam si de uno Ulysse sic loquitur Aeolus, dicendum erat *ἄνδρα τὸν ὅς ἀπέχθηται,* omisso *κεν*; sin generaliter de quolibet, requiram *ἄνδρα ὅς κεν ἀπέχθηται,* omisso *τόν.* Quare corrigendum videtur: *ἄνδρα τὸν ὅςτε θεοῖσιν ἀπέχθηται μακάρεσσιν,* vel, quod minus placet: *ἄνδρα τιν' ὅς κε θεοῖσιν ἀπέχθηται μακάρεσσιν.*

* * *

Mein homerisches Glossar erklärt eine grosse Anzahl homerischer Beiwörter auf abweichende Weise. Manches, welches bisher als *epitheton ornans* oder *rhetoricum* galt, wird nun, falls ich richtig gesehn, zu einem *epitheton distinctivum* oder *logicum*; wie z. B. *νῶροψ χαλκός* nicht dunkles Erz bezeichnet, sondern (von *ἐρέφειν* wie *ὄροφος* gebildet) deckendes, d. h. Rüstung und Schuzwaffen im Gegensaz der gleichfalls ehernen Angriffswaffen, nach Gl. §. 335. Eben so ist *ἦνοψ χαλκός* (mit *νάπος,* Napf verwandt) ein Kessel, d. h. ein zu einer thalähnlichen Höhlung verarbeitetes Erz, im Gegensaz anderer Erzarbeiten, nach §. 230. Auch *ἀμφιμέλαιναι* als Beiwort von *φρένες* tritt nach der Erläuterung von §. 2153 aus der Reihe der rhetorischen Epitheta in die der logischen.

Bei diesen Untersuchungen drängte sich mir zugleich die Beobachtung auf, dass unter den *epitheta ornantia* nicht leicht eines rein descriptiver Natur ist, d. h. nur eine zufällige und gleichgültige Eigenschaft seines

Substantivs zur Anschauung bringt, sondern dass sie mehr oder weniger alle einen ethischen oder ästhetischen Gehalt haben und eine entweder rühmliche oder unrühmliche Eigenschaft bezeichnen. Bei vielen ist es von selbst klar; ὑψερεφὲς δῶ ist ein Zimmer mit hohem Plafond, wie es der Luxus verlangt, nach §. 320; τειχιόεσσα Τίρυς, Il. II, 559, ist nicht nur befestigt, sondern mit vielen Mauern, also stark befestigt, und die μῆλα τανανύποδα sind nicht langbeinig, sondern schlank gebaut, *teneris pedibus.*

Bei andern bedarf es einer richtigeren Deutung. Wenn z. B. βόες εἰλίποδες wirklich schleppfüssig, kuhlatschig, ἡμίονοι ἐντεσιεργοί wirklich im Geschirr arbeitend, μώνυχες ἵπποι wirklich einhufig bedeutete, so wären diese Thiere rein descriptiv und durch indifferente Merkmale von rein naturhistorischem Interesse geschildert; aber nach meinen Erläuterungen §. 443, 206, 882 enthalten diese Epitheta sämtlich ein positives Lob, als starkfüssige Rinder, fleissige Maulesel, eingefahrene Pferde.

Bekannt ist, dass Homer ποιητὸς θάλαμος und τυκτὸν δάπεδον und κολλητὰ ἅρματα nicht sowohl im Sinn des künstlich gemachten, im Gegensaz des natürlichen, *nativi*, sondern prägnant für εὐποίητος, εὔτυκτος, εὐκόλλητος gebraucht; eben so ist's der Frage werth, ob γλαφυραὶ νῆες richtig durch gewölbte Schiffe übersezt wird, ob nicht vielmehr schön geglättete (durch den Hobel und dessen Nachhülfe) gemeint sind, ἐΰξεστοι; denn wie γλαφυρός bei den nachhomerischen Dichtern in der Bedeutung von glatt anerkannt ist, so spricht auch die lautliche Identität mit *glaber* dafür; dass im lateinischen Sprachgebrauch *glaber* die Glätte mehr von ihrer Schattenseite bezeichnet, als Kahlheit, dagegen *laevis* mehr von ihrer Lichtseite als Zierlichkeit,

entscheidet für den Begriff des griechischen Wortes nichts. Das gleiche besagt wahrscheinlich auch *νῆες ἐῖσαι.* Oder beweist etwa die Verbindung von *σπεῖος γλαφυρόν* etwas dagegen? Ich sollte kaum meinen; Homer verliert gewiss wenig an „liebenswürdiger Naivität", wenn wir ihn nicht ferner von einer Höhle, welche hohl ist, erzählen hören! Wenn Vulkan, Il. XVIII, 402, *ἐν σπῆι γλαφυρῷ* arbeitete, so war diess ein Lokal, das aus einer natürlichen, rohen und rauhen Höhle durch Behauen in eine Grotte mit glatten Wänden, in eine Art wohnlichen Saal umgeschaffen war.

Auch *τρητός* wird unrichtig als durchbohrt aufgefasst. Es ist das Verbale von *τείρειν* und bedeutet wie *εὔτρητος* alles, was abgerieben und dadurch geglättet ist. Die *τρητὰ λέχεα* sind feine Betten, wie Junos *ἐύτρητοι λοβοί* zarte Ohrläppchen. Endlich mit *κοῖλαι νῆες* wird nicht die allen Schiffen nothwendige Eigenschaft der Höhlung, sondern der blos einem stattlichen Schiff eigene Vorzug der Geräumigkeit ausgedrückt, wie mit *μεγακήτης* und mit *εὐρεῖα φορτίς;* so wie auch *κοίλη κάπετος* Il. XXIV, 797 unmöglich blos einen hohlen Graben bezeichnen kann; es ist ein Grab, das den Todten nicht eng umschliesst.

Da ich den verzeihlichen Wunsch hege, meine Ansichten auch in die Schulerklärung des Homer aufgenommen und *γλαυκῶπις Ἀθήνη* nicht ferner als glau- oder eulenäugige Göttin erklärt zu sehn, sondern als die Göttin mit den feurigen kampfmuthigen Augen, wie bereits im neuen Passow, so verzeichne ich hier einige der von mir neu erklärten Epitheta, ohne jedoch dabei andere Adjectiva auszuschliessen, deren richtige Ableitung und Erklärung mir nicht zweifelhaft scheint, und auf diesem Weg vielleicht zur Kenntniss der Nichtkenner meines schwerfälligen Glossars kommen soll. Sie ist meist

paradox gegenüber den herrschenden Schul- und Handwörterbüchern, bei denen sich zu beruhigen der Schulmann zwar berechtigt ist, wenn er strikt dem Grundsaz Friedrichs des Grossen huldigt, dass auf der Schule nichts als „was allgemein schon gilt“, gelehrt werden soll, aber nicht absolut verpflichtet ist, wenn er mit der Wissenschaft fortschreitet und sich das Recht vorbehält, ihre ihm zur Gewissheit gewordenen Ergebnisse in seinem Kreis als Wahrheit mitzutheilen, schon ehe sie förmlich kanonisirt und in die Lehrbücher übergegangen sind.

Ἀγέρωχοι Τρῶες für *ἀγέρσοχοι*, d. h. *ἀγείροντες ὄχους*, welche Wagenkämpfer zum Krieg aufbieten und versammeln. Gl. §. 54.

ἀγχίνοος, d. h. *ἀνέχων νόον*, wer seinen Sinn zu zügeln weiss, besonnen. §. 98.

ἀδευκής, d. h. *ἀδόκευτος*, unerwünscht, eigentlich: unerwartet. §. 2047.

ἀκάκητα von *ἀκεῖσθαι*, der Heilende. §. 199.

ἀκμηνός von *ἀκομής*, *ἀκόμητος*, *κομεῖν*, wie *ἀμενηνός* von *ἀμενής*, ungepflegt. §. 2165.

ἀπηνής von *ἀπαίνεσθαι* (fingirtem Synonymum von *ἀναίνεσθαι* wie *abnuere* von *renuere*) wie *πρηνής* von *περαίνειν*, unfreundlich, eigentlich: wer lieber verweigert als gewährt, opp. *προσηνής*.

ἀποφώλιος für *ἀπαφώλιος* von *ἀπαφεῖν*, trügerisch. §. 1097.

ἄρκιος von *ἀρέσκειν*, befriedigend, hinreichend. §. 555.

ἀργύφεος, d. h. *ἀργὸς φαινόμενος*, hellscheinend. §. 161.

ἀρτεμής für *ἀρτίματος*, d. h. *ἄρτιος μένος*, wohlgemuth. §. 131.

ἀσκηθής von σκάζειν, unversehrt, eigentlich: nicht hinkend. §. 387.

ἀστεμφής durch Versezung des ν für ἀναστεφής, fest, eigentlich: bis oben vollgestopft. §. 2435.

ἀτρεκής ist unverdreht, d. h. wahr. §. 2467.

ἀτρυγετος πόντος, d. h. ἀνατρύζων, aufgährend. §. 2436.

αὐτοχόωνος σόλος, eine Wurfscheibe aus Meteoreisen. §. 2071.

ἀφνειός (oxytonirt statt ἀφένειος) mit ἄφενος von ἀναφανῆναι, ansehnlich, *illustris*. §. 2191.

γαιήοχος Ποσειδάων, d. h. γαίων oder γαιῶν ὄχοις, wagenfroh.

δασπλῆτις Ἐριννύς, d. h. δᾴδων πελάτις oder δᾷδας πελάζουσα, die mit Fackeln verfolgende. §. 341.

διάκτορος Ἑρμῆς, d. h. διάκτωρ, διάγων εἰς τέλος ὁδοῦ, der Wegweiser, Führer. §. 51.

διηνεκής statt διανηκής von διανήκειν, vollständig. §. 2002.

δυςηλεγής θάνατος wie τανηλεγής von ἄλγος, sehr schmerzhaft. §. 112.

δυςπέμφελος von πέμφελος, φλέειν wie ἐπιζάφελος, schlimm aufwallend, sehr stürmisch. §. 2297.

ἔισος wie εἰδάλιμος von εἴδεσθαι, schön, ansehnlich, *speciosus*. §. 425.

ἐπηετανός Adjectiv von ἐπ᾽ αἰεί oder ἐπ᾽ αἰές, für immer. §. 1040.

ἐπήτριμοι von ἐφ᾽ ἑτέρους, die einen auf die andern, dicht auf einander. §. 2076.

ἐρυμνός, d. h. ἐρυόμενος, geschüzt, fest. §. 2292.

ἑτεραλκὴς νίκη, d. h. ἀλέκουσα τοὺς ἑτέρους, den Feind abwehrend. §. 2075.

εὐρώεις, d. h. αὐερόεις, einerlei mit ἠερόεις, dämmerig. §. 7.

ἠερόφωνοι κήρυκες, d. h. *φωνὴν ἀείροντες* wie *λιγύφθογγοι*, mit lauter Stimme begabt. §. 14.

ἠιόεις Σκάμανδρος, eben so wie *ἠιών* von *αἶα*, voll erdiger Theile, wovon auch sein Name *Ξάνθος*. §. 244.

ἠλίβατος πέτρη von *ἀλίβας*, kreideweiss, eigentlich: leichenblass, bleich. §. 2452.

ἴκμενος οὖρος, d. h. *εἰκόμενος*, *εἴκων λισσομένοις*, willfährig, günstig. §. 435.

ἰοχέαιρα Ἄρτεμις, d. h. *ἰοὺς χέουσα*. §. 2065.

κατηφής von *καθάπτεσθαι*, scheltenswerth. §. 1092.

κηώεις θάλαμος, von *κηός*, *cavum*, voll Schränke, und *κηώδης*, nach dem Schrank duftend. §. 2098 und 2099.

κουριδίη ἄλοχος von *κοῦρος*, *κορυστής*, aus fürstlichem, eigentlich gewaffnetem Geschlecht. §. 762.

λεχεποίης βαθύσχοινος Ἀσωπός, d. h. *λεχέων ποιητής*, der durch seinen Reichthum an Schilf manches Bettlager schafft. §. 2058.

μελαγχροιής (richtiger *μελαγχροίης*, als Substantiv von *μελάγχροος*), mit dunkelroth gefärbtem Teint, rothwangig. §. 2152.

μολοβρός, syncopirt aus *μολυροβόρος*, wie *ζαβρός* aus *διαβόρος*, ein gieriger Fresser. §. 1082.

μορφνὸς αἰετός von *μάρπτειν*, schnell oder räuberisch. §. 2333.

μώνυχες ἵπποι für *ὁμώνυχες*, d. h. *ὁμοῦ χθόνα νύσσοντες ὄνυξι*, die beim Fahren gleichen Schritt halten, gut eingefahren sind. §. 882.

νηγάτεος, d. h. *ἀνα-αγατός*, sehr bewundernswerth. §. 60.

νωθής ὄνος von *ὄθεσθαι*, der sich an nichts kehrt, auch an Schläge nicht. §. 233.

νωλεμής von *ἀνα-* und *οὐλαμός*, gedrängt auf einander. §. 476.

ὀλοφώιος, d. h. *φῶτας ὀλλύς* oder *φωσὶν ὀλοός*, menschenverderbend. §. 2162.

ὁπλότερος aus *ἁπαλώτερος*, jugendlich-kräftiger. §. 345.

περιώσιον wie *ἐτώσιος* von *αὔσιος*, *αὔτως*, *ἄτη*, sehr ungehörig. §. 259.

πρόςφατος von *πρόςφημι*, ansprechbar, wie ein Lebender. §. 2196.

σχέτλιος, d. h. *σχετὸς ὑπὸ δαίμονος*, besessen. §. 2472.

ταλαύρινος πολεμιστής, d. h. *ταλαὸν ῥῖνα ἔχων*, mit einem Schild aus dauerhaftem, dickem Rindsleder. §. 2380.

τηλύγετος πάις, d. h. *ἀταλόγετος*, zart. §. 351.

τριχάικες Δωριέες, d. h. *τρίχας ἀίσσοντες*, mit langen, fliegenden Haaren. §. 24.

ψεδνός von *ψῆν*, *ψάζειν*, trocken, eigentlich: zerreibbar. §. 2477.

* * *

Hom. Il. I, 133.

ἦ ἐθέλεις, ὄφρ' αὐτὸς ἔχῃς γέρας, αὐτὰρ ἔμ' αὔτως
ἧσθαι δευόμενον, κέλεαι δέ με τήνδ' ἀποδοῦναι;

Wenn Nägelsbach, um das bisher angenommene Anacoluth zu beseitigen, *ὄφρα* im Sinn nicht von während, sondern von dass, von *ἐθέλεις* abhängig macht und Il. V, 690 vergleicht: *ἀλλὰ παρήιξεν λελιημένος ὄφρα τάχιστα ὤσαιτ' Ἀργείους* und IV, 465, so nimmt er als ausgemacht an, dass *λελιημένος* von *λιλαίεσθαι* stamme und synonym mit *ἐθέλειν* sei. Leztere Annahme wird jedoch durch den absoluten Gebrauch Il. XII, 106. *βῆν δ' ἰθὺς*

Δαναῶν λελιημένοι zweifelhaft; es scheint überall absolut zu fassen und nur die Heftigkeit, nicht ein bestimmtes Wollen zu bedeuten. Nach meinem griechischen Gefühl kann *ὄφρα* nur während oder damit, und *ἵνα* nur wo und damit, aber keines von beiden dass bedeuten. Das Anacoluthon lässt sich aber noch auf einem andern Weg umgehn: *αὐτὰρ ἐμέ* steht für *ἐμέ γε;* glaublich schon nach dem Wesen der Adversation und dem häufigen Gebrauch von *ἀλλά, at, tamen* und unserem doch im Sinn von wenigstens mittelst der Ellipse eines Concessivsazes, wie *λέγ᾽ (εἰ μὴ τἄλλα) ἀλλὰ τοῦτο* Soph. El. aber evident durch Il. XXII, 389 *εἰ δὲ θανόντων περ [θανόντες] καταλήθοντ᾽ εἰν ἀΐδαο, αὐτὰρ ἐγὼ καὶ κεῖθι φίλου μεμνήσομ᾽ ἑταίρου,* ganz wie XVI, 38 *εἰ δέ τινα φρεσὶ σῇσι θεοπροπίην ἀλεείνεις .. ἀλλ᾽ ἐμέ περ πρόες.*

* * *

Wenn auch in der famösen Stelle Hom. Il. I, 290

εἰ δέ μιν αἰχμητὴν ἔθεσαν θεοὶ αἰὲν ἐόντες,
τοὔνεκά οἱ προθέουσιν ὀνείδεα μυθήσασθαι;

sicherlich niemand mit ganz ruhigem Gewissen *προθέουσιν* durch *προτιθέασιν* und dieses durch gestatten erklären wird, noch sich durch Bekkers neuliche Aufnahme von Freytags Conjectur *προθέωσιν* befriedigt fühlen kann, so sind doch noch nicht alle Mittel der Erklärung erschöpft: *προθέουσιν* stammt von *προθέειν, ὀνείδεα* ist Subject, aber nur Adjectiv, statt *ὀνείδεια,* von diesem hängt *μυθήσασθαι* als Supinum ab, und das Ganze ist Behauptung und Vorwurf, und nicht Frage. *Verte: ideo ei contumeliosa dictu (tam audacter) procurrunt;* und periphrasirt: wenn die Götter (was unläugbar ist) den

Achilles zu einem grossen Fechter gemacht haben, so glaubt er darum so keck Schmähungen ausstossen zu dürfen; oder: seine Körperkraft, die er doch nur den Göttern verdankt, verleitet ihn zu Schmähreden.

Wie die kühnsten oder auch unbesonnensten Kämpfer in der Schlacht den geordneten Schaaren, so laufen auch jene Schmähworte *οἰνοβαρὲς, κυνὸς ὄμματ᾽ ἔχων, κραδίην δ᾽ ἐλάφοιο* voran, und lassen eine ruhige Verständigung nicht zu Worte kommen. Eben so ist *προθέειν* in Il. II, 459. Od. XI, 515 das malerische Symbol ungestümer und unbesonnener Kühnheit. Die Verkürzung *ὀνείδεα* für *ὀνείδεια* wie *πυρὶ κηλέῳ* für *κηλείῳ, κήδεος* für *κήδειος* ist, wenn auch ohne Beispiel, doch analoger als *ὀνείδιος,* was sich bei Suidas findet. Und die Auslassung von *ἔπεα* wiederholt sich Il. XXII, 497 *χερσὶν πεπληγὼς καὶ ὀνειδείοισιν ἐνίσσων* für den vollständigen Begriff in Il. XXI, 48. I, 519. II, 277.

* * *

Wenn es eine poetische, wenigstens epische, wenigstens homerische Unmöglichkeit gibt, so ist es folgende Schilderung des ausgehenden Telemachus in Od. II, 11:

οὐκ οἶος, ἅμα τῷγε κύνες πόδας ἀργοὶ ἕποντο.

Denn diese blosen „Hunde“ gaben eine so trockene Notiz statt einer lebendigen Anschauung, dass man den Homer darin nicht wiedererkennt. Die Anschaulichkeit würde schon gewinnen durch den Zusaz *πολλοί,* aber das wahrhaft epische gibt die Variante: *οὐκ οἶος, ἅμα τῷ γε δύω κύνες ἀργοὶ ἕποντο.*

* * *

Es ist eine inhaltsreiche, tiefgegriffene und doch auch für einen Gymnasiasten fassbare Beobachtung von Fr. Schlegel, „dass sich im ganzen Homer kein Präsens historicum findet.“ Es würde die Ruhe der epischen Darstellung stören, die sich auf das Gefühl gründet: was geschehn ist, ist nicht mehr zu ändern, „denn ewig still steht die Vergangenheit.“

VII.

Zu Sophocles.

Dem Leser des Sophocles kann es auffallen, dass die Person des Kreon in jedem der drei Stücke, in denen er auftritt, einen ganz verschiedenen Charakter entwickelt. Im König Oedipus erscheint er als weiser und edelmüthiger Freund des leidenschaftlichen und zum Despotismus geneigten Königs, fern von Herrschsucht, und überzeugt, dass der Stand eines freien und einflussreichen Unterthans beneidenswerther sei als der Thron selbst. Im Oedipus auf Kolonos tritt derselbe edle Kreon als verschmizter Diplomat auf, der den unglücklichen Oedipus erst mit gleissnerischer Theilnahme nach Theben zu locken sucht, um ihn dort in seiner Gewalt zu haben, und, als seine Beredsamkeit nicht durchdringt, zu empörenden Gewaltmaassregeln greift, um durch Entführung der Töchter seinen Zweck zu erreichen. Endlich in der Antigone handelt derselbe Kreon als ein zwar offener, aber eigensinniger und grausamer Despot.

Da diese drei Stücke nur lose zusammenhangen und, wie zu sehr verschiedenen Zeiten gedichtet und aufgeführt, so auch keinen Anspruch machen, Ein Ganzes zu bilden, so war der Dichter unstreitig ganz in seinem Rechte, wenn er den Character des Kreon in jedem Stücke an-

ders und ganz unabhängig von der Zeichnung im früheren und späteren Drama gestaltete.

Und doch ists auch denkbar, dass Sophocles selbstbewusst eine und dieselbe Persönlichkeit darstellte, welche nur in dreierlei Lagen und Verhältnissen dreierlei Character verrathen solle, als wolle er an Kreons Beispiel zeigen, wie Stand, Beruf und Verhältnisse die Denk- und Handlungsweise eines Menschen scheinbar ganz umwandeln könne. Diess hat er nun zwar nicht beabsichtigt, und durfte es nicht, da Kreon nirgends eigentliche Hauptperson, wenigstens nicht Titelrolle ist; allein es lag ihm doch nahe, den Kreon als eine historische Person und nicht als seine ganz eigene Schöpfung zu behandeln.

Ein Privatmann hat es leicht, rechtschaffen und edel zu sein. Diess ist Kreon im höchsten Grade unter Oedipus. Aber nach dem Sturz des Oedipus und unter der Herrschaft der jugendlichen Nachfolger, erst des Polynices, dann des Eteocles, ist der alte und reife Oheim der natürliche Mentor des Fürsten und der Atlas des Staats. Dieser kömmt in Besiz eines Orakelspruchs, dessen Inhalt den Staatslenker und Reichsverweser nöthigt, den Oedipus um jeden Preis in seine Gewalt zu bekommen, wenn er das Vaterland retten will. So wird auch List und Gewalt für ihn zur Pflicht. Während er beides im fremden Lande übt, zeigt er sich in allem übrigen durchaus achtungswürdig: entschieden und entschlossen im Handeln, in Worten human gegen das unschuldige Opfer seiner Politik, furchtlos gegen den Chor und würdig gegen Theseus. Kurz, nur das Wohl seines Landes steht ihm höher als Recht und Gerechtigkeit.

In der Antigone ist er selbst König und trägt eine neue Pflicht, die, seine Herrscherwürde zu behaupten. Er übt sie mit aller Energie gegen den, der einem Verräther gleich sein eigenes Vaterland befehdet hat, dann

gegen die sorglosen Diener, gegen die widerspenstige Nichte, gegen die unberufenen Rathgeber aus seinem Volk, gegen den eigenen Sohn, gegen den heiligen Seher. Er zeigt sich durch den Widerspruch gereizt, ohne sich jedoch zu irgend einer leidenschaftlichen Willkür oder unnöthigen Grausamkeit verleiten zu lassen; er handelt überall nur mit jener eisernen Consequenz, die vom rein menschlichen Standpunkt aus betrachtet Starrsinn heisst, aber im öffentlichen Leben als Pflicht und Tugend anerkannt ist.

So enthalten diese drei Tragödien, ohne es zum Zweck zu haben, die natürliche Entwickelungsgeschichte eines edelgesinnten und kräftigen Mannes, der vom tadellosen Bürger zum schlauen Staatsmann, vom Staatsmann zum energischen Selbstherrscher durch die Macht der Verhältnisse emporgehoben, immer seinen jedesmaligen Beruf vollkommen und rücksichtslos auszufüllen bemüht ist, und so sich selbst treu bleibt.

Dasselbe gilt von dem scheinbar doppelten Odysseus. Im Ajax handelt er als Privatmann; keine Pflichtencollision hindert ihn dem Ajax Böses mit Gutem zu vergelten und sich als den edelsten Menschen zu zeigen; im Philoktet dagegen zwingt ihn sein Auftrag als Gesandter und das Wohl des Ganzen, nur die Klugheit zu hören, und die Redlichkeit wie die Menschlichkeit zu verläugnen.

* * *

Die dunkle Stelle im Aj. 480 versuche ich durch zwei leichte Anderungen verständlich zu machen:

αἰσχρὸν γὰρ ἄνδρα τοῦ μακροῦ χρῄζειν βίου,
κάκωσιν [f. *κακοῖσιν*] *ὅστις μηδὲν ἐξαλλάσσεται.*
τί γὰρ παρ᾽ ἦμαρ ἡμέρα τέρπειν ἔχει
προσθεῖσα κἀναθεῖσα τοῦτο, [f. *τοῦ γε*] *κατθανεῖν;*

„Eine Schande ists für einen Mann, der (so wie ich) seines Leidens auf keine Weise ledig wird, ein längeres Leben zu wünschen; denn was kann ihm ein Tag um den anderen an Freude gewähren, der ja nur eines bringt, oder noch aufschiebt — den Tod?“ Unter der *κάκωσις* versteht Ajas natürlich seine *ἀτιμία,* die er durch Heldenthaten auszuwischen nicht hoffen durfte, da ihn seine böse Absicht verhasst und überdiess sein Irrthum in der Ausführung lächerlich gemacht hatte — ein *ἀνήκεστον κακόν.*

Allerdings wünschte ich *ἀναθεῖναι* im Sinn von *ἀναθέσθαι,* aufschieben, nachweisen zu können; ungriechisch aber ist es schwerlich, besonders neben dem berechtigten Activ *προςθεῖσα* nicht. Noch weniger darf die Apposition das nackten Infinitivs *κατθανεῖν* zu *τοῦτο* befremden; vgl. El. 1505. *χρῆν δ' εὐθὺς εἶναι τήνδε τοῖς πᾶσιν δίκην, κτείνειν.*

* *
*

Soph. El. 700.

Folgendes sind die Phasen von des Orestes erdichtetem Wagenkampf und Untergang. Es ist eine naheliegende Vermuthung, dass ein ähnliches Unglück, das sich bei einem delphischen Wagenrennen wirklich ereignet hatte, diese lange und für den Gang der Handlung gleichgültige Episode veranlasst hat.

Die zehn Wagenkämpfer werden nach dem Loos neben einander an der Schranke aufgestellt, und als die Barriere auf den Trompetenstoss fällt, stürmen sie fort und suchen einander zu überholen. V. 700—719.

Orest fuhr, wann er an die Endsäule kam, um welche er umzubiegen hatte, jedesmal so nah als möglich an die Säule hin, um etwas am Weg zu ersparen und so Zeit zu gewinnen; aber mit Vorsicht, indem er nur dem

Pferd rechts die Zügel schiessen liess, dagegen das Pferd links, welches am nächsten um die Säule fuhr, scharf im Zügel hielt. V. 720—722.

Alles ging in den ersten fünf Umläufen gut und ohne Störung. Beim sechsten oder siebenten aber gingen die Pferde des Aenianers durch, kehrten um und fuhren so den nachfolgenden Wagen entgegen, namentlich dem des Barkäers, mit dessen Pferden sie Stirn an Stirn zusammenstiessen. V. 723—727.

Beide Wagen stürzen zerschmettert zusammen; die übrigen stossen beim tumultuarischen Ausweichen an einander, beschädigen den Wagen, an den sie anrennen, und ihren eigenen, so dass sie durch die Wechselwirkung des Stosses selbst stürzen, und so wird die ganze Laufbahn ein Haufen Wagentrümmer. V. 728—730.

Alle Wettrenner sind kampfunfähig bis auf zwei, den Athener und Orestes. Der Athener fährt rechts hinaus und hält still, um der Verwirrung fern zu bleiben, die auf der Fahrbahn herrscht. V. 731—733.

Orest dagegen bleibt dahinten, aber nicht etwa aus Langsamkeit, sondern hält absichtlich seine Rosse zurück, ὑστέρας ἔχων, d. h. κατέχων, und denkt, wer zulezt lacht, lacht am besten. V. 734—735.

Wie der Athener sieht, dass nur noch Ein von dem Wirrwarr unberührter Nebenbuhler übrig ist, macht er rasch vorwärts; Orest holt ihn jedoch schnell ein und hält gleichen Schritt mit ihm, von der sechsten oder siebenten bis zur elften Umfarth. V. 738—742.

Bei der zwölften und lezten Umfarth aber hält Orest das linke Pferd nicht scharf genug im Zügel, so dass das Wagenrad an die Säule anstreift und die Achse bricht; er selbst stürzt vom Wagen und verwickelt sich in die Zügel; seine Pferde, nun ohne Lenker, gehen durch und schleifen ihn in die Mitte der Rennbahn. V. 743—748.

Und da Orest nur mit Kopf und Rücken auf dem Boden liegt, seine Beine aber, von den Zügeln umschlungen, noch auf dem halbzerbrochenen Wagen festgehalten werden, so hebt er, während er geschleift wird, bisweilen die Beine hoch in die Höhe, vor Schmerz oder um sich vom Zügel los zu machen, bis die übrigen Wagenlenker oder die Zuschauer seine Pferde zum Stehn bringen und den bis zur Unkenntlichkeit zerfleischten Leichnam aus seinen Banden befreien. V. 749—756.

* *
*

Soph. Oed. Col. 882.

Die anerkannt vorhandene Lücke

ΧΟΡ. τά γ᾽ οὐ τελεῖ·

. ΚΡ. Ζεὺς ταῦτ᾽ ἂν εἰδείη, σὺ δ᾽ οὔ.

scheint nach Anleitung von Kreons Antwort so auszufüllen:

εὖ οἶδ᾽ ἐγώ! ΚΡ. Ζεὺς ταῦτ᾽ ἂν εἰδείη, σὺ δ᾽ οὔ.

das weiss ich sicher! KR. Zeus vielleicht, du weisst es nicht!

Denn *εὖ* macht keinen Hiatus; Oed. T. 959. Thiersch gr. Gramm. S. 335 ergänzt so: *τοσόνδε γ᾽ οἶδα. Ζεὺς τάδ᾽ εἰδείη, σὺ δ᾽ οὔ.*

Hier ist der Kritiker zu einem solchen Versuch, als produktiver Dichter zu vicariren, vom despotischen Metrum gezwungen. Doch ist's auch keine unverzeihliche Kühnheit und sträfliche Anmaassung, einer vermeintlichen Vervollständigung des Gedankens zu Liebe das nämliche Wagstück zu unternehmen. In

Soph. Aj. 1307

endet eine Frage des Teucer höchst unbefriedigend mit *οὐδ᾽ ἐπαισχύνει λέγων;* man erwartet durchaus nun die Angabe des Wortes, dessen sich Agamemnon zu schämen habe. Dazu genügt *τοῦτο* nicht, welches Schneidewin

ergänzt wissen will, als ob sich ein so nachdruckvolles Demonstrativ eben so leicht verschweigen liesse, wie etwa das allgemeine *τι;* auch würde (diese Ellipse sogar zugegeben) seine Erklärung: „schämst du dich nicht, ein solch schändliches Werk durch dein Reden zu beschönigen?“ weder dem Sinn, noch den Worten ganz entsprechen. Es fehlt ein Vers, möglicher Weise folgender:

οὐδ᾽ ἐπαισχύνει λέγων,
ὁθούνεκ᾽ οὐδὲν ὄφελος ἦν οὗτός ποτε.

Hiemit protestirt Teucer gegen das schamlose Wort des Agamemnon V. 1231:

ὅτ᾽ οὐδὲν ὢν τοῦ μηδὲν ἀντέστης ὕπερ.

* *
*

Soph. Trach. 113.

πολλὰ γὰρ ὥςτ᾽ ἀκάμαντος ἢ νότου ἢ βορέα τις
κύματ᾽ ἐν εὐρέι πόντῳ βάντ᾽ ἐπιόντα τ᾽ ἴδῃ,
οὕτω δὲ τὸν Καδμογενῆ
τρέφει, τὸ δ᾽ αὔξει βιότου
πολύπονον ὥςπερ πέλαγος
Κρήσιον· ἀλλά τις θεῶν
αἰὲν ἀναμπλάκητον ᾄδα σφε δόμων ἐρύκει.

Diese etwas verwickelte Periode versuche ich mit Verzicht auf Polemik nur mit Hülfe einiger Interpolationen in folgender Weise zu construiren: *ὥς τις ἢ νότου ἢ βορέα ἀκάμαντος* [*ἤγουν ἀκαμάντως πνέοντος*] *πολλὰ κύματα ἐν εὐρέι πόντῳ βάντα ἐπιόντα τε ἴδῃ, οὕτως δὲ* [*τοιαῦτα κύματα*] *τρέφει* [*μὲν*] *τὸν Καδμογενῆ, αὔξει δὲ τὸ βιότου πολύπονον,* [*ὥςτε γενέσθαι*] *ὥςπερ πέλαγος Κρήσιον.* Der Gedanke ist: „Wie der Schiffende bei anhaltendem Sturm zahllose Wogen gehn und kommen „sieht, die das Schiff bald hoch in die Höhe heben, bald „wieder in die Tiefe schleudern, aber es zugleich vorwärts

„bringen: so machen auch wogenähnliche Schicksale „durch ihr Kommen und Gehen einestheils den Herakles „selbst zu einem starken und berühmten Helden, andern- „theils aber auch das ohnehin mühevolle Menschenleben „für ihn zu einem Leben so voll Unruhe und Gefahren „wie das kretische Meer; allein ein Gott schüzt ihn im- „mer vor völligem Untergang, und lässt ihn immer an „sein Ziel gelangen.“

Hier bedeutet *τρέφειν* fast synonym mit *αὔξειν* gross ziehn und stärken, ist mithin ein passendes Bild für die Förderung des Herakles in seinem Heldenberuf. Ausser dem schon von Wunder und Schneidewin angezogenen Eur. Hipp. 367. *ἰὼ πόνοι τρέφοντες βροτούς!* von Hartung treffend durch „Gram und Qual, Schule der Menschheit“ übersezt, vgl. Thuc. II, 44. *ἐν πολυτρόποις γὰρ ξυμφοραῖς ἐπίστανται τραφέντες,* d. h. sie wissen, dass sie in Schicksalen mancher Art zu Männern gereift sind.

* * *

Soph. Trach. 1019

σοί τε γὰρ ὄμμα-
ἔμπλεον ἢ δι᾽ ἐμοῦ σῴζειν.

Anerkannt verderbt, schon beim Scholiasten. Vielleicht:

σόν τε γὰρ, οἶμαι,
ἦν πλέον ἢ δι᾽ ἐμοῦ σῴζειν

„denn das wäre, meine ich, vielmehr deine Pflicht den Vater zu retten, (d. h. mittelst Tödtung von seinen Qualen zu befreien) als es durch mich zu thun.“ Im Ausdruck ist eine Anacoluthie, entstanden aus: *σὸν γὰρ ἦν πλέον ἢ ἐμὸν σῴζειν,* und aus: *αὐτὸν γάρ σε χρῆν σῴζειν πλέον ἢ δι᾽ ἐμοῦ.* Den präsensähnlichen Gebrauch ven *ἦν* auch ohne *ἄν* und *ἄρα* hat Bernhardy Wissensch. Synt. S. 374 hinreichend erläutert. Die Verbindung durch

das homerische *τε γάρ* ist zwar unattisch; sie hat jedoch hier ein so ehrliches Gesicht, dass ich ihr trauen muss und sie lieber für ein Unicum als für ein Falsum halte.

* *
*

Wenn doch die Herausgeber derjenigen Klassiker, deren Buchstaben eine gewisse Heiligkeit ansprechen dürfen, darauf verzichten möchten, ihre Conjecturen stillschweigend statt der handschriftlichen Lesart in den Text zu sezen! Wie harte Worte haben nicht die Philologen des fünfzehnten Jahrhunderts von ihren respectvolleren Nachfolgern hören müssen, dass sie auf diese Weise die Texte in bester Absicht verfälscht haben! Wird es den heutigen Philologen in Jahrhunderten besser ergehn? sind sie entschieden infallibeler? In Phil. 457 haben alle Mss.

ὅπου θ᾽ ὁ χείρων τἀγαθοῦ μεῖζον σθένει,
κἀποφθίνει τὰ χρηστὰ χὠ δεινὸς κρατεῖ.

Brunck änderte zuerst *χὠ δειλός*, Buttmann nahm *δεινός* auf ungenügende Weise in Schuz, G. Hermann entschied sich für *δειλός*, Hartung und Bergk ebenfalls, doch noch mit Angabe der traditionellen Lesart; Dindorf, Schneidewin und Wunder sogar ohne eine solche, so dass die beglaubigte Lesart demnächst aus dem Gedächtniss der Menschen zu verschwinden droht.

Und doch stammt *δεινός* unstreitig von Sophokles. Es hat, wie schon aus dem Thesaurus zu ersehn, die allgemeine Nebenbedeutung von *vafer*, und hier die speciellere eines Zungendreschers oder Sophisten, kurz der Carikatur eines Redners. Wie *γλώσσῃ δεινός* v. 440 und Oed. Col. 806 und ohne *γλώσσῃ* Thuc. III, 37. *ὡς οὖν χρὴ καὶ ἡμᾶς ποιοῦντας μὴ δεινότητι καὶ ξυνέσεως ἀγῶνι ἐπαιρομένους παρὰ δόξαν τῷ ὑμετέρῳ πλήθει παραινεῖν*, wo es Böhme gegen den Geist des Sprechen-

den durch Rednergewalt übersezt; denn der leidenschaftliche und derbe Kleon sieht in seinen Gegnern gewiss nicht gewaltige Redner, sondern nur Schwäzer. Bekanntlich bezeichnet ja auch Plato mit unverkennbarer Ironie mehr als einmal die Sophisten als *δεινοὺς καὶ σοφούς*, wie Protag. p. 341, a.

Durch diese Auffassung gewinnen selbst beide Verse eine bestimmtere Gestalt und Beziehung: der erstere, *ὅπου θ' ὁ χείρων τἀγαθοῦ μεῖζον σθένει*, deutet auf das Missverhältniss zwischen Agamemnon und Achilles, welch lezterer dem schwächeren Helden hatte gehorchen müssen, der zweite Vers aber auf das Missverhältniss zwischen Ajas und Odysseus, welch lezterer durch seine Redekünste den Sieg über den redlichen Ajas davon getragen. Auf diese Gegensäze führt schon der Unterschied des Adj. *ἀγαθός*, welches vorzugsweise eine starke Tugend, Tapferkeit, Kraft, Klugheit u. s. w. bezeichnet, von *χρηστός*, das mehr den milden Tugenden zukömmt, der Gerechtigkeitsliebe, Redlichkeit, Gutmüthigkeit u. s. w. Darum wird erst der werthlosere Mann, *ὁ χείρων*, dem grossen Helden, *τῷ ἀγαθῷ*, und dann der redliche Mann, *ὁ χρηστός*, dem redefertigen Schlaukopf, *τῷ δειλῷ* entgegengesezt. Dagegen würde die Erwähnung des *δειλός* nach dem *χείρων* fast eine Tautologie sein.

VIII.

Zu Horatius.

Od. I, 1, 28.

In *seu rupit teretes Marsus aper plagas* erklärt allein Briegleb *teretes* richtig als zarte Neze, d. h. zu dünn, um einen marsischen Eber festzuhalten. Durch dieses Beiwort wird sein Durchbrechen zweckmässig motivirt. Dem widerspricht Düntzer S. 305, weil *teres* diese Bedeutung zart nicht habe. Umgekehrt! es hat blos diese Bedeutung! Die Erklärung bei Festus: *teres in longitudinem rotundatus* ist ganz irrig und vielleicht durch das horazische *totus teres atque rotundus* (Sat. II, 7) veranlasst. Die Zartheit eines Körpers aber kann sich in zweierlei zeigen, in der Glätte, wie ein geschältes Ei, und in der Dünne, wie der Faden eines Spinngewebes. Beides geht aus der Grundbedeutung hervor, abgerieben; denn *teres* ist ein Adjectiv von *terere,* wie *tritus* dessen Particip ist; beide Formen sind aus der Grundform *teritus* hervorgegangen, *teres* durch Abwurf des *u,* und *tritus* durch Versezung des *e.* Beide Formen sind auch synonym, nur fasst man bei *tritus* die Wirkung die Reibung von ihrer Schattenseite ins Auge, insofern der Körper dadurch abgenüzt wird und, wie in *tritum proverbium,* den Werth und Reiz der Neuheit verliert, *teres* aber von ihrer Lichtseite, insofern das Reiben seine Gestalt schlanker und seine Oberfläche glätter macht. Ich

glaube nicht, dass *teres* irgendwo sich findet, wo nicht eine dieser zwei Bedeutungen anwendbar wäre. Vgl. Homer. Glossar. §. 644 über *τρητός*.

Od. I, 3.

Die Ode: *Sic te, diva potens Cypri* habe ich oft erläutert, aber niemals mit ganz gutem Gewissen, und wie ich weiss, sind andere in gleichem Fall. Offenbar ist *sic* nicht *δεικτικῶς* gemeint, und lässt sich nicht, wie geschehen, mit *ita* in Sat. II, 2, 124 vergleichen, mit *Et venerata Ceres, ita culmo surgeret alto!* wo eine die Mannshöhe andeutende Handbewegung dem Verständniss zu Hülfe kömmt. Und will man es elliptisch, durch *sic ut cupio,* erklären — durch welche Geberde liesse sich denn der Herzenswunsch andeuten?

Darum beruhigt man sich, meines Wissens allgemein, bei folgenden Parallelen: Sat. II, 3, 300:

Stoice, post damnum sic vendas omnia pluris!
Qua me stultitia . . . insanire putas?

d. h. meinen guten Wunsch für dich knüpfe ich an die Bedingung, dass du mir folgende Frage beantwortest. Eben so Tibull. I, 4, 1:

Sic umbrosa tibi contingant tecta, Priape,
Ne capiti soles ne noceantque nives:
Quae tua formosos cepit solertia?

Oder mit Nachstellung dieses bedingenden *sic:* Tibull. II, 6, 29:

Parce! per immatura tuae precor ora sororis:
Sic bene sub tenera parva quiescat humo!

Und etwas auffallender Tibull. II, 5, 121:

Adnue! sic tibi sint intonsi, Phoebe, capilli!
Sic tibi perpetuo sit tibi casta soror!

Denn ganz wörtlich gefasst enthält dieser Wunsch eine arge Drohung und eventuelle Verwünschung gegen

Apollo, wenn er nicht willfahre; während doch der Dichter nichts anderes sagen will, als: *sic* (oder *si adnueris*) *tuam caesariem Dianaeque castitatem carmine celebrabo*. Eben so lässt Medea in Eur. Med. 714 auf ihre Bitte *οἴκτειρον!* folgen:

οὕτως ἔρως σοι πρὸς θεῶν τελεσφόρος
γένοιτο παίδων καὐτὸς ὄλβιος θάνοις!

Allein mit allen diesen Stellen hat jenes *Sic te, diva potens Cypri* troz aller äusseren Aehnlichkeit doch keine Verwandtschaft. Denn nach Analogie jener Wunschformel würde hier Horaz das Schiff um Virgils richtige Beförderung bitten, und unter dieser Bedingung ihm eine glückliche Fahrt wünschen — also die Mittel zur glücklichen Landung als Belohnung der glücklichen Landung. Ist das poetisch? oder auch nur vernünftig?

Diesem Bedenken und jenen Zweifeln über die Interpunktion, die der Aufsaz von Obbarius im Philologus XI, 4, p. 650—656 verzeichnet, hilft eine leichte Verbesserung ab:

Sic te diva potens Cypri,
Sic fratres Helenae, *lucida sidera*,
ventorumque regat pater
Obstrictis aliis praeter iapyga,
Navis, quae tibi creditum
Debes Virgilium, ut finibus Atticis
Reddas incolumem, *precor*,
Et serves animae dimidium meae!

So erfleht Horaz mit *sic* die Bedingungen einer glücklichen Fahrt von den verschiedenen Gottheiten, deren Schuz der Schiffer bedarf: von der *Venus marina* (Od. III, 26, 5. IV, 11, 15) eine so ruhige See, von Castor und Pollux (Od. I, 12, 26) einen so heiteren Himmel, von Aeolus einen so günstigen Fahrwind, dass das Schiff seine Pflicht erfüllen könne. Begreiflich bezieht sich

nun *precor* auf *regat*, nicht auf *reddas et serves*, und enthält die ganze Periode nicht erst einen Wunsch für- und dann eine Bitte an das Schiff, sondern nur eine Bitte an jene drei Gottheiten, dem Schiff, das er anredet, die Lösung seiner Aufgabe möglich zu machen.

Gern möchte ich der Textesänderung überhoben sein; allein das consecutive *ut*, ὥςτε ist nicht so leicht zu ergänzen, wie das finale *ut*, ὅπως, am wenigsten, wenn ein präparatives *sic* vorangeht. Die Elision in *Virgilium ut* an dieser Stelle des Asclepiadeus ist unbedenklich; vgl. I, 21, 14. III, 13, 5. 24, 2. 25, 3. 30, 40. Ein Uebersezungsversuch wäre folgender:

Mag dich Cyperns Beherrscherin,
Mag als helles Gestirn Helenas Brüderpaar
So dich leiten, und Aeolus
Keinen anderen Wind senden als West allein —
Dich, Schiff, das den Virgilius
Trägt, als heiliges Pfand — dass du nach Attica
Ihn hinbringen und mir in ihm
Meines Wesens und Ichs Hälfte bewahren kannst!

* * *

Diess war bereits im Philologus XV, 2 S. 352 gedruckt, als O. F. Gruppe, derselbe, welcher vor zwei und zwanzig Jahren in seiner „Römischen Elegie“ die tibullischen Gedichte auf höchst geistreiche Weise und mit wahrhaft dichterischem Sinn zu grösseren Dichtungen, zu „Liebesromanen in Elegieen“, zusammenordnete und eine construktive Kritik übte, nun seinen „Minos“ erscheinen liess, der durch die Strenge und Kühnheit einer destruktiven Kritik seinen nächsten Vorgänger Hofman Peerlkamp ganz in den Hintergrund drängt. Auch dieser dritten Ode ergeht es weit schlimmer als bei Peerlkamp; denn Gruppe versichert S. 313, „dass das Gedicht

„mit den ersten zwei Strophen fertig, schön und rund sei „und nichts folgen könne, auch wenn es das vortrefflichste „wäre.“ Einfach unstreitig wird so das Gedicht; eine achtzeilige Periphrase des Gedankens oder Gefühls: „Glückliche Reise!“ Ob es aber so noch ein lyrisches Gedicht bleibt? Und besonders kurz unstreitig! aus einer einzigen Periode bestehend, also ohne allen Fortschritt, gleich einem Epigramm, nur zugleich ohne Pointe. Zwar besteht das Weihgedicht an Diana III, 22 gleichfalls nur aus acht Versen und nur aus Einer Periode, aber doch aus zwei Theilen, aus dem allgemeinen Lob der Göttin und aus dem besondern Weihungsakt der Pinie. — Alles folgende nennt Gruppe „Trivialitäten, denen man nur unter den Hut zu sehen braucht“, um sie als fremdes Anhängsel zu erkennen. Ich sah ihnen mehr als einmal (so wie man thun muss) unter den Hut und erkannte in den ersten acht Versen, die nach Gruppe das ganze Gedicht ausmachen sollen, nur den Eingang zu dem Thema: „Angst um den Freund“. Dieses Thema selbst aber liegt nur in einer stummen Pause nach dem achten Vers, in welcher dem Dichter die Gefahr des auf der See schwebenden Freundes, mit Erinnerung an seinen eigenen Schiffbruch auf demselben Seeweg, vor die Seele tritt. Das ausdrückliche Bekenntniss dieser Angst wird vertreten und ersezt durch die unmittelbar auf das Gebet an die betheiligten Gottheiten folgende Reflexion; Denn in dieser liegt eben das Motiv seiner Angst. Diese Reflexion lautet: Warum geht doch mein Virgilius zu Schiff und über See? Das Meer beschiffen ist Tollkühnheit, ist sogar Frevel, als menschlicher Troz gegen die Natur; ein Frevel, zu dem die Menschheit leider überhaupt hinneigt. Das erste Signal dazu gab Prometheus durch den Raub des Feuers, welches die Grundbedingung aller Kunst und Civilisation ist, zugleich aber

der Tod jenes patriarchalischen Naturlebens, „wo Gott die Menschen schuf hinein". Dann Dädalus, Hercules. Und diese frevelhafte Neigung pflanzte sich fort bis auf unser Geschlecht, welches den Göttern es gleich thun will; Rom selbst durch sein Streben nach der Weltherrschaft, die doch dem Jupiter vorbehalten bleiben soll, Roms Grössen durch ihren Hochmuth und Ehrgeiz; daher stammen auch unsere heutigen Leiden und jene göttliche *ultio,* welche auch Tacitus Hist. I, 3 anerkennt. In solcher Weise fühlt und spricht Horaz hier als weichgestimmter, gottesfürchtiger, demüthiger Mensch mit derselben poetischen Berechtigung, mit welcher er anderwärts als patriotischer Römer Roms Weltherrschaft als ein Glück und als Roms göttliche Mission betrachtet.

* * *

Od. I, 7.*)

Laudabunt alii claram Rhodon aut Mitylenen.

Diese Ode ist nach meiner festen Ueberzeugung troz Lübkers Bemühen, ihre Einheit nachzuweisen, in zwei Gedichte zu zerlegen. Die ersten 14 Verse bilden ein Selbstgespräch, mit dem Gedanken: „Mögen „andere für welthistorische Städte schwärmen, ich schwär-„me für das unberühmte liebliche Tibur." Dieser allerdings höchst einfache und völlig tendenzlose Gedanke ist des Horatius so würdig und so unwürdig, wie sein *Persicos odi puer apparatus* u. a., oder Göthes Gedicht an die „süsse Pomeranze," die in seinen Schoos fallen soll. Solche Kleinigkeiten, oder für manchen Leser „Nichtigkeiten," hat Horaz recht eigentlich im Sinn, wenn er

*) Aus dem Gymnasialprogr. v. J. 1853. „Scherflein zum Verständniss des Horatius." Daraus auch viel des Folgenden.

seine Gedichte *nugas* nennt, und seine Bemerkung Ep. II, 3, 320 enthält neben dem praktischen Rath für die Dichter zugleich einen Vorwurf für das römische Publikum, dass es in seiner Nüchternheit und Einseitigkeit blos für einen interessanten oder nüzlichen Stoff Sinn habe, und dass *versus inopes rerum nugaeque canorae*, d. h. Verse, deren Zauber in ihrer poetischen Form besteht, und die auf ein griechisches Gemüth schon durch ihre blose Musik wirkten, für den allzu praktischen Sinn des Römers keinerlei Bedeutung und Anziehungskraft besizen.

Einer Trennung des Gedichtes tritt freilich das meinekische Gesez von der vierzeiligen Strophe entgegen. Wenn ich aber dessen Gültigkeit nicht anerkenne, so stehe ich nicht allein.

Die folgenden 18 Verse bilden eine Ansprache an Plancus, die mit dem vorigen lediglich das Versmaass und die Erwähnung von Tibur gemein hat, zwei Aehnlichkeiten, die zur Verschmelzung beider Gedichte in Eines wahrscheinlich den Anlass gaben. Je mehr ich mich freue, in dieser nicht ganz neuen Kezerei mit dem ehrwürdigen G. F. Grotefend zusammen zu treffen, desto grösser mein Bedauern, dass derselbe sich nicht ausführlicher über den Inhalt dieses Gedichts an Plancus verbreiten mochte, in Erschens Encycl. u. d. Artikel Horatius S. 471. Ich denke so: Plancus, an den Horaz dieses Gedicht richtet, ist nach allgemeiner Annahme einerlei Person mit dem aus der Geschichte bekannten Munatius Plancus. Dieser ist übel berufen, als unstäter Parteigänger, ja als Verräther; Vorwürfe, die in einer Zeit politischer Zerrissenheit, wo auch der Bestgesinnte nur selten weiss, in welchem Lager die gute Sache zu finden ist, und sie bald hier bald dort sucht, bis ihn die vorgefundene Unvernunft oder Unsittlichkeit bald von hier bald von dort wieder verscheucht, nicht Gewicht genug haben,

um uns über Horazens Freundschaft mit solch einem Charakter in Verwunderung zu versezen. Nach dem Grundsaz: *Quilibet praesumitur bonus*, *donec probetur contrarium*, dürfen wir seinen moralischen Werth nicht nach seinen politischen Handlungen beurtheilen. Doch thut diess hier weniger zur Sache.

Die Thatsachen, die über des Plancus Persönlichkeit aus dieser Ode hervorgehen, sind folgende:

1) Plancus stand bei Abfassung dieser Ode eben im Lager. Diess erhellt deutlich aus dem grammatischen Gegensaz von *seu te castra tenent seu umbra tenebit.*

2) Er war voll Missmuth: *Tristitiam finire memento!* Und nicht etwa über vorübergehende Kriegsstrapazen, *belli labores*, sondern über *vitae labores.*

3) Tibur stand ihm nahe, sei es, dass er ein Landgut dort besass und so Horazens Gutsnachbar war, oder dass er die dortige Gegend nur liebte: *Tiburis umbra tui.*

Die Vermuthungen, die ich hierauf gründe, sind folgende:

Plancus stand damals (vor der Schlacht bei Actium) im Lager des Antonius, vielleicht in Ephesus, wo er mit andern (nach Plutarch. Anton. 56) sein Parteihaupt beschwor, die Cleopatra nach Aegypten zurückzusenden; er sah, als er kein Gehör fand, den traurigen Ausgang des Kampfes voraus, und sehnte sich, dem Trübsinn und der Hoffnungslosigkeit hingegeben, in die Zurückgezogenheit einer Landstadt, fern von aller Politik und allem Parteigetriebe. Diese Zustände sind wahre *vitae labores* und der Grund seiner *tristitia.*

Horaz, mit der Lage und Stimmung des Freundes bekannt, ermahnt ihn — nicht etwa zum Leichtsinn, als sei das, was ihn drücke, des Kummers nicht werth,

sondern nur — dem Trübsinn nicht ganz zu verfallen; mit dem Motiv: „auch der edle Teucer, im Begriff mit dem Fluch seines Vaters beladen seinem Vaterland auf ewig den Rücken zu kehren, — also gewiss nicht minder berechtigt zur Schwermuth als Plancus, — hat es nicht für gemüthlosen sträflichen Leichtsinn gehalten, seine Trauertage durch eine heitere Stunde beim Becher zu unterbrechen und so den Lebensmuth seiner Leidensgenossen neu zu beleben."

Einen solchen Geist der Zusprache lese ich auch in den Anfangsversen:

Albus ut obscuro deterget nubila coelo
Saepe notus neque parturit imbres
Perpetuos, sic tu sapiens finire memento
Tristitiam vitaeque labores
Molli, Plance, mero.

Wo ist denn hier das *tertium comparationis*, wenn (nach der üblichen Erklärung) der Südwind mit Himmelsklarheit und Regengüssen stets wechselt, während dessen Gegenbild, Plancus, seine Traurigkeit ein für allemal beenden soll? Die Auflösung ist folgende: *Finire* bedeutet hier gar nicht beendigen, sondern beschränken, *definire*, ganz wie bei Cic. Finn. II, 9, 27. *An potest cupiditas finiri? Tollenda est atque extrahenda radicitus! . . Ergo et avarus erit, sed finite, et adulter, verum habebit modum.* Und Ovid. Fast. V, 65. *Finitaque certis legibus est aetas, unde petatur honos.* Als Philosoph, *sapiens*, soll Plancus in seinem Unmuth den *modus in rebus*, an welchem man den wahren Philosophen erkennt, nicht vergessen. Diese Beschränkung geschieht aber eben so gut durch Abwechslung mit Heiterkeit, als durch Herabstimmung des Unmuths.

Diese Deutung von *finire tristitiam* gibt nicht nur der Umschreibung durch *memento* eine besondere Beziehung,

sondern wirkt auch auf das Verständniss des folgenden *molli*. Ist *molli* Ablativ oder Imperativ? Orelli nennt die Auffassung als Imperativ „wunderlich", warum, weiss ich nicht; dagegen sehe ich einen Grund, sie für die richtigere zu halten: den subjectiven Zustand seines Kummers kann Plancus nach Gefallen *finire;* aber die objectiven Ursachen desselben, die *labores vitae*, kann er nicht *finire*, weder beschränken noch beendigen; diese kann er nur *mollire*. Da bleibt freilich eine Hinterthür offen, Zeugma genannt; aber wem die Hauptthür offen steht, thut nicht wohl, zur Hinterthür einzugehn.

* * *

Od. I, 28.

(Vortrag bei der Philologenversammlung in Erlangen 1851.)

Nach einem Märchen aus der Schulwelt stellte einst ein Lehrer an seinen Schüler die Frage: Was weisst du von Archȳtas?" und der Schüler antwortete: „Erstens, „dass er Archȳtas hiess; dann, dass er durch Schiffbruch „in der Nähe von Unteritalien umkam, und dass ihn „Horaz darstellt, wie er vom Meer ans Ufer ausgeworfen „einen vorübergehenden Schiffer um ein ehrliches Be-„gräbniss anfleht." Die erstere Antwort war unbestreitbar richtig; die zweite galt viele Jahrhunderte lang für eben so richtig, nach Anleitung von Horazens alten Scholiasten.

Neuerlich aber ist besonders durch Weiske ziemlich festgestellt, dass der tragische Tod des Archytas auf keiner andern Autorität beruht als auf der vorliegenden des Horaz, und zwar auf einer Missdeutung der Worte *pulveris exigui munera.* Diese sollen nach Acron die entbehrte Wohlthat eines Grabes bedeuten, nach dem beliebten Gebrauch: *res pro defectu rei.* Unbefangen angesehn besagen sie jedoch nichts als „die Gabe von etwas Staub" zu dem Grab, welches die Gebeine des Archytas

umgibt und so zusammenhält, *cohibet.* Nehmen wir dagegen mit Acron an, dass Archytas eines Grabs entbehrte, unbeerdigt da lag, wie konnte da der Dichter *cohibent* gebrauchen? Wollte er ausdrücken, dass eben der Mangel an Begräbniss ihn nicht in den Orcus und zur Ruhe gelangen lasse, ihn auf der Oberwelt zurückhalte, so musste er nothwendig *retinent* sagen; denn *cohibere* hindert blos das Auseinanderfallen, nicht das Weitergehn.

Somit nehme ich als ausgemacht an, dass Archytas in der Nähe von Matinum in einem ordentlichen Grabe ruhte und nicht als ausgeworfene Leiche um ein Grab zu bitten brauchte.

Nun gehn aber die Ansichten der Gelehrten über die Art, wie die Anrede an den Archytas mit der zweiten Anrede an den Schiffer zusammenhängt, weit auseinander. Die einen sehen in dem ganzen Gedicht einen Monolog, die andern einen Dialog, den sie jedoch wieder verschieden unter verschiedene Personen vertheilen. Die Zeit verbietet mir diese Ansichten aufzuzählen, und noch mehr, sie genau zu prüfen. Gewiss aber fühlt keiner der Ausleger durch eine derselben sich selbst völlig befriedigt — ausser, wenn er Horazens Kunst und Geschmack preis geben will! Denn das Hauptthema ist nach der jezt herkömmlichen Auffassung doch offenbar die Bitte um Beerdigung, die erste Hauptperson ist doch gewiss der Unbeerdigte, (der mit dem längst beerdigten Archytas nicht identisch ist,) dann die nächste ist der vorbeifahrende Schiffer, und erst in dritter Reihe folgt Archytas, eine Nebenperson. Dieser steht mit dem Unbeerdigten in keinem andern Verhältniss, als dass er, wie tausend Millionen andere, gleichfalls todt ist und etwa, dass er in derselben Gegend todt liegt. Und doch füllt die Anrede an diese Nebenperson mit ihrer

Amplification und Exemplification die volle Hälfte des Gedichts!

Was nicht zusammentaugt, das thut am besten sich zu trennen; wenn sich ein gordischer Knoten nicht lösen lässt, muss er zerhauen werden, wie auch der weise Salomo in einem desperaten Falle dachte.

Es sind zwei verschiedene, selbständige Gedichte, durch ein Versehn der Abschreiber in eines vereinigt.

Das erste derselben reicht bis V. 16. *Et calcanda semel via leti*, und würde nach moderner Sitte die Ueberschrift führen: Gedanken am Grabe des Archytas. Dieser berühmte, hochgeachtete Staatsmann und Philosoph aus Tarent lag, wie wir aus dieser Ode vernehmen, unweit des Vorgebirges Matinum begraben; warum nicht in Tarent selbst, weiss ich nicht, auch ist mir nicht bekannt, dass sich Tarents Herrschaft in dessen Blüthezeit, welche mit Archytas zusammenfällt, so weit nordöstlich nach Italien hinauf erstreckt habe, dass etwa Archytas bei Matinum Güter besessen haben könnte. Kurz, er lag dort begraben, in Apulien, unweit von Horazens Heimathsort Venusium. Die Gräber berühmter Männer wurden von geistesverwandten Seelen im römischen Alterthum so gern besucht als heut zu Tage, sogar mühsam aufgesucht, wenn sie unbekannt waren, wie das Grab des Virgilius, des Archimedes. So begrüsste auch Horaz das Grab des berühmten Archytas; denn ohne dass er selbst eine specielle Kenntniss der pythagoreischen oder überhaupt der speculativen Philosophie verräth, hegte er doch grosse Achtung vor allen philosophischen Bestrebungen, wenn sie auch über das praktische Interesse und vielleicht auch über seinen Horizont hinausreichten. Ich erinnere mich keines eigentlichen Spottwortes über irgend einen geachteten Philosophen, der sich an die Ergründung unergründlicher Weltgeheimnisse

gewagt hatte; denn etwaige Ausbrüche eines lebenslustigen Humors, in denen er *Vanitas vanitatum vanitas!* singt und „all sein Sach auf nichts gestellt haben will," können nicht als Glaubensbekenntniss zählen; sein Spott trifft nur diejenigen Philosophen, die über der Speculation das wirkliche Leben vergassen, und sich als Aretalogen, Zeloten, Caricaturen im practischen und geselligen Leben lächerlich oder lästig machten. Archytas aber war ja als praktischer Staatsmann und Feldherr eben so berühmt wie als Philosoph. Daher thut Kärcher gewiss sehr unrecht, wenn er in dem, was Horaz über Archytas sagt, Satire auf dessen metaphysische Uebersteigungen findet; wie überhaupt die Neigung, in Horaz einen Spötter und Lacher zu sehn, auch nach Jacobsens Aufklärungen und Warnungen immer noch zu sehr vorherrscht, und seinem kritischen Verständniss eben so wie seiner sittlichen Würdigung Schaden bringt.

Wie Schiller den französischen König an der Leiche des Länderbezwingers ausrufen lässt:

Furchtbarer Talbot, unbezwinglicher!
Nimmst du vorlieb mit so geringem Raum?
Und Frankreichs weite Erde konnte nicht
Dem Streben deines Riesengeistes gnügen!

eben so und mit demselben wehmüthigen, von allem Spott himmelweit entfernten Gefühl spricht Horaz am Grab des Metaphysikers. „Im Leben hast du die ganze Erde mit „deinem Geist umfasst und beherrscht, jezt nimmst du „vorlieb mit einer Handvoll Staubes, der deine Gebeine „deckt; im Leben weilte dein hoher Geist in den höch„sten Regionen, in welche dich die Speculation emportrug, „verkehrtest du gleichsam mit den Göttern; jezt ruhst „du doch wie ein gewöhnlicher Mensch unten im Grabe! „Das gleiche Schicksal traf von jeher jeden, der hoch„sinnig und hochbegabt im irdischen Leben sich zum

„Ueberirdischen emporschwang; Tantalus, Tithonus, Mi-„nos, Freunde der Himmlischen, mussten doch sterben; „ja Pythagoras, dein grosser Vorgänger, sogar zweimal; „denn die Natur fordert für jede Geburt und für jedes „Leben jedesmal auch einen eigenen Tod. Jeden erwar-„tet die Todesnacht und der Todesweg, den er wenigstens Einmal (diess bedeutet hier *semel,* eben mit Be-„zug auf des Pythagoras zweimaligen Tod) gehn muss.“

Auf diese Weise schliesst freilich die Betrachtung mit einem sehr allgemeinen, nüchternen, abgedroschenen Gedanken ab, und hinterlässt etwas unbefriedigendes. Dagegen folgt drei Verse später ein ähnlicher Gedanke, der daselbst die Gedankenreihe so auffallend stört, dass manche Kritiker ihn hinauswerfen:

Mixta senum ac juvenum densentur funera; nullum
Saeva caput Proserpina fugit.

Denn das unmittelbar folgende *Me quoque* kann sich unmöglich an diesen allgemeinen Gedanken anschliessen, sondern nur an den specielleren: *Exitio est avidum mare nautis.* Ausserdem gaben jene Verse noch Anstoss durch die Umkehrung des natürlichen Gedankens: „niemand entflieht dem Tod,“ in den unnatürlicheren: „der Tod flieht vor niemandem.“ Aber derselbe Kärcher, dessen Ansicht ich vorhin verwarf, nimmt sie mit vollem Recht in Schuz; diese Fassung ist pikant, ohne unnatürlich zu sein; sie gewinnt aber zugleich eine neue Bedeutung, wenn man dieses an dieser Stelle unstatthafte Distichon hinauf versezt und zum Schlusstein des ersten Gedichtes macht. Der allgemeine Gedanke: „alles muss sterben“, wird durch die Fortsezung specialisirt: „die Jugendkraft steht, dem Tod gegenüber, auf gleicher Stufe mit der Altersschwäche, und — was *implicite* in dem ganzen Gedicht liegt — die Geistesgrösse mit der Mittelmässigkeit; vor nichts und niemand, vor keiner

Kraft und Macht hat Proserpina jemals die Flucht ergriffen.“

Mit V. 17. *Dant alios Furiae* beginnt das zweite Gedicht: Eine Phantasie den Dichters, auf Anlass einer bestandenen Lebensgefahr. Horaz hat einstmals Schiffbruch gelitten in der Gegend von Unteritalien, wie aus seinen bekannten Anspielungen gewiss ist, zu denen sich vielleicht auch Od. III, 3, 5 rechnen lässt: *nec auster, dux inquieti turbidus Adriae;* zu welcher Zeit, sagt er nirgend; aber da wir nur von Einer Seereise wissen, von seiner Reise nach Athen vor der Schlacht bei Philippi und seiner Rückreise und Flucht nach dieser Schlacht, so ist es am natürlichsten, dieses Abenteuer in jene Zeit seiner Flucht aus Griechenland zu verlegen. Was ihm damals beinahe widerfahren wäre, im Meer zu ertrinken und dann vielleicht von den Wogen ausgespült zu werden, unbegraben am Ufer zu liegen, bis eine mitleidige Seele ihm eine Bestattung und mit ihr die Todesruhe schenken würde — alles diess stellt er hier als Wirklichkeit dar, so, wie seine Phantasie sie ihm in jenen Stunden der Lebensgefahr und Todesangst vorgemalt hatte. Theodor Körner hat seinen schönen „Abschied vom Leben“ (Die Wunde brennt u. s. w.) sicher nicht in Reimen ausgesprochen, während er in seinem Blute schwamm; erst nach seiner Genesung hat er seine damaligen Gefühle und Vorstellungen künstlerisch reproducirt. Eben so Horatius. So ist dieses Gedicht ein Gegenstück zu jener Ode II, 13. *Ille et nefasto te posuit die*, in welcher er seinen durch eine ähnliche Lebensgefahr erregten Gefühlen Worte leiht; dieses Gedicht unterscheidet sich von dem unseren fast nur durch die Worte *quam paene*, indem hier die Erinnerung an die überstandene Gefahr sich nur allmählich zu dem Gefühl, als sei er ihr wirklich erlegen,

steigert und in eine förmliche Vision übergeht, in der er das Todtenreich mit all seinen Einzelheiten zu sehen glaubt; dort aber, in unserem Gedichte, tritt der Dichter gleich anfangs nicht als blos Gefährdeter, sondern als wirklich Verunglückter auf.

Wenn ein Dichter ich sagt, ohne irgend anzudeuten, dass er dramatisire und im Namen einer andern Person spreche, muss man nach allen Gesezen der Logik, Poetik und Rhetorik annehmen, dass er wirklich sich selbst meine. *Fiat applicatio!* Dass unter *me quoque* wirklich Horatius selbst zu verstehn, mithin das ganze Gedicht als Monolog des Dichters selbst zu fassen sei, das ist doch wahrlich die einfachste Annahme. Hätte Göthe in seinem „Geistesgruss" nicht des „Ritters edlen Geist" als den Redner genannt, so würde man, freilich nicht ohne Verwunderung, den Dichter selbst als den Grüssenden betrachten; wenn Horaz Od. I, 15 nicht den Nereus als den Propheten genannt hätte, so würde man nothwendig ihn selbst für den Propheten halten müssen.

Nur Ein Ausleger — ich erinnere mich nicht welcher — erkennt in der Klage des Verunglückten eine „Anspielung" auf Horazens ähnliche Lebensgefährdung. Das ist nicht genug, aber doch mehr als wenn man unter dem Redenden irgend einen Schatten versteht, wie mehrere thun. Wäre diess richtig, so liessen sich zwei Fälle denken: entweder die ganze Scene hat eine historische Grundlage und Beziehung, oder sie ist ein reines Phantasiegebilde. Im ersten Fall, wozu diese Schweigsamkeit über die thatsächliche Grundlage? Im zweiten Fall, wenn der Verunglückte reine Fiction ist, warum gibt er dem selbstgeschaffenen Helden seines Gedichts nicht nach Dichterrecht und Dichterpflicht Individualität, und beschränkt sich, ihn der Phantasie seines Lesers lediglich als einen Jemand, ohne Namen, ohne

Gestalt, ohne Gesicht vorzuführen? Für eine solche Allgemeinheit lässt sich kein Interesse noch Mitgefühl erregen. Wenn Göthe etwas ähnliches in seiner natürlichen Tochter that, so hatte er dabei einen tieferen Zweck, der ihm mehr galt als die Anschaulichkeit; aber jeder wird das Gefühl theilen, welches ein berühmter Dichter einst in die Worte fasste: „Die Personen haben ausser der Eugenie gar keine Gesichter!"

Und nun noch eine Frage. Das zweite Gedicht beginnt:

Dant alios Furiae torvo spectacula Marti.

Seit wann sind denn die Furien Mordgöttinnen wie etwa die *κῆρες θανάτοιο* oder die Walkyren, ohne Bezug auf eine Schuld und auf früher vergossenes Blut, das um Rache schreit? Die moderne „Kriegsfurie, die an der Donau los ist," wird niemand für eine antike Personifikation halten wollen. Daher muss die Nennung der Furien hier nothwendig eine besondere Beziehung haben. Es sind die Rachegeister des ermordeten Julius Cäsar, die nämlichen, die dem M. Brutus vor der Schlacht bei Philippi das Gespenst Cäsars erscheinen liessen, die nämlichen, die ihn zur unzeitigen Verzweiflung und zum Selbstmord trieben, und seine Mitschuldigen und Anhänger theils in der Schlacht dem Schwert von Cäsars Rächern erliegen liessen, theils nach der Schlacht auf ihrer Flucht verfolgten. Zu den lezteren gehört Horatius. Der Schiffbruch, den er als Mitglied der anticäsarischen Partei erlitt, war das Werk von Cäsars Furien. Es ist derselbe Glaube an eine Nemesis, die den halb oder ganz Unschuldigen die Schuld des Ahnen oder des Gefährten mitbüssen lässt, wie er ihn anderswo ausspricht: *Saepe Diespiter neglectus incesto addidit integrum*, und: *Remi sacer nepotibus cruor*. So gefasst gewinnt der Anfang des Gedichts eine individuelle

Beziehung, ohne welche er ein bedeutungsloser, matter Gemeinspruch bleiben würde.

Und nach dieser Darlegung wage ich noch eine leichte Vermuthung, gestüzt auf die Thatsache, dass *avidis* eine wohlbegründete Lesart neben *avidum* ist, und auf das Gefühl, dass *avidus* ein müssiges Epitheton sowohl von *mare* als von *nautis* wäre; die Vermuthung, dass Horaz schrieb:

Exitio est aliis mare nautis.

„Die Feinde Cäsars sind theils auf dem Schlachtfeld gefallen, andere, wie ich, müssen als Schiffende ertrinken.“

Nun erwarte ich freilich zwei Einwendungen. Erstens: „Wie sollen denn diese zwei Gedichte in Eines zusammengewachsen sein?“ Das weiss ich allerdings nicht; aber wer den homerischen Hymnus auf Apollo in zwei Hymnen schied, wer Pindars Isthm. III in III und IV zerlegte, wer die 7 Bücher von Xenophons Hellenica in zweierlei Werke zu 2 und 5 Büchern trennte, oder wer ähnliche Entdeckungen machte, der wusste auch nicht, wie der Irrthum entstanden, und fand doch bei dem Gewicht der inneren Wahrscheinlichkeit Glauben. In der horazischen Kritik selbst — um von Peerlkamps Verwandlung der ersten Oden des dritten Buchs in Ein *Carmen gnomicum* zu schweigen — bekenne ich mich zu denen, welche die Ode *Laudabunt alii* in zwei Oden auflösen, in v. 1—14: Loblied auf das stille unberühmte Tibur; dann in v. 15—32: Ermunterung an Plancus, seinen Trübsinn auch im Wein zu ertränken! Aehnliche Irrungen in der modernen Literatur hat erst die Allgemeinheit der Sitte von Ueberschriften und Büchertiteln verhütet. — Und doch lässt sich sogar ein Anlass zu der Vereinigung beider Gedichte in Eines errathen. In beiden ist von Todten und von Begräbniss die Rede, in beiden von Unteritalien, in beiden herrscht einerlei Versmaass, — für Acron Versuchung

genug, um sie für zwei Theile Eines Ganzen zu halten, und nach dem mangelnden Zusammenhang durch historische Notizen von eigner Fabrik nachzuhelfen.

Eine zweite Einwendung: Die ungetheilte Ode zählt 36 Verse, welche mit 4 dividirt netto 9 Tetraden oder horazische Strophen zu 4 Versen geben. Nach meiner Trennung aber besteht die erste Ode aus 18, die zweite gleichfalls aus 18 Versen, also eine Zahl, welche dem horazischen Gesez vierzeiliger Strophen, welches Meineke entdeckt hat, offenbar widerstrebt. Diese Entdeckung meines Freundes Meineke steht aber bereits in solchem Ansehen, dass man hie und da ganze Verse für unächt erklärt hat, nur um in den Rest mit 4 dividiren zu können. Also muss eine blose Conjectur, welche dieses Ebenmaass zerstören würde, schon darum Widerspruch finden.

Meine Erwiderung lautet: Ich will die Evidenz der meinekischen Entdeckung hier auf sich beruhen lassen; jedenfalls aber darf man blos die eigentlichen Oden diesem Gesez der Vierzeiligkeit unterwerfen, nicht aber die horazischen Elegieen. Denn viele sogenannte Oden sind dem Geist nach Elegieen, im modernen Sinn (ihrem Inhalt nach) ganz, und im antiken Sinn (ihrem Versmaass nach) wenigstens halb. Horaz hat — ich weiss nicht ob nach einer subjectiven Antipathie oder aus Neuerungslust — den Pentameter durchaus verschmäht, dafür aber die alte Form des elegischen Distichon modificirt, indem er dem Hexameter bald einen jambischen Senar (I, 4 und Epod. 16), bald einen dactylischen Tetrameter (I, 7 und 28 und Epod. 12), bald einen halben Pentameter (IV, 7), bald einen andern kürzern Vers angefügt hat, jedoch niemals einen Pentameter. Die Elegie aber ist bisher noch keinem Zahlengesez jener Art unterworfen worden, wie neuerdings auch der Hesiodus; und

eine der horazischen Elegieen dieser Art, die schöne 16. Epode: *Altera jam teritur bellis civilibus aetas* sträubt sich wirklich mit ihren 66 Versen eben so wie unsere vorliegenden Gedichte gegen die Vierzeiligkeit, wenn man nicht die sprachlich ganz unverdächtigen Verse 60 und 61 als unächt herauswerfen, statt sie nach Peerlkamps Rath hinter v. 52 zu versezen.

Gesezt nun, dass ich Sie von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugt habe, so verlieren wir allerdings ein horazisches Gedicht von ansehnlichem Umfang und von einer vermeintlich so tiefsinnigen Anlage, dass die scharfsinnigsten Kritiker über Inhalt, Zweck und Gedankengang die verschiedensten Ansichten hegen und von einer Verständigung noch weit entfernt sind, und wir gewinnen dafür zwei Gedichtchen, denen man mit dem ersten Blick auf den Grund sieht wie einem seichten Bächlein, Gedänkchen, hinter denen nichts, gar nichts ist, und die in Vergleich mit den grossartigen Schöpfungen der Iliade und der Antigone kaum der Mühe werth scheinen aufgeschrieben zu werden, geschweige denn auf die Nachwelt zu kommen — und doch sind die Gedichte dieser Art oft Perlen der lyrischen Poesie, die wir in Catulls, Göthes, Rückerts Sammlungen schmerzlich vermissen würden. Momentane Gefühle, wie sie irgend ein äusserer Eindruck hervorruft, sind in ihnen in Worte verwandelt, sie sind gleichsam amplificirte Interjectionen; kurz, sind wahre Gelegenheitsgedichte, im besten Sinn, ganz verschieden von der Tendenzpoesie, an der unsere heutige Dichtkunst krankt, und von jenen allerhöchsten Orts bestellten Arbeiten, wie *Qualem ministrum* und das *Carmen saeculare;* sie sind Gelegenheitsgedichte, wie sie Göthe im Sinn hat:

Willst du ein wahrer Dichter heissen,
Musst du nicht Helden und Hirten preisen;

Hier ist Rhodus, hier tanze, du Wicht,
Und zur Gelegenheit mach ein Gedicht!

Od. II, 7, 5.

O saepe mecum tempus in ultimum.

Man nimmt ohne weitere historische Zeugnisse an, dass Horazens Freund und Kriegsgefährte, Pompejus Varus, dessen sich kein rettender Merkur annahm, nach der Niederlage bei Philippi eben so wie Statius Murcus, Cassius Parmensis u. a., nach Sicilien geflohen sei, um den Kampf für die Republik unter Sextus Pompejus fortzusezen. Die Bestätigung dieser Annahme findet sich in den unvollständig verstandenen Texteswort en selbst:

Te rursus in bellum resorbens
Unda fretis tulit aestuosis.

Diese sind so zu construiren: *Te unda resorbens rursus in bellum tulit*, *ad freta aestuosa.* Denn *fretis* ist kein Instrumentalablativ, sondern ein Dativus mit lokaler Bedeutung, wie Od. I, 12, 31 *ponto*, und I, 24, 28 *gregi*, und I, 28, 40. Sat. II, 5, 59 *orco.* Mit *freta aestuosa* aber ist Sicilien angedeutet; um es unverkennbar zu bezeichnen, musste Horaz *freto aestuoso* sagen; denn das *fretum Siculum*, welches in eben dem Krieg des Sextus Pompejus eine so bedeutende Rolle gespielt hatte, hiess dem Römer *fretum* κατ᾽ ἐξοχήν. Dieser Singular *freto aestuoso* wäre jedoch eine ganz prosaische, geographische Bezeichnung Siciliens. Darum zieht der Dichter den allgemeineren Plural *fretis aestuosis* vor (der dem deutschen Articulus indefinitus entspricht, „an eine brandungsreiche Meerenge“), nicht nur um blos anzudeuten statt zu bezeichnen, sondern auch um seinem Bilde treu zu bleiben; denn er stellt den Pompejus als einen Schwimmer dar, den die zurücktretende Fluth in die hohe See mit sich fortschwemmte und an Meeresstellen hintrug, wo er

am schwersten landen und am leichtesten verunglücken konnte.

Od. II, 20, 9.

Jamjam residunt cruribus asperae
Pelles, et album mutor in alitem
Superne; nascunturque leves
Per digitos humerosque plumae.

Man wird besser den zweiten Saz und Vers mit *alitem* schliessen, und den dritten mit *superne* beginnen; denn die Verwandlung in einen Schwan fand ja nicht blos *superne*, am obern Theil des Körpers statt; vielmehr wird das Zusammenschrumpfen der Beine am Unterkörper von der Befiederung der Finger und Schultern am Oberkörper geschieden; ein entbehrlicher Zusaz nach Art des homerischen *πόδας καὶ χεῖρας ὕπερθεν*. Für das poetische Hyperbaton von *que* gibt Orelli zu Sat. II, 3, 130 und 157 Beispiele genug aus Horatius.

Od. III, 1.

Odi profanum vulgus et arceo.

Die vielbesprochene Disposition dieser Ode ist so einfach, wie die in den drei Worten des Glaubens von Schiller. Es sind drei asyndetisch aneinander gereihte Theile, mit einem Eingang und einem Schluss; nur hat Horaz die Trichotomie seines Gedichts nicht in der Einleitung namhaft gemacht, wie der neuere Dichter.

Horaz will ein Lied ganz neuen Inhalts singen, aber nur für empfängliche Gemüther; als solche nennt er die Knaben und Mädchen, oder die Jünglinge und Jungfrauen, jedenfalls das junge Rom. Ihnen will er Lebensregeln geben, aber ganz im Widerspruch mit denen, welche sie von der profanen Welt erhalten, die *ab imo ad summum*

Janum nur Reichthum und Vergnügungen und etwa noch Ruhm als einzigen Lebenszweck anempfehlen; diesen Profanen, dem bereits erwachsenen Geschlecht, will Horaz sein Lied gar nicht gesungen haben, denn „auf diesem dürren Boden blüht keine seiner Rosen mehr.“

Die drei Worte, die das Geheimniss enthalten, den Menschen wahrhaft glücklich zu machen, sind 1) Religion, 2) Schuldlosigkeit, 3) Genügsamkeit.

1) Die Religion wird v. 5 bis 16 in zwei Erscheinungen dargestellt; sie ist erstens der Glaube an einen Gott als Herrn der Herren, der sich durch seinen Sieg über die gigantischen und titanischen Naturkräfte als eine höhere, eine geistige und sittliche Kraft, als den Gott der Humanität, Civilisation und Cultur geoffenbart hat, und die Welt ohne Anwendung grobmaterieller Mittel, blos durch seinen Willen und Wink allmächtig beherrscht; zweitens das Bewusstsein der menschlichen Vergänglichkeit, gegen welche kein Besiz, kein Adel, kein Edelsinn und Ruhm, keine Machtfülle schüzt; der Mensch soll bedenken lernen, dass er sterben muss, soll im Gefühl seiner Ohnmacht sich vor Hochmuth und Uebermuth hüten und in der Demuth bleiben.

2) Die Schuldlosigkeit wird v. 17 bis 24 empfohlen durch Ausführung des Spruches: Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. Mit *destrictus ensis* knüpft sich diese zweite Regel lose an die erste an: Wer nun als vergänglicher Mensch, dem der Tod beständig auf dem Nacken sizt, noch überdiess ruchlos ist, menschliche und göttliche Strafe stets fürchten muss, der hat auch im grössten Wohlleben keine ruhige, glückliche Stunde und jenen Schlaf nicht, der keinen Anspruch auf prächtige Bewirthung macht, und bei dem unschuldigen Landmann so gern einkehrt und weilt. Aller Nachdruck liegt auf dem Epitheton *impia*.

3) Die Genügsamkeit wird, als die dritte Bedingung eines glücklichen Lebens, von v. 25 an durch vier Strophen behandelt. Wer mit wenigem zufrieden ist, bleibt frei von den Aengsten, die der überseeische Handelsherr und der reiche Grundbesizer empfindet, so oft ein Sturm die Schiffe, oder Hagel, Wolkenbruch, Dürre die Aecker bedroht: umgekehrt wird der Reichste die Furcht und die Gefahr nicht los, selbst wenn er sich eine neue Welt baut; sie begleiten ihn über Wasser und Land, wie die Mäuse den Bischof Hatto.

Diesem lezten Theil lässt der Dichter nun als Schluss nicht eine Paränese folgen, wie der Eingang etwa erwarten liess, noch ein Resumé, sondern blos eine Anwendung des einen dritten Theiles auf seine Persönlichkeit: „Wenn Genügsamkeit zum Glück führt, so thu' ich „wohl, Pracht und Reichthum zu verachten und in länd„licher Gemüthlichkeit zu leben"; so dass das ganze Gedicht, obschon seinem Inhalt, Zweck, Eingang nach didaktischer Art, nun wie ein rein subjectives Selbstbekenntniss schliesst, und sich dadurch von aller Aehnlichkeit mit einer „gereimten Dogmatik", wie man die drei Worte des Glaubens genannt hat, frei macht. Diese Wendung, zu welcher niemand dem Dichter das Recht absprechen wird, hat die Ausleger zu der Ansicht verleitet, dass das Lob der Genügsamkeit das Thema der Ode sei, und die sechs ersten Strophen nur das *exordium* bilden.

Od. III, 2.

Ist diese erste der sechs zusammengereihten Oden *virginibus puerisque* bestimmt, um gute und glückliche Menschen aus ihnen zu machen, so richtet sich die zweite, auch ohne dass man *amici* statt *amice* schreibt, ausschliesslich an die römischen Jünglinge, die sich zu tüchtigen Männern und Römern bilden sollen. Auch dieses Römerthum ist an drei Bedingungen geknüpft:

1) Tüchtigkeit zum Krieg, in welcher der Dichter wiederum erst Abhärtung, dann Kraft und Muth, endlich Vaterlandsliebe bis zur Selbstaufopferung unterscheidet.

2) Politische Tüchtigkeit. Sie zeigt sich in der fleckenlosen Verwaltung glänzender Ehrenstellen, in der Unabhängigkeit von den Launen des Volkes und im Seelenadel.

3) Gottesfurcht, dargestellt durch ein einzelnes Beispiel von Frevel, den Verrath der eleusinischen Geheimnisse, ohne, wie nach der Behandlung von 1. und 2. die rhetorische Symmetrie verlangen würde, in ihre Theilgedanken aufgelöst zu werden.

Einer Erläuterung bedürfen die Worte nur von n. 2. *Virtus* wird durch den Zusaz *repulsae nescia sordidae* sogleich als *civilis virtus* im Unterschied von der oben behandelten *bellica virtus* gekennzeichnet. Jenes Beiwort führt sie, weil sich der rechte Staatsmann nie der Gefahr aussezt, erfolglos um eine Würde zu werben, und sich, wie bisweilen geschah, zur Annahme der Wahl lieber nöthigen lässt, mithin nie die Erfahrung einer *repulsa* macht. Bei *Intaminatis fulget honoribus* liegt aller Nachdruck auf dem Particip, als hiesse es: *ita fulget honoribus, ut eos non contaminet:* er konnte aber die Würde, die er bekleidete, beflecken theils durch unerlaubte Mittel vor der Wahl, theil durch Missbrauch seiner Gewalt während der Amtsführung.

Nec sumit aut ponit secures arbitrio popularis aurae darf nicht auf Annahme und Niederlegung einer Würde bezogen werden. Denn wie kann denn ein Consul das Consulat annehmen (*sumere*) anders als *arbitrio populi?* Und wie oft kömmt denn in der römischen Geschichte der Fall vor, dass ein Würdenträger sein Amt und die fasces *arbitrio populi* niederlegt, *ponit?* Vielmehr ist *sumere* et *ponere secures* nur eine Umschreibung der einzelnen

Amtsakte. Denn so oft der Consul eine bedeutendere Amtshandlung vornahm, hiess er die Lictoren die Beile aufnehmen, wann sie vorüber war, sie niederlegen. Demnach ist der Sinn: „der rechte Mann pflegt als Consul nichts zu thun und zu lassen blos nach dem Wunsche des Volks, sondern alles nur nach der eigenen Ueberzeugung.“ Auch möcht' ich fragen, ob in den einem Schüler zugänglichen Hülfsmitteln der Begriff von *popularis aura* bis zur vollen Klarheit erläutert ist. Bei der Uebersezung durch Volksgunst decken sich die Begriffe offenbar nicht; sie gibt nur ein halbes Verständniss, bei welchem sich Lernende nur allzugern beruhigen. Und wenn Klotzens neuestes Wörterbuch sagt: „*popularis aura* von der hin- und herschwankenden, „leicht zu gewinnenden und leicht zu verscherzenden „Volksgunst“ so hilft das den Schüler in die Irre führen. Denn mag auch *aura* anderswo eben so wie *unda* ein Symbol des Unsteten, Launenhaften sein, so ist doch in jener Verbindung diese Eigenschaft der *aura* nicht gemeint. Erst durch das Epitheton *mobilis* wird sie bemerklich gemacht.

Vielmehr ist *aura* hier die Luft nur in sofern sie (eben so wie der Wind und Sturm, nur sanfter) bewegt und vorwärts treibt wie der *οὖρος*, gleichsam die Masculinform von *aura.* Dieser Zugluft gleicht aber nicht die blose Volksgunst gegen Persönlichkeiten, sondern weit allgemeiner der Volkswunsch, in allen Dingen, zu denen er sich als Impulsator verhält, wie der Wind zu dem Schiffe. Deutlich erhellt diess aus Cic. Sext. 47. *Catulum neque periculi tempestas neque honoris aura potuit unquam de suo cursu aut spe aut metu demovere.* Und Harusp. resp. 20. *Sulpicium longius quam voluit popularis aura provexit.* Oder Lucan. I, 132. *Popularibus auris impelli.* Auch Liv. III, 37 ist so

zu verstehn: *plebeji inde libertatis captare auram, unde servitutem timendo in eum statum rempublicam adduxerant:* die Plebejer suchten nach einem Wind „der die Freiheit fördern möchte"; und III, 33 ist *omnis popularis aurae captator* nicht „ein eifriger Bewerber um die „Volksgunst", sondern er sucht nur eifrig die Volksstimmung zu errathen oder (nach sprichwörtlicher Redensart) lauscht, wo der Wind herblase, um mit diesem Winde zu segeln, und dadurch allerdings auch mit dem Volk in Harmonie zu bleiben. Die Volksgunst dagegen, welche dem einzelnen zu Erreichung seiner Wünsche förderlich ist, nennt Liv. XXII, 26 *auram favoris popularis.* Bei Horaz also heisst *arbitrio popularis aurae* „nach dem „Willen der augenblicklichen Volksstimmung."

In dem folgenden ist *virtus* in einem und denselben Saz auf eine unnachahmbare Weise in doppeltem Sinn gebraucht; erst als die Göttin, die ihren Verehrer belohnt *coelum recludendo,* und dann als der Verehrer dieser Göttin, der den Lohn zu verdienen strebt, und *negata tentat iter via.* So gebraucht *virtus* als Concretum auch Tacitus: Ann. I, 80. *Tiberius nec eminentes virtutes sectabatur et rursus vitia oderat*, und Agr. 1. *Nobilis virtus vicit.*

Aber die *negata via*, auf welcher der Staatenlenker den Weg zum Himmel sucht, ist nicht, wie Orelli mit andern meint, ein „dornenvoller Weg, *per asperrima quaeque.*"

Der Gedanke *per aspera ad astra* würde an dieser Stelle für den Idealisten Horaz etwas trivial sein. Und kann denn ein *per aspera* erschwerter Weg darum füglich auch *negata via* heissen? Nothwendig müsste man ja doch *negata* durch *vetita* erklären, und würde der Dichter dann das Schwierige als etwas von Natur und Gottheit Verbotenes bezeichnen — und es sollte dann dennoch die Pflicht des politischen Helden sein, auf solchem

Weg den Himmel zu suchen? Etwas ganz anderes ists, wenn Horaz I, 3 in einer sentimentalen Seelenstimmung der Menschheit die Beschiffung des Meeres als Frevel *vetitum nefas* anrechnet, da die hiemit verbundenen Gefahren wie eine Warnungstafel den Menschen vernehmlich untersagen, das zu verbinden was die Götter getrennt wissen wollen, und so die Götter zu versuchen. Denn der Mensch hat immer die Wahl, den Durchstich der Landenge von Panama als preiswürdigen Triumph menschlicher Kunst und Kraft, oder als sträflichen Fürwiz und Uebermuth zu betrachten. Allein in unserer Ode, welche einen rein so thatkräftigen Charakter trägt, kann Horaz, da die Götter selbst *τῆς ἀρετῆς ἱδρῶτα πάρος θέσαν,* den Kampf mit blosen Schwierigkeiten nicht als ein *opus divinitus negatum* oder *vetitum* betrachten und darstellen.

Vielmehr ist zu *negata* als Dativ — nicht *sibi* zu ergänzen, sondern — *coetibus vulgaribus* aus dem folgenden *coetus vulgares* zu entlehnen, eine Anticipation, welche der antiken Syntaxis durchaus nicht fremd ist. „Der „Held strebt nach dem Himmel auf einem Weg, der für „die gemeinen Naturen verschlossen ist.“ Dieser Weg ist der höhere Sinn und ein geistiges Leben, kurz die ideale Weltansicht, zu welcher sich das allein für die realen Güter empfängliche *vulgus* nicht erheben kann.

Od. III, 5, 1.

Coelo tonantem credidimus Jovem.

Zwischen der ersten und zweiten Strophe macht sich eine Kluft fühlbar, für welche ein Uebergang, eine Brücke erst gesucht sein will. Ein solcher findet sich unter dreierlei Voraussezungen, deren jede fast unbestreitbar ist:

1) dass die Abfassung dieser Ode älter ist, als der wirkliche Zurückempfang der an die Parther verlorenen

Fahnen im J. d. St. 834; dass sie aber in die nächst vorhergehende Zeit fällt, wo ganz Rom einem neuen Krieg gegen die Parther entgegensah, in einerlei Zeit mit Od. I, 2, 51. *Nec sinas Medos equitare inultos te duce, Caesar;* in welcher eben so auch Ovidius, Art. Am. I, 177 frohlockte: *Ecce parat Caesar domito quod defuit orbi addere; nunc, oriens ultime, noster eris! Parthe, dabis poenas; Crassi gaudete sepulti!* — dass mithin *adjectis Britannis* aufzulösen ist in: *quando adjecerit,* und nicht in: *postquam adjecit.* Ein stringenter Beweis ist das Futurum *habebitur*, welches die schon vollbrachte Thatsache der Unterwerfung ausssschliesst, und nicht durch *putabitur* erklärt sein will (denn *putare* ist eine blos prosaische Nebenbedeutung von *habere*), sondern durch *tenebitur,* wie in Sall. Cat. 1. *Nam gloria fluxa atque fragilis, virtus clara aeternaque habetur*, d. h. der Ruhm ist ein vergänglicher, die Tugend ein ewiger Besiz;

2) dass gleichzeitig auch von Friedensunterhandlungen mit Parthien die Rede war, bei welchen unter anderem die Rückgabe der Kriegsgefangenen stipulirt werden sollte. Denn nach Dio XLIX, 23 und Plutarch. Ant. 37 hatte schon Antonius dem Partherkönig Phraates durch Monaeses und eine römische Gesandtschaft Frieden anbieten lassen, unter der Bedingung der Rückgabe der Fahnen und Gefangenen, und nach Dio LIII, 33 gab im J. 731 Augustus dem Phraates dessen Sohn zurück, unter der gleichen Bedingung, worauf später, nach Dio LIV, 8, Phraates die Fahnen und die Gefangenen „bis „auf wenige, die sich aus Scham entleibten oder heim„lich im Lande blieben“ zurücksandte; wogegen alle andern Geschichtschreiber nur die Rückgabe der Fahnen melden;

3) dass die Fragpartikel *Milesne* eben so wie sonst *nonne* eine bejahende Antwort erwarten lässt, wie Sat.

II, 7, 61. *Estne marito matronae peccantis in ambo justa potestas?* Und Ep. I, 17, 38. *Quid, qui pervenit, fecitne viriliter?*

Folgendes ist nun der Gedankengang:

Erste Strophe. Wird Augustus, wie jezt zu hoffen steht, auch noch Britannien und Parthien unterworfen haben, dann ist er Jupiters vollkommener Stellvertreter.

Mittelgedanke. Ja, Krieg gegen Parthien! einen neuen Krieg bis zur Unterjochung! Nur keine Friedensunterhandlungen! am wenigsten zu Gunsten der römischen Kriegsgefangenen! diese verdienen keine Rücksicht.

Zweite und dritte Strophe: Denn haben sich des Crassus Soldaten nicht dort schon eingebürgert? und ihr Vaterland vergessen, als gäb' es keinen Gott und kein Rom mehr zu ihrer Rettung?

Vierte bis lezte Strophe: Ein solcher Friede würde die Norm des Regulus umstossen, der überhaupt keinen Kriegsgefangenen losgekauft wissen wollte, und dieses strenge Gesez sogar auf sich selbst, den kriegsgefangenen Feldherrn anwandte; der sich selbst mitverdammte und als ehrlos betrachtete, weil er seine Freiheit zu überleben vermocht hatte.

Hatte diese Ode einen politischen Zweck? Wohl möglich! Ohne Zweifel wünschten die Familien jener Gefangenen sehnlich deren Befreiung, und boten alles auf, bei Kaiser und einflussreichen Grossen, um sie auf dem Weg eines Friedensschlusses befreit zu sehn — rein-persönliche Wünsche, denen Horaz im Interesse von Roms Ehre entgegentritt. Und dasselbe vaterländische Gefühl konnte den Dichter treiben, gegen jede Friedensunterhandlung mit den Parthern Verwahrung einzulegen, nach dem altrömischen Grundsaz, niemals mit einem siegreichen oder noch nicht besiegten Feinde, wie es die

Parther waren, zu unterhandeln oder Frieden zu schliessen. In der innern Politik ist Horaz ein loyaler Monarchist, in der äusseren aber ein glühender Patriot, insbesondere voll Theilnahme für die parthischen Angelegenheiten.

Vs. 45. *Donec labantes.* Die lose Verbindung mit dem Vorhergehenden kann (nicht ohne Horazens Schuld) den Irrthum veranlassen, als habe Regulus seine Selbstdemüthigung nur so lange fortgesezt, bis er den Senat für seinen Rath gestimmt hätte, nach Erreichung dieses Zweckes aber sich wieder als wahren Römer und würdigen Gatten gefühlt und so benommen. Nein, er blieb auch nachher derselbe; er hatte nur seine Selbstverdammung und Scham so nachdrücklich an den Tag gelegt und sie durch seine Reden so überzeugend motivirt, dass ein Senatsbeschluss in seinem Sinn (*Fiat justitia! pereant captivi, pereat et Regulus!*) erfolgte. Man kann sagen, *donec firmaret* beziehe sich nicht sowohl auf *fertur removisse . . posuisse,* als vielmehr auf *dixit* in v. 20, und auf den Eindruck seiner Motive.

Od. III, 12, 5.

Tibi qualum Cythereae puer ales, tibi telas
Operosaeque Minervae studium aufert, Neobule,
Liparaei nitor Hebri,
Simul unctos Tiberinis humeros lavit in undis.

Dieses herkömmliche Comma nach *Hebri* ist zu tilgen; es macht widersinniger Weise *nitor Hebri* (d. h. *Hebrus nitidus*, wie Od. I, 19, 5 *Glycerae nitor,* und 12, 46 *fama Marcelli*) zu einer Apposition von *Cythereae puer ales.* Der Sinn ist offenbar: „Amor raubt dir allen Sinn für „deine weibliche Arbeit, sobald der schöne Hebrus, vom „Marsfeld und aus dem Tiberbade kommend, an deiner „Wohnung vorbeireitet, er, ein Reiter wie Bellerophon, „ein Turner wie kein anderer, und ein Jäger, gleich ge-

„schickt und gewandt, im offenen Feld den Hirsch zu „verfolgen, wie im Dickicht dem Eber Stand zu halten.“ Wie mochte Orelli so *de tripode* diese Interpunktion verwerfen, um eine wie in der Zerstreuung niedergeschriebene Erklärung an die Stelle zu sezen! *Vera utique haec est constructio: puer ales (amor tuus) id est Hebrus, qualum tibi aufert, simul etc.* Dagegen hat sich Orelli um die Stelle Verdienst erworben durch Tilgung des Comma nach *iaculari,* so dass *idem* nicht den Jäger an den Turner, sondern die eine Jägerkunst an eine zweite anreiht und beide als in dem einen Hebrus vereinigt darstellt. Nur verdiente eine Anomalie in dieser Structur eine Warnung vor Missverstand. Nämlich auf den ersten Anblick scheinen die Nominative *catus* und *celer* einander entgegengesezt, wie in *audax idem et cautus* u. a.; allein wie sollte vorzugsweise die Hirschjagd Geschick, die Eberjagd Schnelligkeit erfordern? Ein anderes lehrt die Sache, und Horaz selbst Ep. I, 18, 52. *Cum vel cursu superare canem vel viribus aprum possis.* In Wahrheit sind *catus* und *celer* vielmehr fast Synonyma, und den Gegensaz bilden hier nur untergeordnete Saztheile, die Jagd im Feld und die im Wald, (die sich ähnlich unterscheiden, wie die Kunst des *eques* oder *veles* von der des *miles statarius*) gleich als hiesse es: *catus et celer cervo iaculari idem et in fruticeto excipere aprum.*

Od. III, 13, 3.

Cras donaberis hoedo, cui frons turgida cornibus primis et Venerem et proelia destinat. Frustra: nam etc. Horaz wollte sicher *frustra* unmittelbar mit *destinat* verbunden wissen; die Beschreibung des Opferböckleins ist nichts als eine Nebenpartie des Ganzen, um sein Alter anzudeuten. Dagegen zu einem besonderen Saz gemacht verriethe *frustra* eine Theilnahme des Dichters für das so

dem Tode verfallende Thier, welche durch nichts motivirt ist, und, gleichviel ob als Scherz oder als Mitleid gefasst, die Einfältigkeit und Einheit des lieblichen Gedichtes stört.

Od. III, 16, 30.

Purae rivus aquae silvaque jugerum
Paucorum et segetis certa fides meae
Fulgentem imperio fertilis Africae
Fallit sorte beatior.

Folgende Paraphrase dieser Worte, in welchen *Africae* zugleich zu *imperio* und zu *sorte* gehört, wird die Construktion erläutern: *Fulgentem imperio fallit latetque, purae rivum aquae . . beatiorem esse quam fertilis Africae sortem*; *λανθάνει οὖσα εὐδαιμονεστέρα.* Ein Proconsul Afrikas in seiner Pracht und Herrlichkeit ahndet nicht, dass ein bescheidenes Landgut glücklicher macht, als das reiche Afrika das bei Verloosung der Provinzen ihm zugefallen.

Od. III, 19, 12.

Tribus aut novem
Miscentur cyathis pocula commodis.

Hier ist *commodis* durch *commode*, d. h. *bene, rite* zu erklären; gleichviel ob man diese grammatische Figur eine Prolepsis nennen will, oder eine Attraction, die das Nomen auf das Adverb ausübt, wie Od. II, 7, 12. *Turpe solum tetigere mento*, und Ep. II, 3, 193. *Officiumque virile defendat*, statt *turpiter* und *viriliter*. So wird derselbe Sinn gewonnen, den Bentleys Conjectur *miscentor* bezweckte; denn ein Indicativ mit *bene* kömmt einem Imperativ gleich.

Od. III, 21, 1.

O nata mecum consule Manlio,
Seu tu querelas, sive geris jocum,

Seu rixam et insanos amores,
Seu facilem pia testa somnum!

Hans Sachs schildert in einem launigen Gedicht die verschiedenen Wirkungen, die der Wein auf die vier Temperamente übt. Mit der Vierzahl und der Wirkungsart stimmt nun obige Strophe; sie macht jedoch die Wirkung abhängig nicht sowohl vom Temperament des Trinkers, als von dem Naturell des Trankes. Daher weiss Horaz nicht, ob der noch ungekostete Krug melancholische, sanguinische oder welche Elemente enthalte, will ihn aber auf jeden Fall anbrechen. Und doch redet er ihn jezt schon mit *pia testa* an! Wenn nun zufällig dieser Wein cholerischer Art war und zu Zank und Streit oder zur Liebeswuth verleitete, so verdiente er dieses Beiwort durchaus nicht. Wird man demnach *pia* als einen Nominativ von dem Vocativ *testa* trennen müssen? Dagegen sträubt sich offenbar der Bau des Verses; der Vorleser würde sich Gewalt anthun müssen, um beide Wörter auseinander zu halten. Darum lasse man es bei der üblichen Interpunktion, und verzeihe es dem Dichter, wenn er am Schluss die drei ersten Möglichkeiten ausser Augen gelassen, und die vierte Möglichkeit als die einzige betrachtet und als Wirklichkeit behandelt hat.

Unter *ingenio duro* v. 12 lässt sich sprachlich also verstehn: entweder, ein kaltes, verschlossenes Gemüth, das erst der Wein warm, herzlich, theilnehmend, mittheilend macht; oder: ein unfruchtbarer Geist, dem dennoch der Wein geistreiche Gedanken entlockt. Indess das Bild der Folter passt nur auf die erstere Erklärung. Nur das kalte Herz wird wider sein grundsäzliches Wollen zur Wärme gezwungen, der arme Geist aber wird nur über sein natürliches Können hinaus zur Produktivität befähigt.

Od. III, 24.

Intactis opulentior.

Seinen Lieblingsgedanken: „die Habsucht ist die Quelle unseres ganzen Elends!“ führt der Dichter durch folgende Gedankenreihe aus:

Durch keinen Reichthum befreit sich der Mensch von der Macht des Schicksals und von der eigenen Furcht. v. 1—8.

Weit glücklicher leben die armen Scythen und Geten, ohne Haus und ohne Grundbesiz, und darum auch ohne Versuchung, sich durch Verbrechen Paläste und Latifundien zu erwerben, oder unter dem Schuz des schon erworbenen Reichthums zu freveln. v. 9—24.

Diese Habsucht muss jeder, der sich Roms Retter und Heiland nennen will, mit Gewalt und Strenge ausrotten, muss jedoch dabei auf den Dank der Mitwelt für solche Wohlthat verzichten. v. 25—44.

Oder wollen wir solchen Gesezen und Gewaltmaassregeln zuvorkommen, freiwillig uns unseres Reichthums entledigen, ihn dem Vaterland als Opfer darbringen oder ihn ins Meer werfen! v. 45—50.

Denn die Rückkehr zur Armuth allein kann der Entartung unserer Jugend steuern. v. 51—58.

Der gewissenlose Erwerb vermehrt freilich den Reichthum ins ungeheuere, v. 59—62; und doch —

Hier nun lassen viele Ausleger diese schöne und kräftige Gedankenreihe mit dem etwas frostigen Gemeinspruch schliessen: und doch fehlt an dem (vermeintlich noch allzu-) kleinen Vermögen noch etwas! Darneben hege ich auch ein sprachliches Bedenken, welches ein junger Opponent immerhin rasch „ein superfeines“ nennen mag: *nescio quid* sagt bald weniger bald mehr als das gewöhnliche *aliquid;* weniger, wenn es bedeutet: etwas gleichgültiges, was ich nicht näher bezeichnen mag; und

mehr, wenn der Gedanke darin liegt: etwas bedeutsames, wofür ich den treffenden Ausdruck kaum finde. Keine dieser zwei Beziehungen passt, wenn mit *nescio quid* nichts tieferes gemeint ist, als ein gewöhnliches *plus* von Reichthum, das dem Habsüchtigen noch fehle.

Curtae rei ist nicht Dativ, sondern ein von *nescio quid* abhängiger Genitiv, und das gewisse kleine, unscheinbare Etwas, das dem Habsüchtigen beim grössten Reichthum immer noch fehlt, ist die Seelenruhe oder die Zufriedenheit, oder das wahre Glück, oder wie man es sonst nennen soll.

So fasst diese Worte schon Düntzer; aber unbemerkt blieb bisher die fehlerhafte Interpunktion nach *alea* v. 58, welche den Gedanken wesentlich alterirt. Offenbar bildet *cum perjura patris fides socium fallat . . . indignoque pecuniam haeredi properet* den causalen Vordersaz zu *scilicet improbae crescunt divitiae*, und ist von *alea* durch ein Punkt zu trennen. Im Nachsaz aber steht *improbae* proleptisch: „da ihm kein Mittel zu schlecht ist, wächst natürlich sein Reichthum ins ungeheure.“ Der Begriff der Unredlichkeit liegt hier so fern, wie in *labor improbus omnia vincit.*

Auch v. 20 haben alle Ausgaben ein sinnstörendes Punctum nach *adultero,* während doch das folgende *dos est magna parentium* durchaus nicht von *illic* losgerissen werden darf; sonst gleicht es einem Denkspruch statt einer historischen Notiz.

Od. IV, 2, 57.

Fronte curvatos imitatus ignes
Tertium lunae referentis ortum,
Qua notam duxit niveus videri,
Caetera fulvus.

Nicht die Hörner des Kalbes gleichen der Mondsichel, sondern ein schneeweisser Fleck auf seiner Stirn

hatte die Gestalt des wachsenden Mondes, wodurch das Opferthier eine Aehnlichkeit mit dem heiligen Apis erhielt; nach Plin. H. N. VIII, 46. *Insigne ei in dextro latere candicans macula cornibus lunae crescere incipientis,* wo am Schluss *similis* entweder ausgefallen oder zu ergänzen ist. Da nach Herodot III, 27 der Apis auf der Stirn ein weisses Viereck trug, und nach Plutarch. de Is. et Osir. 43 „gar manches am Apis den verschiedenen Mondgestalten" glich, so mag irgend eine andere Nachricht den Horaz belehrt haben, dass der Apis eine weisse Mondsichel auf der Stirn getragen habe, eben so — wie Horazens Opferkalb.

Diese Auffassung ist nicht neu. Mitscherlich verurtheilt sie: *Pessime alii ad seqq. trahunt et notam μηνοειδῆ significari contendunt.* Orelli, ohne sie einer Erwägung zu würdigen, vergleicht nur Od. III, 13, 4, wo sich nichts als ein gleichfalls zum Opfer bestimmtes Böcklein erwähnt findet, welches noch gar keine Hörner habe; was soll nun diese Parallele beweisen oder erläutern? Im Gegentheil könnte diese wahrscheinlich machen, dass auch das hier in Frage stehende Opferkalb noch ganz ohne Hörner zu denken sei, und wenn ja, so waren seine Hörner noch zu kurz und zu gerade, um den Mondshörnern zu gleichen. Und noch eins: sind in den zwei ersten Versen wirklich Hörner zu denken (die überdiess gar zu allgemein und unklar durch *fronte* bezeichnet wären), dann muss im vorlezten Vers die unvorbereitete Erwähnung der *nota* befremden — gleich als wenn sichs von selbst verstünde, dass jedes Kalb ein Mahl haben müsste!

Od. IV, 3, 14.

Romae principis urbium
Dignatur suboles inter amabiles
Vatum ponere me choros.

Der richtigen Sprachbemerkung Orellis, dass mit *suboles* hauptsächlich die *juventus* gemeint sei, füge ich ein *fiat applicatio* auf den Sinn des Ganzen bei: Horaz meint damit Roms Nachwuchs, das jüngere Rom, das für neue Formen Sinn und Empfänglichkeit zeigte und ihm, dem Neuerer, Anerkennung zollte, im Gegensaz jenes älteren Geschlechts, das in einseitiger Bewunderung des Lucilius und der altrömischen Poesie befangen, dem Horaz als einem Gräcomanen und Verflacher der römischen Eigenthümlichkeit den Krieg machte. Diese lezteren sind auch v. 16 mit *jam dente minus mordeor invido* gemeint; Ungünstige, literarische Widersacher, verschieden von jenen Neidern, die ihm sein Glück und Mäcens Gunst missgönnten; denn *invidia* bedeutet sowohl die ehrliche Ungunst als die gemeine Missgunst.

Od. IV, 4.

Bei der Wahl zwischen einer zwar haltbaren aber gezwungenen Erklärung und einer leichten Aenderung entscheidet Vorurtheil und Liebe für den Autor leicht und verzeihlich für die leztere. In der Strophe:

Qualemve laetis caprea pascuis
Intenta fulvae matris ab ubere
Jam lacte depulsum leonem
Dente novo peritura vidit

lag es dem Dichter zu nahe, *matris ab ubere et jam lacte* zu schreiben, als dass ich nicht daran glauben sollte. Eben so ist in Sat. I, 10, 26 am Schluss des Verses *et* nach *Petilli* ausgefallen.

Od. IV, 5, 17.

Tutus bos etenim rura perambulat;
Nutrit rura Ceres almaque Faustitas.

Das zweite *rura* ist eine rhetorische Wiederholung

statt *ea* oder *eadem*, wie Epod. 16, 42: *Nos manet oceanus circumvagus arva; beata petamus arva divites et insulas!* vgl. Epist. II, 3, 283 und Liv. XXI, 43: *Circa Padus amnis (major Padus ac violentior Rhodano); ab tergo Alpes urgent.* Man muss desshalb das zweite *rura* so tonlos lesen, wie *ea,* wenn der Dichter dieses Pronomen vorgezogen hätte. Erst wenn man es eben so stark betont, wie *nutrit* und *Ceres,* macht sich jene lästige Wiederholung desselben Worts fühlbar, welche bei vielen Entschuldigung fand als eine *grata negligentia,* andere aber, wie Bentley und Cuningham, zu Conjecturen veranlasste. Wo solche Männer Anstoss fanden, ists immer der Mühe werth, den missverstandenen Worten ein erläuterndes Wort zu gönnen.

Aber der Ausdruck *rura* zwingt, sich den Stier am Pfluge gehend, oder — noch eigentlicher — in der Furche auf und ab marschirend (denn das ist *ambulare*), nicht: auf der Weide umherschweifend zu denken. Denn meinte der Dichter den weidenden Stier, warum hat er dann das klare *prata perambulat* (wie Faber und Peerlkamp vermuthen) oder *pascua permeat* verschmäht, um dafür *rura* zweimal zu gebrauchen? und noch dazu in verschiedenem Sinn, erst für *pascua*, dann (da Ceres doch mit der Sorge für die Wiesen nichts zu schaffen hat) für *arva?* Ueberhaupt aber macht theils der Gebrauch, theils die Verwandtschaft mit *ἄροτος, ἄρουρα* wenigstens den Plural *rura* eben so wie *arva* zu einem Gegensaz von *prata* und *pascua*, während der collective Singular *rus* als Gegensaz von *urbs* in Gebrauch kam. Und was ist denn wohl ein lebendigeres Abbild der Friedenszeit und Sicherheit: wenn „der Soldat „abgezäumt hat und der Bauer einspannt" und hinter dem Pflug hergeht, ohne Furcht, dass ihm der nächste beste Lanzknecht seinen Stier ausspanne? oder wenn das

Rindvieh sorglos auf der Wiese weidet, wie es auch bei wilden Nomadenvölkern pflegt?

Od. IV, 9, 1.

Ne forte credas, interitura quae etc.

Orelli trennt beifallswürdig die erste und zweite Strophe blos durch ein Colon und entfernt dadurch den Schein, als wenn der Dichter einen Ausdruck seines Selbstgefühls als Eingang des Gedichts benüze. Die ganze erste Strophe dient nur zur Motivirung des ersten Hauptgedankens, der die zwei folgenden Strophen füllt: „Die Lyrik ist nicht weniger als das Epos fähig, die Unsterblichkeit zu verleihen, und nicht blos Pindars und andere dem heroischen Gedicht geistesverwandtere Oden, sondern selbst Anacreons und Sapphos Liebeslieder leben noch fort; diess zur Erinnerung, damit du nicht mein Lied als ein blos ephemeres Lob verachtest, darum weil es nur ein lyrisches ist.“

Die erste Strophe aber gewinnt noch mehr an Gewicht, wenn man *credas* nicht durch *putes* erklärt, sondern in seinem eigentlichen Sinn fasst; denn während *putare, existimare, censere* u. s. w. auf eigener Reflexion und Combination beruhen, sezt *credere* eigentlich immer eine fremde Autorität voraus, der man Glauben schenkt. *Mirari te puto* und *credo* unterscheiden sich wie: ich glaube, und: ich glaube es, dass du dich wunderst. Demnach enthält das *ne forte credas* eine Protestation Horazens gegen seine literarischen Widersacher und die Verächter der lyrischen Poesie, und eine Warnung an Lollius, ihrem Vorurtheil Glauben zu schenken.

IX.

Zu Tacitus.

Die Vermuthungen, von wem und in wiefern Tacitus bei Verabfassung seiner Biographie des Agricola eine Erlaubniss einholen oder auch eine Verzeihung erbitten musste (*veniam petere*), wie er in der Vorrede erwähnt, sind fast zahllos. Da jedoch noch keine derselben alle oder viele Leser, die Mehrzahl blos ihren eigenen Erfinder befriedigt hat, so nehme hier noch ein neuer Versuch Plaz, der die Conjecturalkritik in bescheidenem Maass beizieht. Die ganze schwierige Stelle ist so zu schreiben:

At mihi nunc narraturo vitam defuncti hominis venia opus fuit; quam non spectavissem (Mss. *petissem*) *incusaturus tam saeva et infesta virtutibus tempora — legimus, cum Aruleno Rustico, Paetus Thrasea, Herennio Senecioni Priscus Helvidius laudati essent, capitale fuisse.*

Unter *venia* versteht Tacitus die mit der modernen Pressfreiheit identische Freiheit zu schreiben, was man denkt. Die Aenderung des handschriftlichen *petissem* in *spectavissem*, d. h. *exspectavissem* (eine Erlaubniss, die ich nicht abgewartet haben würde) ist von mir schon in meiner Ausgabe des Tacitus empfohlen; dagegen gebe ich dem handschriftlichem *incusaturus*, d. h. *conquesturus*,

wie Hist. II, 94, statt der herrschenden Conjectur *ni incursaturus* wieder seinen Plaz im Text; endlich soll der Gedankenstrich die fehlende Hypothesis zu *non spectavissem* vertreten; sie heisst: *ni capitale fuisset**), und ist aus dem folgenden *capitale fuisse* zu entlehnen — eine Aposiopesis, wie sie Tacitus als eine rhetorische Lieblingsfigur in den verschiedensten Gestalten anwendet. Oder will man lieber von Aposiopesis und Gedankenstrich abstrahiren, so ist der Beweissaz der Hypothesis, nämlich *legimus enim capitale fuisse,* in die Stelle der Hypothesis selbst eingerückt. Begreiflich muss nun das zweite Capitel schon mit *At mihi nunc,* nicht erst mit *legimus* beginnen.

Agricola war ohne gehörige Anerkennung seiner Verdienste bestattet worden, in Folge von Domitians Ungunst und Eifersucht. Erst nach dem Tod des Despoten, vier Jahre später, als Nervas liberale Regierung auch in der Literatur die Freiheit wiederschenkte, durfte ein Held die verdiente Würdigung finden und ein Wort der Klage über die Tyrannei sich laut machen. Diese Zeit einer allgemeinen Erlaubniss, die Wahrheit zu sagen, hatte Tacitus abwarten müssen (*venia opus fuit* und *exspectanda fuit*), wenn er nicht nach dem Vorgang des Rusticus als Märtyrer sterben und seine Schrift verbrannt sehn wollte. Nun verfasste er als Ersaz für die entbehrte *laudatio* die vorliegende Lebensbeschreibung, welche eben desshalb besonders in ihrem Schluss den Charakter einer Leichenrede trägt; eine Ansicht, die ich dem geistreichen Hofmeister (Weltanschauung des Tacitus) nachspreche.

*) Ein ähnlicher Fall kehrt Cap. 17 wieder, wo sich so interpoliren liesse: *Et Cerealis quidem alterius successoris curam famamque obruisset,* [*ni Frontinus successisset; sed*] *sustinuit molem Julius Frontinus.*

Nach dieser Emendation erklärt sich alles von selbst aus der allbekannten Kaisergeschichte. Die übrigen Erklärungsversuche aber müssen sämtlich annehmen, dass Tacitus bei diesem Saz seiner Schrift, die doch ihren Schlussworten zufolge für die Nachwelt geschrieben war, doch nur an die Mitwelt gedacht habe, welche wisse, um welche *venia* er sich beworben habe, und die Anspielung ohne weiteres verstehe.

Am Schluss des dritten Capitels reicht die Frage nicht blos bis zu *interciderunt*, sondern bis zu *venimus*.

Tac. Agr. 9.

Wenn nach S. 331 *jam vero* immer eine Steigerung und den Uebergang zu etwas Gewichtigerem bezeichnet, wie und vollends gar, so muss

Jam vero tempora curarum remissionumque divisa.

befremden, da Agricolas Leutseligkeit im Privatverkehr zu seiner vorher erwähnten trefflichen Gerichtsverwaltung doch gewiss nicht im Verhältniss einer solchen Steigerung steht. Um so passender würde das folgende *Integritatem et abstinentiam* durch *Jam vero* mit dem vorigen verbunden werden: Agricola besass alle Vorzüge, die den humanen Staatsmann auszeichnen; vollends aber die gewöhnliche Tugend der Redlichkeit im höchsten Grade, eine Tugend, die bei einem grossen Mann gar nicht besonders rühmend hervorgehoben werden darf.

Vor dem Schluss dieses Capitels: *Minus triennium in ea legatione detentus ac statim ad spem consulatus revocatus est* scheint das völlig müssige *ac statim* eine Dittographie des folgenden *et statim.*

Tac. Agr. 30.

In der Rede des Calgacus herrscht abermals Verwirrung. Alle Logik verlangt:

> *Nos terrarum ac libertatis extremos recessus ipse ac sinus famae in hunc diem defendit; sed nunc terminus Britaniae patet, atque omne ignotum pro magnifico est. Nulla jam ultra gens etc.*

Die Mss. haben *sed* erst vor *Nulla.* Gleich darauf ist es unbegreiflich, warum Tacitus die Worte *quos non oriens, non occidens satiaverit* nicht gleich nach *Raptores orbis* sollte gesezt haben, da sie doch den Ausdruck: Räuber der ganzen Erde, zu motiviren bestimmt sind; während sie in den Mss. erst nach *ambitiosi* stehn und müssig nachhinken.

Tac. Agr. 42.

Sed in nullum rei post usum.

Man beruhigt sich bei Murets Verbesserung *reipublicae.* Aber *post* darf nicht völlig zu Grunde gehn. Es muss wohl heissen:

Sed in nullum reip., posterùm usum.

Tac. Agr. 45.

Unbefriedigend und unvollständig ist noch die Herstellung und das Verständniss der Thatsachen, die Agricola glücklich genug war nicht mehr zu erleben:

> *Mox nostrae duxere Helvidium in carcerem manus; nos Maurici Rusticique visus, nos innocenti sanguine Senecio perfudit.*

Wenn man hier *divisimus* aus mg. und cod. Ursin. für *visus* aufnimmt, so lässt sich dem Ganzen durch Einschiebung nur noch Eines Wörtleins vollständig helfen:

nos Maurici Rusticique par divisimus,

wie Hor. Sat. I, 7, 19 *Rupili et Persi par* verbindet; denn Mauricus und Rusticus waren ein gleichgesinntes Brüderpaar, *par nobile fratrum.* Ein Senatsdecret riss beide auseinander (mit einem poetischen Ausdruck *divisit*), indem es den Rusticus in den Tod, den Mauricus in die Verbannung schickte.

Das folgende bedarf nur der Erläuterung. Wenn darin, wie auch der neueste Ausleger Fr. Kritz meint, nichts anderes läge, als *nos Senecionem innocentem interfici vidimus*, so wäre das ein Gemälde mit etwas stark aufgetragenen Farben. Man müsste sich den Senat bei Senecios Hinrichtung, wenn auch nicht ganz eigentlich von seinem Blute bespriz t oder vielmehr „übergossen", doch wenigstens gegenwärtig denken. Aber öffentliche Hinrichtungen in Gegenwart des Senats sind in dieser Kaiserzeit wohl ohne Beispiel. Auch würde diese Klage des Tacitus gegen das vorangehende matt sein. Denn warum preist er den Agricola glücklich? Darum, weil er die Gräuel, die von Domitians Cabinetsregierung und Camarilla ausgingen, nur erleben, nur mit ansehn musste, ohne jedoch als Senator dazu mitwirken und sich mitschuldig machen zu müssen. Später liess Domitian durch den Senat selbst die Anklage erheben und das Urtheil fällen. Daher gereichte auch Senecios Schicksal eben so wie das des Helvidius und Rusticus dem Senat nicht blos zum Schrecken, sondern auch zum Vorwurf. Demnach ist *Senecio nos innocenti sanguine perfudit* nur bildlich zu fassen. Senecio sah in den Senatoren seine Mörder und wollte, dass „sein unschuldiges Blut über sie komme." Es ist ein sehr natürlicher Glaube, dass jeder Blutstropfen eines Ermordeten, der an seinem Mörder klebt, beständig um Rache schreit; daher wischte Klytämnestra, nach Soph. El. 445, Agamemnons Blut, von dem sie bei der Unthat befleckt wurde, an seinem Haupte ab.

Weiter unten ist *cum suspiria nostra subscriberentur* einfacher als geschieht durch: *cum nomina nostra cum suspiriis subscriberentur* zu erklären: „wie wir unter Seufzern die Anklage unterzeichneten."

Tac. Ann. I, 11.

Cum proferri libellum recitarique jussit. Opes publicae continebantur.

Hier ist *quo* nach *jussit* ausgefallen; denn bei einem asyndetischen Anschluss von *opes continebantur* hätte selbst der wortkarge Tacitus den Zusaz *quendam* zu *libellum* nicht umgehen können.

Tac. Ann. I, 37.

Non abscessere quintani . . . veherentur.

Hier ist Verwirrung, denn wie können denn die I und XX Legion, welche sich gutwillig in ihre Winterquartiere zurückführen lassen, *turpi agmine* abmarschiren? Die Säze sind so zu ordnen: *Largitio differebatur in hiberna cujusque. Primam ac vicesimam legiones Caecina legatus in civitatem Ubiorum reduxit. Non abscessere quintani unetvicesimanique, donec isdem in aestivis contracta ex viatico amicorum ipsiusque Caesaris pecunia persolverentur;* [tum demum abscessere], *turpi agmine, cum fisci de imperatore rapti inter signa interque aquilas veherentur.*

Tac. Ann. I, 63.

Mox reducto ad Amisiam exercitu legiones classe ut advexerat reportat.

Hier ist *duas* oder *II* vor *legiones* ausgefallen. Eine Vergleichung von cap. 60 und 79 macht diess evident. Denn c. 60 heisst es: *ipse Caesar impositas navibus quatuor legiones per lacus vexit.* Und cap. 70. *At Germanicus legionum quas navibus vexerat secundam et quartam decimam itinere terrestri Publio Vitellio ducendas tradit, quo levior classis vadoso mari innaret vel reciproco sideret.* Ist es nicht sonnenklar, dass Germanicus vier Legionen zu Schiff nach Germanien geführt hatte, und nur zwei zu Wasser, die zwei andern aber zu Lande zurück-

führte? Nipperdey erkennt die historische Schwierigkeit an, aber heilt lieber mit dem Messer als mit Umschlägen, indem er *legiones classe ut advexerat reportat* ausstreicht.

Tac. Ann. I, 70.

Mox impulsu aquilonis, simul sidere aequinoctii, quo maxime intumescit oceanus, rapi agique agmen. Et opplebantur terrae.

Entweder ist dies so, wie folgt, zu emendiren:

Mox impulsu aquilonis rapi agique agmen, et simul sidere aequinoctii, quo maxime intumescit oceanus, opplebantur terrae.

oder, wenn die Stelle unverderbt ist, so hat Tacitus durch eine Art Chiasmus erst die zwei verschiedenen Ursachen und dann ihre zwei verschiedenen Wirkungen neben einander gereiht; keinenfalls darf dann *rapique agmen* (die Wirkung von *impulsu*) und *et opplebantur* (die Wirkung von *sidere*) durch ein Punktum von einander getrennt werden, wie die Ausgaben thun.

Tac. Ann. III, 19.

Adeo maxima quaeque ambigua sunt, dum alii quoquo modo audita pro compertis habent.

So hat das Ms. aus Correktur. Ursprünglich oder pr. m. stand *audire*. Weissenborn erkannte hierin richtig *audiere*, aber er schob zugleich *quae* vor *quoquo* ein; ohne Noth; denn *quoquo* ist wirkliches Relativ, und als Objekt ergänzt sich ja *ea* d. h. *maxima quaeque* von selbst.

Tac. Ann. XII, 18.

(*Mithridates*) *ad Eunoden convertit propriis odiis infensum et recens conjuncta nobiscum amicitia validum.*

So das Ms. ganz gegen den Sinn. Man schiebt *non* ein, ohne Rücksicht auf Ruhnkens Warnung vor diesem

allzubequemen Mittel. Jakob Gronovs Vorschlag *inoffensum* verdient den Vorzug. Es ist der gleiche Schreibfehler wie XII, 39. *Tum Ostorius cohortes expeditas exposuit,* was ich sinngemäss in *cohortes expeditas sex opposuit* verbessert habe; denn *exposuit* ist unhaltbar, und Lipsius Vorschlag *opposuit* lässt die Entstehung des *ex-* unerklärt.

Tac. Ann. XIV, 16.

> (*Nero*) *carminum quoque studium affectavit, contractis quibus aliqua pangendi facultas necdum insignis aetatis nati considere simul.*

Die neueste Aenderung dieser verzweifelten Stelle lautet in Baiters zweiter Ausgabe: *quibus aliqua pangendi facultas necdum insignis erat; hic cenati considere simul.* Ich hoffe *aetatis* zu retten durch die Conjectur: *quibus aliqua pangendi facultas necdum insignia aetatis; cenati considere simul.* Unter den *insignibus aetatis* versteht Tacitus die natürlichen und die conventiellen Kennzeichen des heranreifenden Alters, den Bart und die *toga virilis.* So versammelte Nero um sich junge Dichterlinge von 15 bis 20 Jahren, *imberbes et praetextatos.* Haases Conjectur *cenati* ist leichter und passender als *coronati.* Wie der Deutsche unter Alter κατ᾽ ἐξοχὴν das hohe Alter versteht, so bezeichnen Griechen und Römer mit ἡλικία und *aetas* das erste Jugendalter, wie Liv. XLII, 34 *Quum primum in aetatem veni, pater mihi uxorem dedit.* Nipperdeys Text gibt *insignis claritas. Hi considere,* stillschweigend, als völlig evidente Correktur.

Tac. Ann. XIV, 33.

> *quod uberrimum spolianti et defendentibus intutum laeti praeda et aliorum segnes petebant.*

Den Schreibfehler des Ms. *insignes* hat Mercier verbessert; aber auch *aliorum* ist anstössig. Die Latinität

verlangt wenigstens *caeterorum;* Lipsius schlägt *laborum* vor. Vielleicht ist *praeliorum* annehmbar; nicht als absichtliche Alliteration mit *praeda*, aber *praeda* kann den Ausfall des folgenden *pr* veranlasst haben. Ann. XIV, 23. *Gentem ut segnem ad pericula, ita infidam ad occasiones.* Und XVI, 14. *Sosianus inquies animo et occasionum haud segnis.*

Tac. Ann. XIV, 61.

Itur et in principis laudes repetitum venerantium, jamque et palatium multitudine et clamoribus complebant.

Statt mit Baiter und Nipperdey die hier sinnlosen Worte zu tilgen, begnüge ich mich mit Versezung und Aenderung Eines Vocals: *Itur et in principis laudes, jamque et palatium multitudine et clamoribus repetitam venerantium complebant.* Es wäre auffallend, wenn das Volk sich begnügt hätte, den damals unpopulären Kaiser zu loben, ohne zugleich der geliebten Kaiserin durch Ausbrüche der Freude über ihre Wiedereinholung zu huldigen. *Repetita* nach Virg. G. I, 39: *nec repetita sequi curet Proserpina matrem,* d. h. *revocata*, um nicht das kurz vorher gebrauchte *revocavit* zu wiederholen.

Tac. Ann. XV, 15.

Vologeses armis et corporibus caesorum aggeratis, quo cladem nostram testaretur, visu fugientium legionum abstinuit.

Wie? der König wollte die Flucht der Legionen nicht einmal sehen? Zwar heisst es gleich darauf: *Fama moderationis quaerebatur;* aber das wäre doch eine widernatürliche *moderatio* gewesen! Er liess sie nur nicht verfolgen; nämlich das Komma gehört erst hinter *visu*, d. h. *adspectu* opp. *fama;* und *abstinuit* ist mit dem Genitiv konstruirt, wie Hor. Od. III, 27, 69. *Abstineto irarum.*

Tac. Hist. II, 76. 77.

Tacitus war unverkennbar der Zögling einer Rhetorschule, vielleicht des Quintilianus selbst. Die ausführlicheren Reden, die er seiner Erzählung einverwebt, sind sämmtlich kunstgerecht disponirt und geben dem Erklärer eine fruchtbare Gelegenheit, sie zu skeletisiren, oder dem Schulmann, sie skeletisiren zu lassen. Manche Störung in der Aufeinanderfolge der Gedanken kömmt sicher auf Rechnung der Abschreiber, welche unzählig oft Buchstaben, Wörter, Säze und oft ganze Perioden versezt haben. Ein Beispiel findet sich Ann. XIV, 56 in Neros ausführlicher Antwort auf Senecas Quiescenzgesuch. Die Worte:

Sed quantum Volusio longa parsimonia quaesivit, tantum in te mea liberalitas explere non potest

gehören sichtlich an den Schluss des Cap. 55 nach *antecellis*.

Besonders kunstreich scheint mir Mucians Anrede an Vespasian Hist. II, 76. 77 disponirt, wenn man zuvor einige unerklärliche ὕστερα πρότερα verbessert hat. Nämlich die drei Säze am Schluss der Rede: *Acriore hodie disciplina victi* bis zu: *vulnera bellum ipsum* sind vor das Ende des Cap. 76 zu sezen, nach den Worten *et principis imitatione deteritur*. Und die nächstfolgenden Worte in Cap. 77. *Nec mihi major in tua diligentia, parsimonia, sapientia fiducia est quam in Vitellii torpore*, *inscitia* müssen den Schluss des Cap. 76 bilden und hinter *tua ante omnes experientia* gesezt werden.

Diess angenommen gestaltet sich die Disposition dieser Rede so, wie ich sie in meinen „Themata disponirt für den Schulgebrauch", Erlangen 1857 S. 14 ausgezogen habe:

Einleitung: Regeln für die Prüfung eines Rathes:
1) seines Inhaltes,
a) ob sittlich,
b) ob klug,
α) ob leicht auszuführen,
β) ob überhaupt möglich;
2) seines Urhebers,
a) ob thatkräftig,
b) ob uneigennüzig.

Thema: Aufforderung zur Besiznahme des Thrones.
I. Prüfung des Rathes,
A. von Seiten der Sittlichkeit: denn es ist
a) dein Recht:
α) keine Anmaassung und Eitelkeit, nach einem Vitellius,
β) kein Frevel, nach dem Aussterben der legitimen Dynastie;
b) deine Pflicht:
α) gegen das Vaterland,
β) gegen dich selbst;
B. von Seiten der Klugheit: denn es sind
a) die Vitellianer schwach,
α) Vitellius selbst,
β) sein Heer;
b) die Othonianer schwürig,
c) die Flavianer stark;
α) materiell,
β) psychisch,
1) die Streitkräfte,
2) du selbst,
aa) intellektuell: kriegserfahren,
bb) moralisch: thätig, einfach, weise.

II. Prüfung des Rathgebers: ich bin
a) nicht Nebenbuhler, denn du stehst höher
α) durch deinen Stand,
β) durch deine Kinder,
b) sondern
α) jezt Gefährte,
β) künftig Unterthan.

X.

Miscellen.

1. In der Rede des Perikles bei Thuc. II, 61, in welcher er die Unternehmung des Kriegs gegen Sparta rechtfertigt, ist eine Stelle, die ohne Anstoss zu finden, doch durchaus missverstanden wird, weil in ihr die Kürze des Thucydides ihren Gipfelpunkt erreicht und sie als Beispiel zu Ciceros pikantem, aber nicht unwahrem Spruch dienen kann: *Thucydides non res verbis, sed verba rebus illustrat.* Ich gebe sie hier der leichteren Uebersicht wegen mit Interpolationen, welche die Interpretation vertreten sollen.

> ***Καὶ γὰρ οἶς μὲν αἵρεσις γεγένηται* [ἢ πολεμῆσαι ἢ] *τἄλλα εὐτυχοῦσι* [μὴ πολεμῆσαι], *πολλὴ ἄνοια πολεμῆσαι·* [ἡμῖν δὲ αὕτη ἡ αἵρεσις οὐκ ἦν]· *εἰ δὲ ἀναγκαῖον ἦν* [ὥςπερ ἦν], *ἢ εἴξαντας εὐθὺς τοῖς πέλας ὑπακοῦσαι ἢ κινδυνεύσαντας περιγενέσθαι,* [οὐκ ἐχρῆν ἡμᾶς εἴξαντας εὐθὺς ὑπακοῦσαι]· *ὁ* [γὰρ] *φυγὼν τὸν κίνδυνον τοῦ ὑποστάντος μεμπτότερος.***

In diesen Worten steht *περιγενέσθαι* nicht als Gegensaz von *ὑπακοῦσαι*, sondern hängt von *κινδυνεύσαντας* ab und bildet mit diesem Particip den Gegensaz von *εὐθὺς εἴξαντας*. Diess ist der Schlüssel zum richtigen Ver-

ständniss, welches den Perikles vor der unsäglichen Trivialität bewahrt: „dass es besser sei zu fechten und „zu siegen, als sich gleich zu unterwerfen!“ Der eigentliche Nachsaz zu *εἰ ἀναγκαῖον ἦν* fehlt; an seine Stelle ist sogleich der Beweissaz des Nachsazes getreten, wie so oft im Griechischen und Lateinischen. Man könnte dieses Anantapodoton durch einen Gedankenstrich nach *περιγενέσθαι* bezeichnen. Der Sinn des Ganzen mit Verzichtleistung auf alle Kürze ist nun der: „Wer Frieden haben kann unbeschadet der übrigen Lebensgüter, der Freiheit, Ehre u. s. w., für den ists Raserei Krieg zu führen; diess ist jedoch bei uns nicht der Fall; denn wir konnten nicht mit Ehren in Frieden bleiben; wenn wir aber, wie der Fall war, nur die Wahl zwischen sofortiger Unterwerfung ohne Kampf, oder erst nach einem Kampf um den Sieg hatten, so verstand es sich von selbst, dass wir den Kampf wählten; denn nach einem Kampf sich ergeben ist löblicher als ohne Kampf.“

* *
*

2. Neuerdings hat nun auch W. Dindorf in Aesch. Th. 207:

πειθαρχία γάρ ἐστι τῆς εὐπραξίας
μήτηρ, γυνὴ σωτῆρος· ὧδ᾽ ἔχει λόγος.

G. Hermanns Conjectur *γονῆς σωτῆρος* in den Text genommen. Hat denn aber nicht der Dichter *εὐπραξία* als Tochter eines Elternpaares dargestellt, welches nach der ältesten wie der modernsten Politik durch seine Verbindung die Staatswohlfahrt erzeugt, durch Paarung des activen Freiheits- und Heldensinnes mit der passiven Botmässigkeit und Gesezlichkeit? Den ersteren, den Vater, bezeichnet der Dichter durch *σωτήρ*, den Retter in der Noth, worunter nur der Vaterlandsvertheidiger verstanden werden kann. Der

Dichter bedurfte durchaus eines Masculins für seine Metapher, sonst hätte er *μένος, τόλμα* etc. gewählt.

„Die Mutter alles Staatenwohls ist Folgsamkeit,
Des Heldenmuths Gemahlin," sagt ein alter Spruch.

Nämlich: *ὧδ' ἔχει λόγος*, d. h. *κατὰ τὸ λεγόμενον*, nicht, wie andere meinen, *κατὰ τὸν ἐμὸν λόγον*. Vgl. Soph. Tr. 1.

* * *

3. In Aristoph. Eccles. 908 fragt (nach dem cod. Rav.) die eine Alte:

τί ποθ' ἄνδρες οὐχ ἥξουσιν; ὥρα δ' ἦν πάλαι.

So kann sie nur fragen, wenn sie weiss, dass die Männer nicht kommen; allein sie erwartet sie noch voll Ungeduld. Darum zog W. Dindorf *οὐχ ἥκουσιν* vor. Th. Bergk gibt wieder *ἥξουσιν*, allein ohne die richtige Interpunktion:

τί ποθ' ἄνδρες; οὐχ ἥξουσιν; ὥρα δ' ἦν πάλαι.

Was macht denn das Mannsvolk? kömmt es nicht?
Zeit wär' es längst.

* * *

4. In Eur. Iphig. T. 675 ist das, was Kirchhoff und A. Nauck aus löblicher Vorsicht unberührt gelassen,

κοινῇ τ' ἔπλευσα δεῖ με καὶ κοινῇ θανεῖν

offenbar ungriechisch. Elmsley entfernte das müssige *τε* durch *κοινῇ δὲ πλεύσας*, Badham durch *κοινῇ 'ξέπλευσα*. Wieviel näher liegt:

κοινῇ τ' ἔπλευσα καί με δεῖ κοινῇ θανεῖν.

* * *

5. Nachdem Cäsar in Sallust. Catil. 51 vor der exceptionellen Procedur gegen Lentulus und Consorten gewarnt hat, weil eine solche zwar, so lange ein Cicero Consul sei, nur wahrhaft Schuldige treffen werde, aber später ein weniger gewissenhafter Consul eine solche

Vollmacht missbrauchen könne, schliesst er diese Gedankenreihe mit der Frage: *Quis illi finem statuet? quis moderabitur?*

Mit dem nächstfolgenden *majores nostri* etc. beginnt offenbar eine neue Gedankenreihe, welche jedoch erst durch Versezung von drei Wörtern die nöthige Klarheit und Wahrheit erhält. Indem ich diese Worte an der Stelle, an welcher sie fälschlich in den Mss. stehn, in Klammern einschliesse, und an der Stelle, wohin sie gehören, in gesperrter Schrift einschiebe, lautet die Periode so:

> *Sed eodem illo tempore [Graeciae morem imitati] verberibus animadvertere in cives, de condemnatis summum supplicium sumebant. Postquam respublica adolevit et multitudine civium factiones valuere, circumveniri innocentes, alia hujusmodi fieri coepere. Tum Graeciae morem imitati* (näml. *sunt*), *lex Porcia aliaeque leges paratae sunt, quibus legibus exilium damnatis permissum est.*

Zunächst ein Lob der alten Römer, dass sie durch ihr wohlberechtigtes Selbstgefühl sich doch nicht zu jenem Hochmuth verleiten liessen, der sich schämt, von andern zu lernen, von den Samnitern im Kriegswesen, von den Tuskern in der innern Verwaltung, und vorzügliche Einrichtungen dieser Staaten nach Rom zu übertragen.

Nach demselben Grundsaz haben die Römer in neuerer Zeit eine Verbesserung ihres Criminalrechts aus Griechenland geholt; die Abschaffung der Prügel- und der Todesstrafe für römische Bürger, eine eben so barbarische als unpolitische Strafe, welche neben vielen Reformen in andern Zweigen des öffentlichen Lebens lange fortbestand, und sich erst recht verderblich zeigte, als mit Roms wachsender Grösse aus den alten Parteien sich übermächtige Coterien bildeten. Denn wenn die momentan

herrschende Partei einen Justizmord veranlasst hatte, konnte die Gegenpartei, wenn sie ans Ruder kam, das geschehene Unrecht, unfähig es zu repariren, nur durch neues Blutvergiessen rächen.

So wenig nun auch die Gesezgebung ungerechte und parteiische Richtersprüche absolut verhindern konnte, so vermochte sie doch wenigstens durch eine Gesezesverbesserung das Aergste zu verhüten. Diess geschah, indem die *lex Porcia* das Exil, *κακὸν ἰατόν*, an die Stelle der Todesstrafe, *κακοῦ ἀνηκέστου, summi supplicii*, sezte, nach dem Beispiel Athens. In Athen gab es freilich Todesstrafen auch für Vollbürger; es ist jedoch auch nicht gemeint, dass die *lex Porcia* in ihrem ganzen Umfang aus Athen entlehnt sei, sondern nur in jenem Theil, welcher das freiwillige Exil der Todesstrafe substituirte. Diese eigenthümliche Einrichtung fand bekanntlich im Processgang des Areopag statt, demnach der Angeklagte nach dem Schluss der ersten Gerichtsverhandlung, nach seiner ersten Vertheidigungsrede, sich der Strafe durch freiwillige Verbannung entziehen konnte, *μεταστῆναι καὶ οὔθ᾿ ὁ διώκων οὔθ᾿ οἱ δικάζοντες οὔτ᾿ ἄλλος ἀνθρώπων οὐδεὶς κύριος κωλῦσαι,* nach Demosth. Aristocr. p. 643. Mit dieser kleinen Aenderung obiger Stelle hebt sich nun deren doppelte Schwierigkeit; erstens die logisch-rhetorische: denn wozu diente die Einleitung über die Empfänglichkeit der alten Römer für vorzügliche Einrichtungen des Auslandes, wenn die *lex Porcia,* der Hauptbegriff der ganzen Deduction, nicht als Nachbildung einer auswärtigen Einrichtung bezeichnet würde? Und andrerseits, welchen Zweck würde die eingeschaltete Notiz, dass die alten Römer die Todesstrafe von den Griechen entlehnt hätten, an dieser Stelle der sonst so präcis gehaltenen Rede haben? Zweitens die historisch-antiquarische: war denn das Criminalrecht

Griechenlands (bei welchem Namen der literarisch gebildete Römer doch gewiss zunächst an Athen dachte, aber gewiss nicht an Grossgriechenland), so geneigt zu Prügel- und Todesstrafen, dass Sallust die altrömische Neigung hiezu eine Nachahmung gerade griechischer Sitte nennen durfte? Sallust würde, wenn er wirklich die römische Todesstrafe aus Griechenland hergeleitet hätte, hiebei ohne Zweifel den Einfluss des griechischen Rechts auf die zwölf Tafelgeseze im Auge gehabt haben; aber die Sage und Geschichte Roms enthielt ja *exempla verberationis et summi supplicii* in Menge schon lange vor den zwölf Tafeln. Dietsch hat diese Schwierigkeit vollkommen richtig auseinandergesezt und erkennt jene Behauptung Sallusts jedenfalls als eine, aus Irrthum oder Absicht entsprungene, Unwahrheit. (Aus Schneidewins Philologus 1854 Bd. IX S. 579.)

* *
*

6. Catull schreibt XII, 4 an Asinius, der ihm ein Tuch entwendet hatte:

Hoc salsum esse putas? Fugit te, inepte,
Quamvis sordida res et invenusta est?

Ich begnüge mich *quamvis* in zwei Worte, *quam vis*, zu trennen, und überseze:

Wie gemein die Gewaltthat ist und unschön.

Nämlich *vis* will im Gegensaz nicht blos von *dolus*, *astutia* etc. gefasst sein, sondern allgemeiner in dem von *jus*, so dass sie nicht blos den gewaltsamen Raub, sondern auch den feinen Diebstahl und jede *injuria* in sich schliesst. Der Indicativ in der indirecten Frage befremdet keinen Leser des Catull.

* *
*

7. Den in meinen Reden u. Aufsäzen Th. II S. 396 gegebenen Beiträgen zur Verbesserung von Cicero *de officiis* füge ich noch folgende bei:

I, 4, 14. *Itaque eorum ipsorum quae adspectu sentiuntur nullum aliud animal pulchritudinem, venustatem, convenientiam partium sentit. Quam similitudinem natura ratioque ab oculis ad animum transferens multo etiam magis pulchritudinem, constantiam, ordinem in consiliis factisque conservanda putat.* Es muss heissen: *Quam ob similitudinem*, wobei jedoch *quam* auf *convenientiam* zu beziehen ist. Unmöglich konnte Cicero, wie Facciolati meinte, *similitudinem* als Synonymum von *convenientiam* gebrauchen.

I, 7, 20. Wenn Cicero wirklich es für eine Hauptpflicht des *justus* hält, *ut communibus pro communibus utatur, privatis ut suis*, so erscheint er ja, was ich nirgend bemerkt finde, als vollkommener Communist, oder privilegirt gar Raub und Diebstahl. Aber er hat sicher geschrieben: *ut communibus pro communibus utatur*, *privatis ut alienis, suis ut suis.*

I, 29, 104. *Facilis igitur est distinctio ingenui et illiberalis joci: alter est, si tempore fit, remisso homine dignus; alter ne libero quidem, si rerum turpitudo adhibetur aut verborum obscoenitas.* So gibt Orelli. Aber die Mss. deuten auf Verwirrung, geben zum Theil *animo* statt *tempore;* gewiss nicht umsonst. Ich vermuthe: *alter est, si tempore et animo fit remisso, libero homine dignus; alter ne homine quidem, si* etc.

Und gleich darauf steht *nimis* ganz müssig in *ut ne omnia nimis profundamus;* es gehört zum folgenden: *elatique nimis voluptate in aliquam turpitudinem delabamur.*

* * *

8. Kolster erkennt in seinen Sophokleischen Studien S. 26 vollkommen die Schwierigkeit in der für das atti-

sche Bühnenwesen wichtigen Stelle, Pollux Onom. IV, 126.

τῶν μέντοι παρόδων ἡ μὲν δεξιὰ ἀγρόθεν ἢ ἐκ λιμένος ἢ ἐκ πόλεως ἄγει, οἱ δ᾽ ἀλλαχόθεν πεζοὶ ἀφικνούμενοι κατὰ τὴν ἑτέραν εἰσίασιν.

Aber wenn er *ἀγρόθεν* durch *peregre* erklären möchte, wird er, wie er selbst fühlt, durch den Sprachgebrauch nicht unterstüzt. Es muss wohl heissen:

τῶν μέντοι παρόδων ἡ μὲν δεξιὰ ἐκ λιμένος ἢ ἐκ πόλεως ἄγει, οἱ δ᾽ ἀγρόθεν ἢ ἀλλαχόθεν κ. τ. λ.

d. h. wer von seinem Landgut oder sonst woher, von den Bergen, aus dem Ausland kam.

* * *

9. In Theocr. XIV, 58 rühmt Thyonichus den König:

μισθοδότας Πτολεμαῖος ἐλευθέρῳ οἷος ἄριστος.

Wenn ihn hierauf Aeschines fragt:

τἆλλα δ᾽ ἀνὴρ ποῖός τις;

so kann Thyonichus unmöglich darauf wieder antworten:

ἐλευθέρῳ οἷος ἄριστος,

wie in den Mss. steht, nur dass Vat. B *ὅστις ἄριστος* bietet. Meineke und Ziegler tilgen den ganzen Vers. Allein die passendste Antwort auf jenes *τἆλλα ποῖός τις;* würde unstreitig folgende sein:

ἅπαντά τοι οἷος ἄριστος!

denn darauf folgt eine lange Aufzählung von des Königs Tugenden. Eine Dittographie hat *ἐλευθέρῳ* an die Stelle von *ἅπαντά τοι* gesezt.

* * *

10. Die lückenhafte Stelle in Scipios Rede bei Liv. XLV, 41 scheint also zu vervollständigen:

Ab alterius funere filii curru in [*Capitolium vectus alterum redux*] *ex Capitolio prope jam exspirantem* [*in-*] *veni.*

* * *

11. In dem immerhin schäzbaren Fragment des Trogus Pompejus, welches R. Sascke in Jahns Jahrb. 1853. XIX. Supplbd. 1. Heft p. 156 mittheilt:

Nona (lex) pueros pauperes non in foro sed in agro deduci jussit, ut primos annos non in luxuria nec joco, sed in opere agerent.

muss *educi* verbessert werden, d. h. *educari*, wie in Tac. Ann. I, 4 und 41.

* * *

12. Diese, wie ich hoffe, nüzlichen Beiträge zur Kritik schliesse ich mit einem schönen Beitrag zu einer Biographie meines jüngst dahingeschiedenen unvergesslichen Lehrers und Freundes Friedrich von Thiersch. Aus seinem eigenen Munde vernahm ich bei seinem vorjährigen Doctorjubiläum (troz unseres fünfzigjährigen Verkehrs zum erstenmal) folgendes für ihn und andere charakteristisches Erlebniss.

Als Thiersch im Jahr 1809 von Göttingen als Professor an das Gymnasium zu München berufen war, fand er die Klasse, die er übernommen hatte, nicht so vorbereitet, wie er wünschte. Er wählte einige der strebsamsten Knaben aus und ertheilte ihnen unentgeldlichen Privatunterricht, um seiner Klasse einen guten Grundstock zu schaffen. So sehr diese Knaben selbst sich solcher Nachhülfe freuten, so sehr besorgten die angesehenen Eltern, ihre Söhnlein möchten durch die vermehrten Lehrstunden und Arbeiten über die Maassen angestrengt werden. Sie richteten die Bitte, ihre Söhne frei zu geben, erst an Thiersch selbst, und, nachdem dieser ihnen umsonst begreiflich zu machen gesucht, wie sehr diess in seiner Pflicht und im Interesse der Knaben und Eltern selbst liege, wandten sie sich beschwerend an die höchste Behörde. Der humane Chef des Studienwesens beschied

nun in höherem Auftrag den Verbrecher zu sich, und verwies ihm seinen gegen Wunsch und Willen der Eltern bewiesenen Eifer. „Diesen Verweis nehme ich nicht an, „Excellenz!" entgegnete der fünfundzwanzigjährige Gymnasiallehrer. „Wie so?" „Weil ich keinen Verweis ver„dient habe." „Man verkennt Ihre gute Meinung nicht, „aber wenn Sie einen Verweis von Ihren Vorgesezten „anzunehmen sich weigern, so wird man einen anderen „Weg einschlagen müssen." „Diesen Weg," sagte Thiersch, „kann ich Ew. Excellenz ersparen; ich lege hiemit „mein Berufungs- und Anstellungsdecret zu „Ihren Füssen. Man hat mich in Göttingen ungern „ziehn lassen, man wird mich in Göttingen mit offenen „Armen wieder aufnehmen." „Nun, nun, so weit wirds „ja um dieser Sache willen nicht kommen. Wir sprechen „uns weiter."

Mit diesem Wort aber beruhte die Sache gänzlich und endete auch alle Behelligung von anderen Seiten.

129
182
157
Zettler

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Döderlein, Ludwig,

Oeffentliche Reden mit einem Anhang pädagogischer und philologischer Beiträ
ge

Frankfurt a.M. ; Erlangen 1860

Paed.th. 1060-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10932851-0